

YRSA SIGURÐARDÓTTIR

GEISTERFJORD

ISLAND-THRILLER



Yrsa Sigurdardóttir

Geisterfjord

Island-Thriller

Übersetzt von Tina Flecken

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2010
bei Veröld Publishing

Für die deutschsprachige Ausgabe

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Covergestaltung: bürosüd°, München

Coverabbildung: Plainpicture

ISBN 978-3-10-401433-3

*Dieses Buch widme ich meinen wundervollen Schwiegereltern
Ásrún Ólafsdóttir und Þórhallur Jónsson.*

Für Auskünfte über die örtlichen Gegebenheiten in den Westfjorden und die Geschichte Hesteyris danke ich meinem Kollegen Ingólfur Arnarson, meinen lieben Freunden Halldóra Hreinsdóttir und Jón Reynir Sigurvinsson sowie Frau Birna Pálsdóttir, Verwalterin und Wirtin im alten Arzthaus in Hesteyri.

Yrsa

PERSONEN DER HANDLUNG

In Hesteyri

Katrín, eine junge Lehrerin aus Reykjavík

Garðar, ihr Mann

Líf, ihre Freundin

In Ísafjörður

Die Eltern des verschollenen Benni:

Freyr, Arzt und Psychiater

Sara, seine Exfrau

Dagný, Kriminalkommissarin in Ísafjörður

Veigar, ihr Kollege

Úrsúla, Freyrs Patientin

und einige andere ...

1. Kapitel

Das Boot wurde in einem ungleichmäßigen Rhythmus von den Wellen geschüttelt. Der Steven schwang träge auf und ab, während kräftigere Bewegungen das Boot unsanft zur Seite schoben. Der Kapitän kämpfte damit, es an dem schlanken Eisenpoller zu befestigen, doch der verwitterte Schwimmsteg schien sich einen Spaß daraus zu machen, ihm auszuweichen. Geduldig wiederholte er immer wieder dieselben Handgriffe, zog das verschlissene Seil zu der Verankerung, doch kurz bevor die spröde Schlaufe an ihren Platz glitt, wurde sie wieder weggerissen. Das Meer schien mit ihnen zu spielen und ihnen zu zeigen, wer mächtiger war. Endlich gelang es dem Kapitän, das Boot festzumachen – entweder war den Wellen die Neckerei langweilig geworden, oder seine Geduld hatte sich ausgezahlt. Er drehte sich zu seinen drei Passagieren um und sagte mit ausdrucksloser Miene: »Bitte sehr, aber passen Sie beim Aussteigen auf.« Er nickte mit dem Kinn in Richtung der Kisten, Tüten und anderen Dinge, die sie dabei hatten. »Ich helfe Ihnen, die Sachen an Land zu tragen, aber ins Haus müssen Sie sie selbst bringen.« Er kniff die Augen zusammen und spähte über die Wasseroberfläche. »Ich muss mich so schnell wie möglich auf den Rückweg machen. Sie haben ja genug Zeit, den Kram raufzubringen, wenn ich weg bin. Irgendwo muss eine Schubkarre sein.«

»Kein Problem.« Garðar lächelte dem Mann dumpf zu, machte aber keine Anstalten, das Boot zu entladen. Er trat von einem Bein aufs andere und stieß verächtlich Luft durch die Nase aus. Sein Blick wanderte zum Ufer, wo oberhalb des Strandrückens ein paar Häuser zu sehen waren. In einiger Entfernung blitzten weitere Dächer auf. Das trübe Winterlicht wurde langsam schwächer, obwohl es erst früher Nachmittag war. Bald würde es stockfinster sein. »Ist ja nicht gerade sehr großstädtisch hier«, sagte Garðar mit gespielter Fröhlichkeit.

»Nein, haben Sie was anderes erwartet? Ich dachte, Sie wären schon mal hier gewesen. Wollen Sie Ihren Plan vielleicht noch mal überdenken? Sie können gerne mit mir zurückfahren, natürlich kostenlos.«

Garðar schüttelte den Kopf und wich Katríns Blick aus. Sie versuchte vergeblich, ihm zuzunicken oder auf andere Weise zu signalisieren, dass

sie durchaus bereit wäre umzukehren. Sie hatte sich bei weitem nicht so auf dieses Abenteuer gefreut wie er, sich aber auch nie wirklich dagegen gesträubt. Stattdessen hatte sie mitgezogen, sich von seiner Begeisterung und seinem Versprechen, dass alles gutgehen würde, anstecken lassen. Doch als er nun zu zögern schien, ließ ihre Überzeugung nach. Jetzt war sie sich auf einmal ziemlich sicher, dass im besten Fall alles total schiefgehen würde, und was im schlimmsten Fall passieren könnte – darüber dachte sie lieber gar nicht nach. Ihre Augen wanderten zu Líf, die sich an der Reling abstützte und versuchte, ihr Gleichgewicht wiederzufinden, das sie am Kai in Ísafjörður zurückgelassen hatte. Sie war völlig fertig und hatte während der ganzen Fahrt mit Übelkeit gekämpft. Kaum etwas an ihr erinnerte noch an die resolute Frau, die unbedingt mitwollte und Katríns Bedenken in den Wind geschlagen hatte. Selbst Garðar war nicht mehr wiederzuerkennen; als sie sich dem Ufer genähert hatten, war die gewohnte Forscheit von ihm abgefallen. Katrín erging es nicht viel besser. Am liebsten wäre sie einfach auf der Tüte mit Brennholz sitzen geblieben. Der einzige Unterschied zwischen ihr und den beiden anderen war der, dass sie sich nie auf die Reise gefreut hatte. Nur ein Passagier konnte es gar nicht erwarten, an Land zu springen: Putti, Lífs kleiner Hund, der sich als guter Schiffshund entpuppt hatte – trotz aller Prophezeiungen, dass so ein Schoßhündchen die Überfahrt nicht verkraften würde.

Bis auf das Rauschen der Brandung war alles still. Wie hatte Katrín nur glauben können, dass die Sache funktionieren würde? Zu dritt, mitten im Winter in einem verlassenen Dorf am Arsch der Welt, ohne Strom und Heizung und nur mit dem Schiff zu erreichen. Wenn etwas passierte, waren sie ganz auf sich alleine gestellt. Und als Katrín nun die ganze Pracht vor sich sah, wusste sie, dass sie mit ihrem Einfallsreichtum schnell am Ende wären. Sie waren alle keine großen Outdoorfans und beherrschten vieles besser, als alte Häuser zu renovieren. Katrín machte den Mund auf und wollte das Angebot des Kapitäns annehmen, schloss ihn dann aber wieder und seufzte nur leise. Der Moment war vorüber, nun ließ sich nichts mehr ändern, und es war natürlich auch viel zu spät, um jetzt noch einen Aufstand zu machen. Sie wusste genau, dass sie selbst schuld daran war, dass sie sich auf diesen Unfug eingelassen hatte. Schließlich hatte sie zahllose Gelegenheiten, zu protestieren oder den

Plan zu ändern, verstreichen lassen. Sie hätte zum Beispiel vorschlagen können, ihren Anteil an der Hütte abzutreten oder mit der Renovierung bis nächsten Sommer zu warten, wenn das Boot wieder nach regelmäßigem Fahrplan fuhr. Plötzlich spürte Katrín einen kalten Windzug und zog ihren Anorak fester zu. Die ganze Sache war völlig absurd.

Schuld war jedoch letztendlich nicht ihre eigene Lethargie, sondern die Euphorie von Einar, Garðars bestem Freund und Lífs kürzlich verstorbenem Mann. Jetzt, da er nicht mehr unter ihnen weilte, konnte man kaum noch auf ihn wütend sein, aber Katrín war klar, dass er die größte Verantwortung für diese verrückte Idee trug. Einar hatte vor zwei Jahren im Sommer eine Wanderung in Hornstrandir gemacht und kannte Hesteyri, wo das Haus stand, ein bisschen. Er hatte ihnen von dem Dorf am Ende der Welt vorgeschwärmt, von der Schönheit und der Ruhe und den endlosen Wanderwegen an unbeschreibliche Orte. Garðar war nicht aus Liebe zur Natur auf die Idee angesprungen, sondern weil Einar in Hesteyri keine Übernachtungsmöglichkeit mehr gefunden hatte, da das Gästehaus überfüllt gewesen war. Katrín wusste nicht mehr, wer von ihnen dann vorgeschlagen hatte, mal abzuchecken, ob nicht eines der anderen Häuser zum Verkauf stünde und sich in ein Gästehaus umwandeln ließ – jedenfalls war die Idee geboren, und es gab keinen Weg mehr zurück. Garðar war zu dem Zeitpunkt schon seit acht Monaten arbeitslos, und der Gedanke, endlich wieder etwas Vernünftiges zu machen, reizte ihn. Sein Eifer wurde angestachelt, weil Einar unbedingt mitmachen und seine Arbeitskraft und sein Geld beisteuern wollte. Líf hatte die beiden auf ihre übliche unbekümmerte Art mit hochtönenden Kommentaren, was für eine großartige Idee das sei, angespornt. Katrín musste daran denken, dass ihr Lífs Einmischung auf die Nerven gegangen war und sie die Freundin verdächtigt hatte, auf diese Weise ihren Ehemann loswerden zu wollen – Einar würde ewige Zeiten im hohen Norden verbringen, um das Haus zu renovieren. Ihre Ehe hatte damals ziemlich angespannt gewirkt, doch als Einar starb, fiel Líf in eine bodenlose Trauer. Ein hässlicher Gedanke schoss Katrín durch den Kopf: dass es besser gewesen wäre, wenn Einar vor dem Kauf des Hauses gestorben wäre. Aber das war nun mal nicht der Fall, sie hatten die Immobilie am Hals und nur noch einen Kerl, der unbedingt

renovieren wollte, anstatt zwei. Líf wollte die Rolle ihres Mannes übernehmen und die Instandsetzung des Hauses in Hesteyri vorantreiben, was zweifellos mit ihrer Trauer zusammenhing – jedenfalls war sie alles andere als handwerklich begabt oder fleißig. Wenn Líf einen Rückzieher gemacht hätte, wäre das Haus wieder verkauft worden, und sie würden jetzt zu Hause vor dem Fernseher sitzen, in der Geborgenheit der Stadt, wo die Nacht niemals so schwarz wurde wie in Hesteyri.

Als sich herausgestellt hatte, dass das Projekt mit Einar nicht gestorben war, waren Líf und Garðar übers Wochenende in die Westfjorde gereist und mit dem Boot von Ísafjörður nach Hesteyri gefahren, um das Haus zu besichtigen. Dass es in einem ziemlich schlechten Zustand war, tat Garðars und Lífs Eifer keinen Abbruch. Sie kehrten mit massenhaft Fotos von jeder Ecke und jedem Winkel des Hauses nach Reykjavík zurück, und Garðar fing sofort an zu planen, was vor Beginn der Sommersaison zu tun sei. Den Fotos nach zu urteilen schien das Haus nur noch durch den Anstrich zusammengehalten zu werden, obwohl Garðar beteuerte, der Vorbesitzer hätte sämtliche Arbeiten abgeschlossen, für die man Fachkenntnisse benötigte. Und Líf beschrieb andächtig die landschaftliche Schönheit der Umgebung. Anschließend machte Garðar umfangreiche Kalkulationen und erhöhte bei jedem Öffnen seiner Excel-Datei den Übernachtungspreis und die Anzahl der Schlafplätze in dem kleinen, zweistöckigen Haus. Katrín war neugierig, das Prunkstück mit eigenen Augen zu sehen und eine Vorstellung davon zu bekommen, wie Garðar die vielen Gäste hineinquetschen wollte. Sie stand auf, konnte das Haus von ihrem Platz an Deck aber nicht ausmachen. Dem Übersichtsfoto nach, das Garðar von der Umgebung gemacht hatte, musste es etwas erhöht am Rand des Dorfes stehen, so dass man es eigentlich hätte sehen müssen. Ob es nach Garðars und Lífs Erkundungstour schlicht und ergreifend eingestürzt war? Die Reise war fast zwei Monate her, und es hatte seitdem mehrere Unwetter gegeben. Katrín wollte gerade vorschlagen, das mal abzuchecken, bevor das Boot wieder losfuhr, als der Kapitän, der bestimmt schon befürchtete, sie von Bord tragen zu müssen, das Wort ergriff: »Tja, Sie haben jedenfalls Glück mit dem Wetter.« Er blickte zum Himmel. »Könnte sich aber, trotz der Vorhersage, noch ändern. Sie sollten auf alles vorbereitet sein.« »Das sind wir. Sehen Sie sich nur den ganzen Krempel an«, sagte Garðar

lächelnd und mit der altbekannten Zuversicht in der Stimme. »Das Einzige, wovor wir Angst haben müssen, ist Muskelkater.«

»Wenn Sie meinen.« Der Kapitän erklärte nicht, was er damit meinte, und hob eine Kiste auf den Steg. »Hoffentlich sind Ihre Handys aufgeladen. Wenn Sie auf den Hügel da steigen, haben Sie Empfang. Hier unten brauchen Sie es gar nicht zu probieren.«

Garðar und Katrín schauten zu dem Hügel, der in ihren Augen eher aussah wie ein Berg. Líf starrte immer noch über die Reling auf die brodelnde, schwarze Wasseroberfläche.

»Gut zu wissen«, sagte Garðar und klopfte auf die Außentasche seines Anoraks. »Hoffentlich müssen wir die nicht benutzen. Wir halten bestimmt eine Woche durch und warten dann, wie besprochen, hier auf dem Steg auf Sie.«

»Sie wissen ja, dass ich bei schlechtem Wetter nicht rausfahren kann, aber dann komme ich eben, sobald es wieder besser wird. In dem Fall müssen Sie natürlich nicht auf dem Steg warten, dann hole ich Sie am Ufer ab. Unmöglich, hier bei Kälte und Sturm auszuharren.« Der Mann drehte sich um und schaute über den Fjord. »Der Wetterbericht ist zwar ganz gut, aber in einer Woche kann sich viel ändern. Auch wenn kein hoher Seegang ist, benimmt sich das Boot manchmal wie ein Flaschenkorken. Wenn es sehr stürmisch ist, schaffen wir es nicht.«

»Wie schlecht muss das Wetter denn sein, dass Sie nicht kommen können?«, fragte Katrín nervös. Warum hatte der Mann ihnen das nicht gesagt, bevor sie die Fahrt mit ihm vereinbart hatten? Vielleicht hätten sie dann ein größeres Boot gemietet. Im selben Moment wurde ihr klar, dass ein größeres Boot viel teurer gewesen wäre.

»Wenn die Wellen hier draußen weißen Schaum bilden, ist es unwahrscheinlich, dass ich losfahre.« Er blickte wieder über den Fjord und nickte. »Wenn sie noch etwas weißer sind als jetzt, fahre ich nicht.« Dann wandte er sich wieder seinen Passagieren zu. »Ich muss jetzt los.« Er ging übers Deck zu dem Gepäckstapel und reichte Garðar eine Isomatte, die obenauf lag. In einer Kette transportierten sie Kisten, Farbeimer, Brennholz, Werkzeuge und schwarze Mülltüten, vollgestopft mit den Dingen, die nicht zerbrechlich waren, auf den Schwimmsteg. Katrín hatte die Aufgabe, die Sachen auf dem Steg zu sortieren, damit sich am Ende kein Stau bildete, und Líf bekam frei. Sie hatte genug mit

sich selbst zu tun, konnte gerade noch an Land torkeln und sich an den Strand legen. Der Hund folgte ihr, rannte im Sand hin und her, offensichtlich froh, festen Boden unter den Füßen zu haben, und ignorierte das Unwohlsein seines Frauchens. Katrín musste sich anstrengen nachzukommen, und manchmal sprangen die Männer auf den Steg und halfen ihr. Endlich war das Gepäck auf dem Steg aufgereiht und stand für die fleißigen Ankömmlinge Spalier. Der Kapitän trat von einem Bein aufs andere und schien es eiliger zu haben, sich von Garðar und Katrín zu verabschieden, als umgekehrt. Seine Anwesenheit gab ihnen eine gewisse Sicherheit, die mit dem kleinen Boot am Horizont verschwinden würde; im Gegensatz zu ihnen war er seit eh und je mit den Naturgewalten vertraut und wusste bestimmt in jeder Lebenslage Rat. Garðar und Katrín liebäugelten mit dem Gedanken, den Kapitän zu bitten, dazubleiben und ihnen zu helfen, brachten aber kein Wort heraus. Schließlich ergriff der Mann selbst das Wort.

»Also, jetzt müssen Sie nur noch an Land gehen und loslegen«, sagte er zu Garðar, der müde lächelte. Er kletterte zu Katrín auf den Steg, und dort blieben sie ratlos stehen und schauten zu dem Kapitän ins Boot, der ihrem Blick verunsichert auswich.

»Wird schon alles gutgehen. Hoffentlich erholt sich Ihre Freundin schnell wieder.« Er reckte das Kinn, um Líf, die sich aufgesetzt hatte, genauer zu mustern. Ihr weißer Anorak war auffällig und zugleich ein Symbol dafür, wie schlecht die drei Städter in diese Umgebung passten. »Na also, sie sieht ja schon viel besser aus.« Der Mann konnte sie nicht ermutigen – falls das seine Absicht gewesen war –, und Katrín überlegte, wie sie auf ihn wirken mussten: ein Pärchen aus Reykjavík, eine Lehrerin und ein Volkswirt, Anfang dreißig, beide nicht besonders kräftig, ganz zu schweigen von dem dritten Rad am Wagen, das kaum den Kopf hochhalten konnte. »Wird bestimmt gutlaufen.« Die raue Stimme des Kapitäns klang nicht so überzeugend, wie seine Worte gemeint waren. »Aber Sie sollten nicht länger rumtrödeln und die Sachen ins Haus tragen, es wird bald dunkel.«

Eine dicke, zerzauste Haarsträhne wehte vor Katríns Augen. In der Hektik, alles einzupacken, was auf der Liste mit Lebensmitteln und Baumaterialien stand, hatte sie ganz vergessen, ein Haargummi mitzunehmen. Líf hatte auch nur eins dabei und musste es auf der

Überfahrt benutzen, um sich beim Kotzen die Haare aus dem Gesicht zu binden. Katrín versuchte, die Haarsträhne mit den Fingern zurückzukämmen, aber der Wind zerzauste sie sofort wieder. Garðars Haare sahen nicht viel besser aus, waren aber viel kürzer als ihre. Ihren Wanderschuhen konnte man ansehen, dass sie speziell für diese Reise gekauft worden waren, und obwohl ihre Regenhosen und Anoraks nicht nagelneu waren, sahen sie so aus. Sie hatten die Sachen von Garðars Geschwistern zur Hochzeit geschenkt bekommen und erst jetzt die Gelegenheit, sie anzuziehen. Líf hatte ihren weißen Skianzug für einen Skiurlaub in Italien gekauft – ein Bademantel wäre für diese Umgebung genauso unpassend gewesen. Lífs, Katríns und Garðars helle Haut zeugte davon, dass sie keine großen Outdoorfans waren. Sie waren zwar nach intensivem Training in den vier Wänden eines Fitnessstudios alle gut in Form, aber Katrín hatte den Verdacht, dass ihnen das hier nicht viel nützte.

»Wissen Sie, ob sonst noch jemand diese Woche herkommt?«, fragte Katrín hoffnungsvoll. Dann hätten sie wenigstens, wenn alles den Bach runterging, eine Rückfahrgelegenheit.

Der Kapitän schüttelte den Kopf. »Sie wissen nicht viel über diesen Ort, oder?« Während der Überfahrt hatten sie sich wegen des lauten Motors nicht viel unterhalten können.

»Nein, eigentlich nicht.«

»Es kommen nur im Sommer Leute her, im Winter gibt es hier ja nichts zu tun. In einem der Häuser ist über Silvester jemand, und ein paar Eigentümer schauen mal kurz vorbei, ob alles in Ordnung ist, aber sonst ist hier in den Wintermonaten kein Mensch.« Der Kapitän verstummte und blickte zu dem Teil der Ortschaft, der vom Boot aus zu sehen war.

»Welches Haus haben Sie eigentlich gekauft?«

»Es steht ganz am Rand. Ich glaube, es war das Pfarrhaus«, sagte Garðar stolz. »Im Dunkeln kann man es von hier aus nicht sehen, aber eigentlich ist es sehr auffällig.«

»Was? Sind Sie sicher?«, fragte der Kapitän verwundert. »Im Dorf gab es gar keinen Pfarrer. Die Kirche wurde von Aðalvík aus unterhalten, solange sie hier war. Da hat Ihnen wohl jemand was Falsches erzählt.« Garðar zögerte, und Katrín hatte den Funken einer Hoffnung, dass das alles ein Missverständnis wäre, dass sie gar kein Haus gekauft hätten und

deshalb sofort wieder umkehren könnten. »Nein, ich habe es mir angeschaut, es ist eindeutig ein Pfarrhaus. In die Haustür ist ein sehr schönes Kreuz geschnitzt.«

Dem Kapitän schien es schwerzufallen, Garðar zu glauben. »Wer ist denn der Miteigentümer?« Er runzelte die Stirn, so als verdächtige er Garðar, sich das Haus auf illegale Weise angeeignet zu haben.

»Niemand«, antwortete Garðar mürrisch. »Wir haben das Haus aus dem Nachlass eines Mannes gekauft, der verstorben ist, bevor er es fertig renovieren konnte.«

Der Kapitän zog an dem Seil und sprang dann zu ihnen auf den Steg.

»Ich glaube, ich komme besser mal mit. Ich kenne alle Häuser im Dorf, die meisten sind im Besitz von Eigentümergemeinschaften, oft Geschwister oder Nachkommen der ehemaligen Bewohner. Ich kann mich an keins erinnern, dass einer Einzelperson gehört hat.« Er wischte sich die Hände an der Hose ab. »Ich kann Sie hier nur alleine lassen, wenn ich weiß, dass Sie ein Dach über dem Kopf haben und dass das kein dummes Missverständnis ist.« Er marschierte über den Steg.

»Zeigen Sie mir das Haus oben vom Strand aus, dann blendet uns das Licht vom Boot nicht mehr.«

Er ging weiter, und Katrín und Garðar folgten ihm. Sie mussten größere Schritte machen als sonst, um mit dem kleinen, flinken Mann mithalten zu können. Genauso plötzlich, wie er losgegangen war, blieb er stehen, so dass sie ihn fast umgerannt hätten. Sie waren an der Stelle angekommen, an der die arme Líf hockte, deren Wangen wieder etwas Farbe angenommen hatten.

»Ich glaube, ich muss nicht mehr kotzen«, sagte sie und versuchte kläglich, ihnen zuzulächeln. »Mir ist total kalt. Wann gehen wir rein?«

»Bald«, antwortete Garðar ungewöhnlich kurz angebunden, fügte aber sofort etwas sanfter hinzu: »Versuch erst mal, wieder zu Kräften zu kommen.« Als Putti sie schwanzwedelnd begrüßte und an ihnen hochsprang, stieß er den Hund weg. Genervt klopfte er sich den Sand vom Hosenbein.

Der Kapitän wandte sich an Garðar. »Wo ist denn nun das Haus? Können Sie es von hier aus sehen?«

Katrín stellte sich neben die Männer, genauso gespannt wie der alte Kapitän. Obwohl sie Garðars Foto vom Dorf noch lebendig in

Erinnerung hatte, war es schwierig, es mit dem realen Anblick in Einklang zu bringen. Die Ansammlung von zehn Häusern mit ein paar Schuppen daneben war weiträumiger, als sie es sich vorgestellt hatte, und sie war erstaunt, dass die Häuser so weit auseinanderlagen. Sie hatte gedacht, dass die Menschen in einer so isolierten Gemeinde lieber enger beieinander wohnen wollten, die Nähe der anderen spüren wollten, falls etwas passierte. Aber was wusste sie schon? Im Grunde hatte sie noch nicht mal eine Ahnung, wie alt die Gebäude waren. Vielleicht hatten die Leute große Gärten für ihr Vieh gebraucht oder um Gemüse und Kartoffeln anzupflanzen. Im Dorf hatte es bestimmt keinen Laden gegeben. Garðar entdeckte schließlich das Haus und zeigte darauf. »Da, ganz am Rand, auf der anderen Flussseite. Man sieht allerdings nur das Dach, die Tannen hinter der Anhöhe verdecken es ein bisschen.« Er ließ seinen Arm sinken. »Oder ist das etwa kein Pfarrhaus?«

Der alte Kapitän schnalzte mit der Zunge und starrte auf das unschuldige Dach, das aus dem gelblichen Bewuchs des Hügels ragte. »Ach, dieses Haus hatte ich ganz vergessen. Nein, das ist kein Pfarrhaus. Das Kreuz auf der Tür hat nichts mit einem Pfarrer zu tun. Der frühere Bewohner hat auf den himmlischen Vater vertraut.« Er überlegte einen Moment und sagte dann: »Das Haus war lange unter dem Namen *Der letzte Anblick* bekannt. Man kann es vom Meer aus sehen.« Der Mann schien noch etwas hinzufügen zu wollen, schwieg aber.

»Der letzte Anblick. Aha.« Garðar tat so, als lasse ihn das kalt, aber Katrín durchschaute ihn. Eines der Dinge, die ihn am meisten beeindruckt hatten, war, dass das Haus früher einen der wichtigsten Männer des Dorfes beherbergt hatte. »Ein Pfarrer wäre für einen so kleinen Ort natürlich auch ziemlich teuer gewesen.« Garðar ließ seinen Blick über die Häuser schweifen, die fast alle von ihrem Standort aus zu sehen waren – bis auf das Haus, das jetzt ihnen gehörte. »Gab es hier früher noch mehr Häuser? Ein paar sind doch bestimmt im Lauf der Zeit abgerissen worden.«

»Doch, doch, das stimmt.« Der alte Mann hatte sich immer noch nicht zu ihnen umgedreht und wirkte ziemlich abwesend und nachdenklich. »Es gab noch mehr Häuser. Hier haben zwar nie viele Menschen gewohnt, aber einige haben ihre Häuser mitgenommen, von denen stehen nur noch die Fundamente.«

»Sind Sie mal drin gewesen? In unserem Haus, meine ich?« Katrín hatte das Gefühl, dass der Mann ihnen irgendetwas verheimlichte. »Ist das Dach vielleicht einsturzgefährdet?« Ihre Phantasie reichte nicht aus, um auf andere Ideen zu kommen. »Wir sind doch im Haus sicher, oder?« »Ich bin noch nie in dem Haus gewesen, aber das Dach ist auf jeden Fall in Ordnung. Alle vorherigen Eigentümer haben das Haus anfangs immer fleißig ausgebessert. Sie fangen alle gut an.«

»Anfangs?« Garðar blinzelte Katrín verschwörerisch zu und grinste.

»Dann ist es wohl an der Zeit, dass sich jemand aufrafft und es zu Ende bringt.«

Der Kapitän reagierte nicht auf Garðars Versuch, die Stimmung aufzulockern, kehrte der Häuseransammlung, die man kaum als Dorf bezeichnen konnte, den Rücken und machte Anstalten, wieder zum Steg zu gehen. »Ich hole noch schnell was aus dem Boot.« Katrín und Garðar blieben verwundert stehen und wussten nicht, ob sie auf ihn warten oder ihm folgen sollten. Schließlich stapften sie hinter ihm her.

»Wohin geht ihr? Lasst mich nicht alleine hier sitzen!«, rief Líf und kam mühsam auf die Füße.

Katrín drehte sich im Gehen zu ihr um. »Wir sind gleich zurück. Du sitzt doch schon seit über einer halben Stunde alleine da, ein paar Minuten ändern auch nichts. Ruh dich aus.« Sie ließ Líf keine Gelegenheit zu protestieren, und beschleunigte ihren Schritt, um Garðar und den Kapitän einzuholen.

Der Kapitän verschwand im Boot und erschien kurz darauf mit einer Plastikbox mit Kleinkram. Er holte einen Schlüsselbund mit einem normalen Hausschlüssel und einem zweiten, altmodischeren Schlüssel heraus. »Nehmen Sie zur Sicherheit die Schlüssel zum Gästehaus im alten Arzthaus mit«, sagte er und zeigte auf das stattlichste Haus des Dorfes, das vom Steg aus gut zu sehen war. »Ich sage den Eigentümern Bescheid, dass ich Ihnen die Schlüssel geliehen habe; meine Schwägerin kümmert sich darum, sie ist bestimmt froh, wenn sie hört, dass Sie Zugang zu einem anderen Haus haben, falls was passiert. Sie können einfach reingehen.«

Etwas Unausgesprochenes lag in der Luft. Garðar und Katrín hatten dem Mann nichts von ihrem Plan erzählt, dem Gästehaus, über das sie soeben die Schlüsselgewalt bekommen hatten, Konkurrenz zu machen. Keiner

sagte etwas. Dann streckte Katrín die Hand aus und nahm den Schlüsselbund entgegen. »Vielen Dank.«

»Passen Sie auf, dass Ihre Handys aufgeladen sind, und rufen Sie mich an, wenn Sie Probleme haben. Bei gutem Wetter bin ich in weniger als zwei Stunden hier.«

»Das ist sehr nett«, sagte Garðar und legte Katrín den Arm um die Schulter. »Aber wir sind nicht ganz so unfähig, wie wir aussehen. Ich glaube nicht, dass das nötig ist.«

»Das hat nichts mit Ihnen zu tun. Über das Haus kursieren Geschichten, ich bin zwar nicht abergläubisch, aber es ist mir lieber zu wissen, dass Sie in einem anderen Haus unterschlüpfen können und nicht zögern, Hilfe zu rufen. Außerdem kann das Wetter hier manchmal gefährlich werden, so ist das nun mal.« Als die beiden nichts erwiderten, wünschte er ihnen viel Glück und verabschiedete sich. Sie murmelten einen Abschiedsgruß, blieben auf der Stelle stehen und winkten, als der Mann das Boot vorsichtig vom Ufer weglenkte und in den Fjord hinausfuhr. Als sie alleine waren, bekam Katrín plötzlich ein mulmiges Gefühl.

»Was hat er damit gemeint, über das Haus kursieren Geschichten?« Garðar schüttelte langsam den Kopf. »Keine Ahnung. Ich vermute, dass er vielleicht mehr über unsere Pläne weiß, als er zugeben will. Hat er nicht gesagt, seine Schwägerin betreibt das Gästehaus? Er wollte uns nur Angst einjagen. Hoffentlich verbreitet er nicht irgendwelche Gerüchte über das Haus.«

Katrín schwieg. Sie wusste, dass das nicht sein konnte. Außer Líf wusste niemand über ihre Pläne Bescheid. Sie hatten beide nicht mit ihrer Familie darüber gesprochen, aus Angst, dass etwas dazwischenkommen könnte. Es reichte schon, dass alle sie wegen Garðars Arbeitslosigkeit bemitleideten. Ihre Familie war in dem Glauben, sie seien in Katríns Schulferien in die Westfjorde gefahren, um Urlaub zu machen. Nein, der alte Kapitän hatte das nicht gesagt, um ihnen Angst einzujagen – da steckte etwas anderes dahinter. Katrín bedauerte es zutiefst, ihn nicht weiter ausgefragt zu haben, denn jetzt ging ihre Phantasie mit ihr durch. Das Boot entfernte sich schneller, als es sich auf der Hinfahrt dem Land genähert hatte, und war schon bald nur noch faustgroß.

»Mann, ist das ruhig hier«, sagte Garðar in die Stille hinein, die das Boot zurückgelassen hatte. »Ich glaube, ich war noch nie an einem so

menschenleeren Ort.« Er beugte sich zu ihr hinunter und gab ihr einen Kuss auf die salzverkrustete Wange. »Aber ein netter Mensch ist wenigstens hier.«

Katrín lächelte ihn an und fragte nicht, ob er die bedauernswerte Líf vergessen hätte. Sie wandte sich vom Meer ab, da sie nicht sehen wollte, wie das Boot ganz aus ihrem Blickfeld verschwand, und schaute stattdessen zum Strand. Líf war aufgestanden und winkte ihnen eifrig zu. Katrín hob die Hand, um zurückzuwinken, ließ sie aber wieder sinken, als sie hinter der weißgekleideten Frau etwas vorbeihuschen sah. Ein pechschwarzer Schatten, noch dunkler als die dunkle Umgebung. Er verschwand ebenso schnell, wie er aufgetaucht war, und Katrín konnte nicht erkennen, was es war. Es sah aus wie ein kleiner Mensch. Sie packte Garðar am Arm. »Was war das?«

»Was?« Garðar spähte in die Richtung, in die Katrín zeigte. »Meinst du Líf?«

»Nein, hinter ihr hat sich was bewegt.«

»Nee.« Garðar schaute sie verwundert an. »Da ist nichts. Nur eine seekranke Frau in einem Skianzug. Das war bestimmt nur der Köter.« Katrín versuchte, ruhig zu bleiben. Schon möglich, dass sie sich versehen hatte. Aber es war auf keinen Fall Putti gewesen, denn der stand vor Líf und schnüffelte in der Luft. Vielleicht hatte der Wind einen losen Gegenstand vorbeigeweht. Aber es war so schnell gegangen, dass es ein scharfer Windstoß gewesen sein musste. Katrín ließ Garðars Arm los und bemühte sich, auf dem Weg über den Schwimmsteg ruhig zu atmen. Als sie bei Líf angekommen waren, erwähnte sie den Vorfall nicht mehr. In den trockenen, gelblichen Sträuchern hinter ihnen raschelte und knackte es. Weder Garðar noch Líf schienen etwas zu bemerken, aber Katrín wurde das Gefühl nicht los, dass sie in Hesteyri nicht alleine waren.

2. Kapitel

»Ich weiß nicht, wer das getan haben könnte, aber ich bezweifle, dass es Kinder oder Jugendliche waren. Obwohl das natürlich denkbar ist.« Freyr steckte die Hände in seine Manteltaschen und musterte das Chaos. Auf dem Boden lagen zerfledderte Teddybären und Stoffpuppen mit abgerissenen Gliedmaßen und ausgestochenen Augen. »Wir haben wohl allen Grund dazu, uns um diese Person oder diese Personen Sorgen zu machen, auch wenn es schwierig ist, auf einer solchen Grundlage eine eindeutige Diagnose zu stellen. Wenn es dir hilft, würde ich eher sagen, dass es eine Einzelperson war. Tut mir leid, aber Genaueres kann ich nicht sagen.« Er starrte auf die gelbgestrichene Wand und die Reste der Zeichnungen der Kindergartenkinder von Ísafjörður. Eigentlich hingen nur noch die Ecken der Blätter mit Poster-Strips befestigt an der Wand. Der Rest lag auf dem Boden, zerrissen und zerfetzt; dickes weißes Papier mit bunten Motiven. Auf den ersten Blick sah es so aus, als hätte der Randalierer sie hektisch runtergerissen, um Platz für seine Botschaft zu haben. Wenn man genauer hinschaute, sah man jedoch, dass er die Bilder sorgfältig in kleine Schnipsel zerrissen hatte. An der Wand prangten ungelenke Buchstaben, in wilden Linien mit Wachsstiften gezogen, die zerbrochen zwischen den Papierfetzen lagen. Es war unmöglich, das Alter der Person zu schätzen, die diese Botschaft an die Wand geschrieben hatte, falls es überhaupt eine Botschaft sein sollte: SCHMUTZIG.

Die Wand erhellte sich für einen kurzen Moment, und Freyr wurde geblendet. »Hast du irgendeine Assoziation zu dem Geschmiere?«, fragte Dagný, nahm die klobige Kamera vom Gesicht, drehte sich aber nicht zu ihm um, sondern betrachtete die Buchstaben.

»Nein«, antwortete Freyr und musterte ihr hübsches Profil. Es strahlte eine gewisse Strenge aus, aber ihr kurzgeschnittenes, widerspenstiges Haar betonte ihre Weiblichkeit, zweifellos entgegen ihrer Absicht. Freyr war sich nicht im Klaren darüber, ob sie versuchte, ihre Attraktivität wegen des Polizeijobs zu verstecken, oder ob es einfach ihr Stil war. Normalerweise konnte er Menschen wie ein offenes Buch lesen, aber Dagný war ungewöhnlich, und diese Besonderheit interessierte ihn, auch

wenn sie auf seine zaghaften Annäherungsversuche kaum reagierte. Sie schien sich bei ihren seltenen Begegnungen in seiner Nähe ebenfalls wohl zu fühlen, aber trotzdem war es schwierig, ihre Freundschaft zu vertiefen. Entweder war er bereit dazu und sie nicht, oder, was allerdings selten der Fall war, sie machte einen Vorstoß, und er bekam sofort Zweifel und zog sich zurück. Die Zweifel hatten nichts mit ihr zu tun, sondern mit ihm; tief in seinem Inneren hegte er den Verdacht, nicht gut genug für sie zu sein, zu gebrochen und gezeichnet, um sich an sie oder irgendeinen anderen Menschen zu binden. Dann wurde er wieder zuversichtlicher, und sie wich ihm aus. Es war, wie in einem Teufelskreis festzustecken.

Freyr wusste zum ersten Mal seit vielen Jahren nicht, wie er mit einem Menschen umgehen sollte, und fühlte sich an sein früheres Leben erinnert, bevor er sich auf die menschliche Psyche spezialisiert hatte. Zweifellos war das der Grund dafür, dass er sich von Dagný angezogen fühlte, aber er wollte nicht darüber nachdenken, aus Angst, die Anziehung zu zerstören. Er wandte sich von ihr ab und konzentrierte sich auf die Schrift an der Wand. Langsam schüttelte er den Kopf und stieß Luft durch den Mund aus, wie immer, wenn er ratlos war. »Natürlich fällt mir dazu einiges ein, aber das ist alles nicht besonders vernünftig.« »Zum Beispiel?« Ihre Stimme war völlig teilnahmslos, wie bei einer gelangweilten Bedienung in der Bäckerei, die fragte, ob sie das Brot schneiden solle.

»Tja, schmutzige Wäsche, schmutziges Geld, schmutzige Geschäfte, schmutzige Gedanken. So was in der Art, aber ich sehe nicht, was das mit dem Vandalismus zu tun haben könnte.«

Dagný verzog keine Miene. Sie nahm die Kamera wieder hoch und drückte ab. Danach betrachtete sie ewig den kleinen Bildschirm, um sich zu vergewissern, dass das Foto gelungen war. Freyr hatte den Eindruck, dass sie die Kamera nur benutzte, um sich dahinter zu verstecken. »Ich dachte, Psychiater lernen so was. Müsst ihr nicht wissen, welche Beweggründe jemand hat, wenn er in emotionaler Erregung etwas schreibt?«

»Doch, aber meistens haben wir mehr Anhaltspunkte als nur ein einziges Wort. Vielleicht habe ich ja auch geschwänzt, als Einbrüche in Kindergärten mit Vandalismus und geheimnisvollen Botschaften an den

Wänden durchgenommen wurden.« Als Freyr den Satz ausgesprochen hatte, bereute er ihn schon wieder. Warum ärgerte ihn ihre sachliche Art so sehr? »Ihr solltet versuchen, den Täter nach euren üblichen Methoden zu finden, und wenn ihr ihn habt, rede ich mit ihm und beurteile seine Motivation. Im Augenblick kann ich nicht viel dazu sagen.« Im Grunde wusste er gar nicht, warum sie ihn angerufen hatte; zu seinem Job im Bezirkskrankenhaus in Ísafjörður gehörte keine Beratung der Polizei, und sie verhielt sich nicht so, als hätte sie damit gerechnet, dass seine Einschätzung einen Wendepunkt in den Ermittlungen einläuten würde. »Es sei denn, ihr möchtet, dass ich ähnliche Vorfälle an anderen Orten untersuche und daraus meine Schlüsse ziehe. Ich weiß nicht, ob das nützlich wäre.«

»Nein, nein.« Dagnýs Stimme klang unbeirrt und schroff, wurde aber weicher, als sie hinzufügte: »Danke, aber das ist nicht nötig.«

Der Klang von Kinderstimmen drang durchs Fenster. Unter normalen Umständen wären sie jetzt drinnen gewesen und hätten gespielt oder weitere Bilder gemalt, um den Raum zu schmücken, aber an diesem Morgen war alles anders. Die Kindergärtnerin, die als Erste eingetroffen war, hatte einen Schock erlitten. Sie hatte sofort die Polizei angerufen und den Einbruch gemeldet. Dagný war mit einem älteren Kollegen zum Tatort gefahren. Freyr vermutete, dass sie schon früh auf der Wache gewesen und deshalb losgeschickt worden war. Die Morgenschicht fing erst um acht Uhr an, aber Dagný war normalerweise schon um sechs Uhr wach, unabhängig davon, ob sie Schicht hatte oder nicht. An den Tagen, an denen sie arbeiten musste, ging sie schon um sieben aus dem Haus, weil sie nicht die Ruhe hatte, länger zu Hause zu sitzen. Das wusste er nur, weil sie im Haus gegenüber wohnte – und weil seine Morgenroutine genauso ablief. Was das betraf, waren sie sich nämlich verdammt ähnlich, sie saßen beide nicht gerne tatenlos rum. Das gefiel ihm – in den wenigen Beziehungen, die er gehabt hatte, wollten die Frauen morgens immer so lange wie möglich liegen bleiben und kuscheln und hatten kein Verständnis für sein Bedürfnis, direkt nach dem Aufwachen aus dem Bett zu springen, am besten noch bevor die Zeitung durch den Briefschlitz fiel. Eine Beziehung, bei der die Frau ihm in der Küche Gesellschaft leistete, während es draußen noch still und dunkel war und alle anderen schliefen, konnte er sich gut vorstellen. Andere Ansprüche

an eine Partnerin hatte er nicht, dafür war seine Trennung noch zu frisch. Er wusste nicht, ob seine Erinnerungen an den Beginn dieser Beziehung eine realistische Vorstellung dessen waren, was er wollte, oder ob er sie in rosarotem Licht sah. Eigentlich kannte er die Antwort, wollte sie aber nicht wahrhaben.

Freyr trat ans Fenster und sah zunächst nur sein eigenes Spiegelbild in der Scheibe. Er wirkte jünger, als er eigentlich war, weil er sich fit gehalten und die zusätzlichen Pfunde, mit denen sich seine Studienfreunde herumärgerten, vermieden hatte. Im Grunde war das nur gerecht, da er während des Studiums nicht so große Chancen bei Frauen gehabt hatte wie die anderen. Zum Glück schienen die Frauen seine heutigen Gesichtszüge und seine Statur zu schätzen. Wenn er daran dachte, wie es gewesen war, sich jedes Mal räuspern zu müssen, um die Aufmerksamkeit einer attraktiven Frau auf sich zu lenken, wollte er sein sportliches Aussehen lieber noch eine Weile bewahren. Natürlich würde es irgendwann nachlassen, aber bis vierzig hatte er immerhin noch ein paar Jährchen.

Die Kinder auf dem Hof trugen dicke Winteroveralls und wirkten ungelenk und ein bisschen kugelig. Der Winter war ungewöhnlich warm gewesen, aber jetzt war es kalt draußen, und unter den bunten Wollmützen blitzten gerötete, glänzende Wangen auf. Freyr konnte sich gut vorstellen, dass dieses Ereignis vermehrte Arztbesuche nach sich ziehen würde; eine Grippe war bereits im Umlauf und eine Mittelohrentzündung im Anzug. Wenn die Kinder erst reindurften, wenn alles aufgeräumt war, würden sie wohl den Rest des Tages draußen verbringen müssen.

»Wann dürfen die armen Kinder denn wieder rein?«, fragte Freyr und beobachtete, wie ein Mädchen hinfiel, weil es gegen den Sandkasten gelaufen war.

»Wenn wir fertig sind.« Dagný machte weitere Fotos. Der Blitz in der Fensterscheibe zeigte, dass sie zu den billigen Bücherregalen gegangen war, die wie Strandgut auf ihrem ursprünglichen Inhalt verteilt lagen.

»Es dauert nicht mehr allzu lange, wir haben von den meisten Dingen, die der Randalierer angefasst haben könnte, Fingerabdrücke genommen, aber ich glaube nicht, dass viel dabei rauskommt. Hier ist jeder Quadratzentimeter mit Fingerabdrücken übersät. Eigentlich ist es

unmöglich rauszufinden, welche zum Täter gehören.«

Freyr schwieg und beobachtete die Kinder. Wenn er die Augen zusammenkniff, konnte er sich um ein paar Jahre zurückversetzen und sich vorstellen, dass dies der Spielplatz seines Sohnes war. Eines der Kinder hätte sein Sohn sein können, es gab mehrere Jungs, die sich genauso bewegten wie er als kleines Kind, und da sie so dick eingepackt waren, konnte man sich leicht etwas vormachen. Es war schmerzhaft, die Traumwelt wieder zu verlassen und sich der kalten Realität zuzuwenden, in der sein Sohn keine Rolle mehr spielte.

Die Tür ging auf, und Veigar, der ältere Polizist, der mit Dagný zum Tatort gefahren war, kam herein. »Und wie läuft's hier?« Er schaute sich kopfschüttelnd um. »Was für eine Schweinerei.« Veigar war es gewohnt, mit Dagný zusammenzuarbeiten, und störte sich nicht daran, dass sie nicht antwortete. Anstatt die Frage noch einmal zu wiederholen oder sich über sie zu ärgern, wandte er sich an Freyr: »Hast du den Fall schon für uns gelöst, Doc?«

Freyr riss sich vom Fenster los und erwiderte Veigars Lächeln. »Nein, noch nicht, aber den Spuren nach zu urteilen, war da ein ziemlich kranker Mensch am Werk.«

»Ja, man braucht keinen Spezialisten aus Reykjavík, um das zu sehen.« Veigar bückte sich und hob ein verbogenes Stuhlbein auf. »Wie macht man so was eigentlich? Mir ist wirklich egal, warum dieser Idiot es gemacht hat, ich will nur wissen, wie er es gemacht hat.«

»Ist denn irgendwas verschont geblieben?« Freyr hatte zwar nur den Saal begutachtet, aber auf dem Weg dorthin natürlich einiges gesehen. Die Kindergarderobe am Eingang war demoliert, die Kleiderhaken und die Regale aus der Wand gerissen.

»Nicht viel, in der Küche sieht es auch schlimm aus.«

»Aber das hier ist die einzige Botschaft?«

Veigar kratzte sich am Kopf. »Ja, vielleicht wollte er noch mehr schreiben und hatte keine Zeit mehr dazu. Der Typ muss völlig fertig gewesen sein, nachdem er sich so verausgabt hatte.«

»Wir wissen nicht, ob es ein Mann oder eine Frau war.« Dagný schaute nicht auf, während sie damit kämpfte, die Kamera in einer schwarzen Tasche zu verstauen. »Könnten auch zwei oder mehrere gewesen sein. Einer alleine würde das kaum schaffen, auch wenn er das ganze

Wochenende Zeit hatte.«

»Er hat sich jedenfalls ganz schön ins Zeug gelegt.« Freyr stieß mit dem Fuß gegen einen Berg mit Eisenbahnschienen aus Holz; der dazugehörige Zug war zerschmettert worden. »Hat denn niemand was bemerkt? Nachbarn oder Passanten? Das muss doch ziemlich laut gewesen sein.«

»Nicht, dass wir wüssten. Wir haben noch nicht alle Nachbarn erreicht, aber die, mit denen wir gesprochen haben, haben nichts gehört oder es zumindest nicht mit dem Einbruch in Verbindung gebracht. Das Grundstück ist ja ziemlich groß und weit vom nächsten Haus entfernt«, antwortete Veigar.

Eine rote Plastikschaufel flog gegen das Fenster, vor dem Freyr gestanden hatte. Verwundert schauten sie auf. »Den armen Kindern wird es da draußen langsam langweilig«, sagte Veigar. »Wenn sie nicht bald reindürfen, müssen Vorkehrungen getroffen werden. In einer Stunde gibt es Mittagessen, und die eine Toilette, zu der sie Zugang haben, ist überlastet.«

»Hast du mit der Leiterin gesprochen?« Dagný drückte die Kamera kräftig nach unten, damit sie die Tasche zumachen konnte.

»Ja, sie ist ziemlich unzufrieden mit der Situation, hat zwar Verständnis für unsere Arbeit, ist aber trotzdem genervt. Den Kindern wird langsam kalt.«

Freyr rechnete damit, dass Dagný ihn anfahren würde, die Kinder sollten sich eben ein bisschen zusammenreißen, aber sie war ungewöhnlich verständnisvoll. »Sie können in einer halben Stunde in den kleineren Raum. Der war fast leer, und es ist nicht viel beschädigt worden. Aber sie müssen mit den Tellern auf dem Schoß essen, ich habe noch keine heilen Möbel gesehen.«

»Ich sage der Frau Bescheid. Sie ist bestimmt froh.« Veigar verschwand durch die Tür. Er ließ sie offen, so dass Dagný und Freyr die sinnlose Zerstörung im Flur vor Augen hatten.

»Ich sollte dann wohl mal los. Ich glaube, ich kann hier nicht mehr viel ausrichten – falls ich überhaupt helfen konnte.« Freyrs Blick wanderte wieder zum Fenster und zu den spielenden Kindern. Sie wurden immer unruhiger. Wahrscheinlich bekamen sie langsam Hunger. Freyr fiel ein drei- oder vierjähriger Junge besonders auf, nicht, weil er ihn an seinen

Sohn erinnerte, sondern weil er im Gegensatz zu den anderen Kindern wie angewurzelt dastand und ihn durchs Fenster anstarrte. Dem Gesichtsausdruck des Jungen nach zu schließen, schien er Freyr für den Übeltäter zu halten, der den Kindergarten verwüstet hatte. Man hatte zwar versucht, die Kinder fernzuhalten, aber sie hatten trotzdem gespürt, dass etwas nicht stimmte. Der Junge mit dem unbewegten Gesicht wirkte überhaupt nicht ängstlich, sein Blick zeugte von einer unterdrückten Wut, die sich offenbar gegen Freyr richtete. Freyr versuchte zu lächeln und winkte dem Jungen zu, aber sein Gesicht blieb starr.

»Winkst du dem Jungen zu?« Dagný hatte sich neben ihn gestellt und zeigte auf den Jungen in dem grünen Winteroverall. »Ein merkwürdiges Kind.« Sie strich sich über den Arm, so als friere sie, obwohl sie im Warmen war.

»Ich glaube, er denkt, dass ich der Übeltäter bin. Jedenfalls glotzt er mich so an. Vielleicht ist er vor Angst erstarrt.«

Dagný nickte. »Komisch, dass nicht noch mehr Kinder solche Angst haben.«

»Die meisten haben sie wahrscheinlich verdrängt und beim Spielen vergessen. Kinder haben ein unglaubliches Talent, Unangenehmes auszublenden, aber der Kleine scheint anders zu sein.« Freyr konnte seinen Blick nicht von dem Jungen lösen. Die anderen Kinder waren dem Ruf der Kindergärtnerin gefolgt, zum Essen ins Haus zu kommen. Der Junge musste ihn auch gehört haben, aber er bewegte sich nicht und wandte seinen Blick nicht vom Fenster ab. Plötzlich kam die Kindergärtnerin und zog ihn weg. Im Gehen drehte er sich um und ließ Freyr nicht aus dem Blick. Erst als er um die Ecke ging, wurde ihr Augenkontakt unterbrochen.

»Na so was!« Dagný hob die Brauen und trat vom Fenster zurück.

»Wenn ich dich nicht am Wochenende getroffen hätte, hätte ich allen Grund, dich nach deinem Alibi zu fragen.« Sie lächelte, was selten vorkam, was wiederum angesichts ihres hübschen, offenen Lächelns sehr schade war. Seine Exfrau hatte viel gelächelt, bis das Leben ihr jeglichen Grund dazu genommen hatte. Freyr lächelte zurück, glücklich, dass Dagný ihn überhaupt beachtete. Doch ihr Gesicht wurde sofort wieder ernst. »Vielleicht bin ich ja verrückt, aber ich hab ein ganz merkwürdiges Gefühl bei der Sache.«

Freyr ließ seinen Blick über das Chaos schweifen. »Nein, es gibt allen Grund, beunruhigt zu sein und sich Gedanken darüber zu machen, auf welche Idee dieser Typ als Nächstes kommt.«

»So meine ich das nicht. Es ist so ein seltsames Gefühl, als hätte ich was vergessen oder übersehen, als würde etwas anderes hinter der Sache stecken als krankhafte Zerstörungswut. Ich hatte gehofft, du könntest es erklären.«

Freyr schwieg einen Moment und dachte über eine Antwort nach. Er wollte sich ihr gegenüber nicht wie ein Psychiater verhalten und die beiden Dinge – die Spuren des Wochenendes als Beteiligter der polizeilichen Ermittlungen zu begutachten und mit ihr persönlich zu reden – voneinander trennen. Einer der Gründe, warum er den Job in Ísafjörður angenommen hatte, war der, dass er dabei auch als Allgemeinmediziner arbeiten konnte. Es gab keinen Bedarf für einen Psychiater in Vollzeit, und das passte ihm gut. Er hatte schon genug mit sich selbst zu tun und wollte sich nicht auch noch den ganzen Tag mit den psychischen Problemen anderer beschäftigen. Dagný trat unruhig von einem Bein aufs andere, weil er ihre Frage noch nicht beantwortet hatte, und er sagte schnell: »Ich denke, es ist eine Mischung aus mehreren Dingen: diese schreckliche Situation, bei der die meisten ein mulmiges Gefühl hätten, und der Wunsch, den Täter zu finden. Außerdem steht ihr unter Druck, die Tatortuntersuchung abzuschließen, und du machst dir Sorgen, dass du etwas Wichtiges übersehen könntest. Das Unterbewusstsein beschäftigt sich gleichzeitig mit all diesen Dingen, und das Gefühl, das du beschreibst, ist das Ergebnis davon.« Er hielt sich zurück, obwohl er durchaus hätte weiterreden können.

»Verstehe.« Sie wirkte nicht sehr überzeugt, fügte aber nichts mehr hinzu, denn Veigar steckte den Kopf durch die Tür. »Dagný, wir müssen uns beeilen. Gunni und Stefán sind da und machen den Rest, wir werden woanders gebraucht.« Er warf ihr einen Blick zu, der signalisierte, dass etwas Schlimmeres passiert war als die Schändung eines kindlichen Zufluchtsorts.

Dagný verabschiedete sich hastig. Veigar und sie hatten es so eilig, dass Freyr ihnen nur noch laut »tschüs« hinterherrufen konnte, bevor die Haustür zuknallte.

Dann stand er alleine in dem großen Vorraum, von einer Schar von

Kindern und Kindergärtnerinnen umzingelt, die die Kleinen mit geschickten Handgriffen aus ihren Winteroveralls pellten. Eine bugsierte vier Kinder in den Flur und sagte ihnen, dass sie jetzt im kleinen Gymnastikraum essen würden. Freyr zwinkerte ein paar Kindern zu und verabschiedete sich von den Mitarbeiterinnen, die seinen Gruß erwiderten, ohne von ihrer Arbeit aufzuschauen. Als Freyr die Klinke der Haustür nach unten drückte, zog jemand fest an seinem Hosenbein. Lächelnd senkte er den Kopf. Es war der Junge, der ihn von draußen angestarrt hatte. Er trug immer noch den grünen Winteroverall, schaute Freyr schweigend an und hielt sein Hosenbein fest. Freyr war die Nähe des Kindes aus irgendeinem Grund unangenehm, obwohl er von seinen Patienten einiges gewöhnt war. Er beugte sich zu ihm hinunter und fragte: »Hast du eben die Polizisten gesehen? Ich helfe ihnen, den bösen Mann zu fangen.« Der Junge starrte ihn weiter an, ohne etwas zu sagen. »Die Polizei kriegt jeden bösen Mann.« Der Junge murmelte etwas, das Freyr nicht richtig verstehen konnte. Bevor er ihn bitten konnte, es zu wiederholen, rief eine Kindergärtnerin den Jungen zu sich. Freyr richtete sich auf und ging hinaus. Die hässliche Situation und der Vandalismus mussten einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen haben, denn das Wort, das er meinte, gehört zu haben, war *schmutzig*.

3. Kapitel

Katrín saß auf dem Rand der Terrasse, schloss die Augen und sog genießerisch die saubere Luft ein. Der Holzboden war an einer Ecke eingesunken, so dass sie sich nach hinten lehnen musste, um das Gleichgewicht zu halten. Die Sonne war aufgegangen und hing tief am Himmel, so als sei sie zu schlapp, um den Tag durchzuhalten. Ihre Strahlen waren nicht heiß, sondern lauwarm, aber Katrín beklagte sich nicht, nachdem sie die Nacht im kalten Haus verbracht hatte. Schließlich konnte man im tiefsten Winter hoch im Norden keine großen Ansprüche an die Sonne stellen und nahm einfach das bisschen, das man bekam. Eine Brise blies sanft über ihr Gesicht und vertrieb den Farbgeruch, der sich in ihrer Kleidung und ihrem Haar festgesetzt hatte. Es fühlte sich unendlich gut an, und Katrín atmete so tief ein, wie ihre Lungen es erlaubten. Der Geruch von entzündlichen Stoffen war ihr immer unheimlich gewesen, denn jeder Atemzug vergegenwärtigte einem, dass das Gift an der begrenzten Menge von Hirnzellen zehrte. Heute beim Streichen waren bestimmt einige zerstört worden.

Katrín schlug die Augen auf und reckte sich. Bis auf das Rauschen des Flusses, der das Haus und das verlassene Dorf voneinander trennte, war es vollkommen still. Die Stille war ihr unheimlich, und sie lauschte angestrengt. Garðar und ihr war es gestern Abend schwergefallen einzuschlafen, obwohl sie nach der endlosen Schlepperei erschöpft gewesen waren. Líf, die nach ihrer überstandenen Seekrankheit nicht viel hatte helfen können, hatte geschlafen wie ein Stein. Sie hätten ihre Hilfe allerdings gut gebrauchen können, denn die Schubkarre, die der Kapitän erwähnt hatte, war nirgends zu finden gewesen, und sie hatten alles selbst tragen müssen. Katrín hatte versucht zu zählen, wie oft sie den Weg zum Haus gegangen waren, aber bei dreizehn den Faden verloren – es hätten zwanzig-, fünfzig- oder hundertmal gewesen sein können. Der Muskelkater ließ nicht lange auf sich warten. Bei dem Gedanken an die Schlepperei taten ihr die Arme weh, und sie massierte ihre schmerzenden Muskeln. Es war frustrierend, sich eingestehen zu müssen, dass die ganze Plackerei im Fitnessstudio in den letzten Jahren nicht viel gebracht hatte.

Katrín rutschte auf der Terrasse herum und versuchte, Garðar und Líf an dem Hang westlich des Dorfes auszumachen, konnte aber wegen der vertrockneten Engelwurz vom letzten Sommer nicht viel sehen. Es war schwierig, zwischen den gelblichen Pflanzen etwas zu erkennen, und unmöglich, bis zum Gipfel zu schauen. Garðar hatte erzählt, der Hügel hätte ein angenehmes Gefälle und steige erst zum Schluss bis fast in den nächsten Fjord steil an. Aber Katrín sah nur einen Teil davon und konnte die Spitze nicht erkennen. Sie vermutete, dass Garðar keine große Ahnung gehabt hatte, als er ihr die Umgebung beschrieben hatte, aber sie war zu faul, um aufzustehen und nach den beiden zu suchen. Sie mussten bald zurück sein. Katrín wusste nicht genau, wie lange sie schon weg waren, denn sie trug schon seit Jahren keine Armbanduhr mehr und begnügte sich mit der Uhr in ihrem Handy. Die Batterie war allerdings zu kostbar, um das Handy eingeschaltet zu lassen. Garðar und Líf waren schon so lange weg, dass Katrín froh war, nicht mitgegangen zu sein. Vielleicht war die Aussage des Kapitäns, man hätte auf dem Hügel Empfang, genauso unzuverlässig wie die über die Schubkarre. Womöglich musste man noch viel weiter gehen, um weiter oben Empfang zu bekommen. Es hätte Katrín umgebracht, da oben rumzustiefeln, außerdem konnte Garðar den Makler ruhig selbst fragen, ob die Kisten, die sie im Haus gefunden hatten, ihnen gehörten. Katrín fand das unnötig, zumal sie die Akkus ihrer Handys schonen sollten, falls ein Unwetter hereinbrach und sie Hilfe rufen mussten. Aber wenn sich Garðar einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, ließ er sich nicht davon abbringen, und Katrín hatte nicht protestiert. Sogar als Líf, die zu schlapp war, um beim Renovieren zu helfen, verkündet hatte, sie würde mitgehen, hatte sich Katrín zurückgehalten, dabei hätte sie ihr am liebsten gesagt, sie solle lieber streichen. Wahrscheinlich wollte Líf unbedingt mit, weil sie genau wusste, dass Katrín ihr sofort eine Aufgabe aufdrücken würde, sobald sie alleine wären. Katrín war bei weitem nicht so mitfühlend wie Garðar, der Líf am Morgen gesagt hatte, sie solle sich ruhig ausruhen, bis es ihr wieder besserging. Wieder ließ Katrín ihren Blick über die verdorrte Vegetation schweifen. Vielleicht war etwas passiert, die beiden waren keine geübten Wanderer, und Líf ein ziemlicher Pechvogel. Katrín musste lächeln. Natürlich war alles in Ordnung. Was sollte denn schon passieren? Hier war niemand

außer ihnen, und bis auf Vögel und gräuliche Füchse lebten keine Tiere in dieser Gegend. Ein Fuchs hatte sie gestern Abend eine ganze Weile beim Schleppen beobachtet, sich heute aber noch nicht blicken lassen. Puttis Anwesenheit hatte ihn bestimmt vertrieben. Nun war Katrín fast alleine auf der Welt, denn der arme Hund hatte sich zum Mitlaufen verleiten lassen, obwohl seine kurzen Beinchen kaum kräftig genug wirkten, um Berge zu besteigen. Es war das erste Mal, dass Katrín eine derart allumfassende Einsamkeit erlebte, und sie fand die Umgebung und das menschenleere Haus hinter sich erdrückend. Sie hätte sich über die Gesellschaft des Fuchses gefreut, aber der war weder zu sehen noch zu hören. Katrín hatte keine Ahnung, ob Füchse eher nachts oder tagsüber aktiv waren. Sie hoffte zwar, dass sich das Tier blicken ließ, hätte aber lieber Garðar bei sich gehabt – und Líf natürlich auch. Katrín mühte sich auf die Beine, und obwohl sich jetzt fast der gesamte Hang vor ihr erstreckte, sah sie die beiden nirgends. Aber das hatte nicht viel zu bedeuten, sie trugen erdfarbene Kleidung und waren in der schneelosen Winterlandschaft gut getarnt. Katrín suchte den Pfad mit den Augen nach einer Bewegung ab. Da hörte sie plötzlich aus dem Haus hinter sich ein Knarren. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken. Am liebsten wäre sie sofort den Hang hinaufgerannt, aber dann entspannte sie sich wieder.

Wie albern von ihr. Das war ein uraltes Haus. Ein paar Geräusche waren ganz normal, das Holz weitete sich in der wärmenden Sonne aus. Diese erdrückende Stille war nur so ungewohnt für sie. Als jemand sie fest an den Schultern packte, stieß sie einen Schrei aus.

»Buh!«

»Du Idiot!« Katrín schob Garðars Hände weg und stapfte vor Wut mit dem Fuß auf. »Ich hätte einen Herzinfarkt kriegen können.« Sie hatte es noch nie leiden können, erschreckt zu werden, schon als Kind nicht. »Ich kann das nicht ausstehen!«

Garðar zog irritiert die Hände zurück. »Sorry, ich wusste ja nicht, dass du dich so erschreckst.«

»Du hast mir furchtbare Angst eingejagt«, sagte sie und lächelte entschuldigend. »Du bist kein Idiot, das ist mir nur so rausgerutscht.« Garðar sah aus wie ein gekränktes Kind, und Katrín spürte einen Stich im Herz, als sie daran dachte, wie empfindlich er nach der langen

Arbeitslosigkeit war. »Ich war gerade aufgestanden und wollte den Hang nach euch absuchen. Ich hab überhaupt nicht damit gerechnet, dass du hinter mir stehst.« Wahrscheinlich hatte Garðar das Knarren verursacht, als er durchs Haus gegangen war. Sie hatten schon gemerkt, dass viele Holzdielen lose oder verzogen waren und jedes Mal, wenn man drauftrat, Geräusche von sich gaben. »Aber ich bin total froh, dass du da bist. Wo ist Líf?«

Garðar schien zu überlegen, ob er nachtragend sein oder die Sache auf sich beruhen lassen sollte, und fand dann seine gute Laune wieder. Lächelnd strich er ihr übers Haar, und der gute, alte Garðar kam wieder zum Vorschein: Garðar, der schnell Karriere in einem der größten Investmentunternehmen Islands gemacht hatte, Garðar, mit dem das Leben es gut gemeint hatte, Garðar, in den sie sich verliebt hatte. »Sie ist reingegangen und wollte uns was zu essen machen«, sagte er und gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Ich wollte dich eigentlich nicht von hinten überraschen, aber mir war nicht klar, wie schnell du bist.«

»Was?« Katrín verstand nicht, worauf er hinauswollte. »Ich bin eine Schnecke, ich kann mich kaum bewegen vor Muskelkater.«

»Dann war es wohl eine Schnecke. Wir haben dich eben vorm Haus gesehen, aber als ich da war, bist du so schnell weggerannt, dass ich schon dachte, es brennt.« Garðar küsste sie auf die andere kalte Wange. »Ich bin dir nachgegangen und hab dich dann hinter dem Haus stehen sehen. Was war denn eigentlich los?«

Katrín runzelte die Stirn. »Ich war nicht vorm Haus. Ich hab die Wand zu Ende gestrichen, dann auf der Terrasse ein bisschen frische Luft geschnappt und mich nach euch umgeschaut. Habt ihr euch vielleicht verguckt?«

Garðar zuckte mit den Achseln und wirkte genauso überrascht über Katríns Erklärung wie sie über seine. »Muss wohl so sein. War denn jemand hier, als wir weg waren? Ein Boot oder so?«

Katrín schüttelte den Kopf. »Haben wir gestern was verloren, das der Wind weggeweht hat? Ein Kleidungsstück oder eine Decke? Die Sonne steht so tief, dass man kaum was erkennen kann. Das war bestimmt irgendein loser Gegenstand. Oder vielleicht der Fuchs.«

»Vielleicht.« Garðar trat leicht gegen die Terrasse. »Die muss ich noch reparieren. Wohin man auch schaut, überall Arbeit.«

»Meine Wand ist jedenfalls fertig«, sagte Katrín breit grinsend. »Bereit für die Gäste, weiß und schön.« Sie war froh, dass er das Thema gewechselt hatte, denn sie wollte nicht weiter darüber nachdenken, was Garðar und Líf gesehen oder nicht gesehen hatten. Die Vorstellung, dass noch jemand in der Nähe war, war absurd und unheimlich. Sie waren einfach nicht an die Stille und die menschenleere Umgebung gewöhnt. »Am besten, ich nehme die nächste Wand in Angriff, solange es noch hell ist.« In dem Moment fiel ihr Garðars ursprüngliches Anliegen wieder ein. »Was hat der Makler denn gesagt? Hast du ihn erreicht?« »Er ist nicht rangegangen. Vielleicht sollte ich es besser gegen Feierabend probieren, der ist bestimmt in der Stadt bei Hausbesichtigungen oder anderweitig beschäftigt.« Garðar blickte zum Haus. »Wir schauen einfach in die Kisten, und wenn nur Krempel drin ist, lassen wir sie stehen. Wenn nicht, nehmen wir sie mit zurück. Ich habe keine Lust ständig da raufzugehen und zu versuchen, den Typen zu erreichen. Es ist einfacher, das Zeug einfach runter zum Steg zu tragen, wenn wir abfahren.«

Katrín stöhnte. »Erinner mich nicht an die Schlepperei.« Sie lehnte sich an ihn, schlang die Arme um seine Hüften und ließ ihr Gewicht auf ihm ruhen. »Vielleicht musst du mich tragen. Ich bin noch müder als heute Morgen.«

»Heute jedenfalls nicht mehr. Du bist nicht die Einzige, die Muskelkater hat.« Geistesabwesend gab er ihr einen Kuss auf den Scheitel und streckte sich. »Ich sterbe vor Hunger. Sollen wir mal nachsehen, was Líf Leckerer auftischt?«

Der Gedanke an die Konserven, das Brot und die anderen Sachen, die sie für die Fahrt gekauft hatten, steigerte nicht gerade ihren Appetit. »Ich hab totale Lust auf Pizza.«

Garðar lächelte zögernd. »Ist nicht im Angebot.« Er löste sich aus ihrem Griff und machte Anstalten, ins Haus zu gehen. »Ich hab jedenfalls keine Lust, noch mal auf den Berg zu steigen, um eine zu bestellen. Komm, lass uns das Brot essen, solange es noch frisch ist. Ich will gar nicht an unsere letzten Tage hier denken, wenn wir dreimal am Tag Nudelsuppe kriegen.«

Durchs Küchenfenster sahen sie Líf herumhantieren und mit sich selbst oder mit dem Hund reden. Katrín fragte sich, ob sie sich genau aus

diesem Grund ein Haustier angeschafft hatte: Nach Einars Tod hatte sie natürlich niemanden mehr, mit dem sie reden konnte. Katrín schob ihre Hand in Garðars und klemmte ihre Finger zwischen seine großen, kräftigen Finger. Auch wenn sie jetzt seit fünf Jahren zusammen waren, fragte sie sich manchmal immer noch, wie es dazu hatte kommen können. Obwohl sie die halbe Grundschul- und die gesamte Gymnasialzeit über Schulkameraden gewesen waren, hatte er sich nie für sie interessiert, und sie hatte sich damit begnügen müssen, ihn aus der Ferne anzuhimmeln und von ihm zu träumen. Zu seiner Clique hatte sie keinen Zugang gehabt – die Gutaussiehenden, Cleveren auf dem Karrieretrip wollten mit einer jungen Frau, die weder eine Schönheitskönigin noch besonders intelligent war, nicht viel zu tun haben. Das war Garðars, Lífs und Einars Welt, denen das Leben leichtfiel. Und obwohl Katrín ganz normal aussah, mit ihrem Gewicht zu kämpfen hatte und sich im Studium anstrengen musste, war Garðar ihr, zwei Jahre nachdem sich ihre Wege getrennt hatten, zufällig in einer Disco in der Stadt in die Arme gelaufen, und von da an hatte es kein Zurück mehr gegeben. Am selben Abend waren Líf und Einar zusammengekommen, und wegen dieser Parallele bekam Katrín immer eine Gänsehaut bei dem Gedanken, dass Einar jetzt tot und Líf Witwe war. Sie musste sich immer wieder daran erinnern, dass ihr nicht dasselbe Schicksal bevorstand, nur weil ihre Beziehung am selben Abend begonnen hatte.

Garðar löste seine Hand aus ihrer und setzte sich auf die Terrasse. Während er seine Schuhe auszog – er meinte, sie seien ihm schon an den Füßen festgewachsen –, ging Katrín zu Líf ins Haus. Sie fand sie in der Küche, wo sie das Essen aufbewahrten, obwohl es keinen Kühlschrank und kein fließendes Wasser gab. Es gab zwar ein Spülbecken, das Garðars Meinung nach mit Wasser aus dem Fluss betrieben wurde, aber keiner von ihnen hatte eine Ahnung, wie man es anschließen konnte. Líf drehte Katrín den Rücken zu, während sie auf einem verbeulten Schneidebrett, das sie in einer Schublade gefunden hatte, Brot schnitt. Das Brett klapperte bei jeder Bewegung des Messers auf der Tischplatte. Katrín stellte sich in die Türöffnung und musste ihre Stimme erheben, um den Lärm zu übertönen. »Wie war's?«
Diesmal zuckte Líf vor Schreck zusammen. Sie stieß einen kleinen

Schrei aus und richtete sich abrupt auf, während das Brett auf der Tischplatte wippte. Dann drehte sie sich um, die Hand mit dem Messer vor Schreck flach auf die Brust gepresst. »Um Himmels willen!«
Katrín tat es leid, nicht vorsichtiger gewesen zu sein. Ihre ganze Wut auf Líf, weil sie sich vor der Arbeit gedrückt hatte, verflog im Handumdrehen. »O Gott, entschuldige, ich dachte, du hättest mich bemerkt.«

Líf schnappte nach Luft und sagte dann lächelnd: »Ist nicht deine Schuld.« Sie ließ das Messer fallen und atmete aus. »Ich bin total schreckhaft, seit Einar tot ist. Erst konnte ich nicht allein sein, und jetzt kann ich nicht mit anderen zusammen sein.« Sie lächelte wieder. »Echt ätzend.«

»Kann ich mir vorstellen.« Katrín hatte keine Ahnung, wie sie reagieren sollte. Líf war viel offener als sie und hatte mehrmals versucht, mit ihr über Einars Tod zu reden, aber Katrín hatte jedes Mal einen Rückzieher gemacht, aus Angst, zu herzlos, übertrieben mitleidig oder sonstwie komisch zu wirken. Das war natürlich unmöglich, und Líf musste gemerkt haben, wie geschickt sie sich immer darum drückte, über Einars Tod zu sprechen. Im Gegensatz zu ihr verhielt sich Garðar vorbildlich, und Katrín war überrascht, wie normal er nach diesem Schock mit der verheulten Líf umging. Vielleicht, weil sich die Männer so nahegestanden hatten, seit der Grundschule beste Freunde gewesen waren und Garðar ebenfalls einen großen Verlust erlitten hatte. Katrín nahm sich vor, sich nicht mehr so kindisch zu verhalten. Sie würden die ganze Woche zusammen sein, und es war nicht möglich, das Thema komplett zu vermeiden oder immer nur Garðar reden zu lassen, wenn die Sprache auf Einars Tod kam. »Es muss eine schreckliche Zeit gewesen sein. Ist es natürlich immer noch.«

»Hm.« Líf wandte sich wieder dem Brot zu und schnitt weitere Scheiben ab. »Wusstest du, dass eine Frau hier aus Hesteyri gesehen hat, wie ihr Mann und ihr Sohn im Meer ertrunken sind?«

»Nein.« Katrín wusste nichts über die Gegend, und wenn diese Geschichte typisch für das Leben hier war, hatte sie nur wenig Interesse, mehr darüber zu erfahren. Zumindest nicht, solange sie vor Ort waren.

»Sie hat wieder geheiratet, und ihr zweiter Mann ist auch ertrunken.« Líf drehte sich mit dem geschnittenen Brot wieder zu Katrín um. »Im

Vergleich dazu sind meine Sorgen lächerlich.«

»Es geht einem ja nicht unbedingt besser, nur weil es anderen noch schlechter geht.«

»Nein, aber es hilft zu wissen, dass andere schlimmere Dinge erlebt und durchgestanden haben.« Sie stellte das Brot auf den kleinen Küchentisch, der zum Haus gehörte, stützte die Hände in die Hüften und betrachtete zufrieden die Mahlzeit. »Ich verstehe nicht, wo der Schinken geblieben ist. Wir haben doch mehrere Packungen gekauft.« Sie warf Katrín einen Blick zu. »Trotzdem ein super Essen, findest du nicht?« Sie reckte sich nach einer Packung Schnittkäse und legte sie neben das Brot.

Katrín nickte. »Phantastisch«, sagte sie lächelnd. »Wir sollten überlegen, ob wir nicht auch noch ein Restaurant eröffnen wollen.«

Garðar humpelte herein und sagte: »Mein Fuß tut total weh. Diese Schuhe sind echt scheiße. Kein Wunder, dass sie im Ausverkauf waren.«

»Solche Schuhe muss man einlaufen, bevor man einen Berg besteigt, du Dummkopf«, entgegnete Líf kopfschüttelnd. »Das weiß ja sogar ich.«

Sie gab Putti ein kleines Stück Leberwurst. Der Hund nahm die Wurst ins Maul und brachte sie eine Ecke, wo er sich hinlegte und sie auffraß.

»Danke, dass du mir das jetzt erst sagst.« Garðar setzte sich vorsichtig auf einen wackeligen Stuhl, während die Frauen gespannt beobachteten, ob er halten würde. Sie lächelten sich zu, als er nicht zusammenbrach.

Auf der Herdplatte des altmodischen Kaminofens stand ein alter Kessel.

»Ob man darin Engelwurz verbrennen kann?«, fragte Katrín und öffnete die Kammer unter der Herdplatte. Sie starrte in das schwarze Loch, das nach Asche roch. »Ich hätte Lust auf einen Kaffee, aber wahrscheinlich sollten wir unser Holz nicht dafür verschwenden.«

»Ich weiß nicht, vielleicht, wenn man die Stängel zusammenpresst.«

Garðar streckte seine nackten Füße aus und bewegte die Zehen.

»Vielleicht verbrennen sie zu schnell, um das Wasser zum Kochen zu bringen, aber wir können es ja mal probieren.« Er schmierte sich eine Scheibe Brot. »Aber ich ziehe auf keinen Fall noch mal diese Schuhe an, um Zweige zu sammeln. Nicht jetzt.« Er starrte auf den Fußboden an der Wand ganz hinten in der Küche. »Wie sieht denn der Boden da aus?«

Die Frauen schauten zu der Stelle, und Líf zuckte mit den Schultern. »Ist doch nur ein Fleck, das ist ein altes Haus.« Ein großer, unregelmäßiger Fleck zog sich über den Holzboden an der Wand entlang.

»Aber der Boden ist neu. Der Vorbesitzer hat ihn gelegt, weil der alte Boden in einem so schlechten Zustand gewesen sein muss, dass er nicht mehr zu retten war. Aber er ist nicht ganz fertig geworden.« Garðar runzelte die Stirn. »Noch eine Sache, die wir machen müssen.«

Katrín wandte ihren Blick von dem Fleck ab. Momentan interessierte sie sich nicht für weitere Renovierungsarbeiten. »Ich gehe. Ich will lieber einen Kaffee als was zu essen.« Sie zog ihre dicke Strickjacke fester zu und nahm den Kessel. »Hier wächst überall Engelwurz, ich bin gleich wieder zurück.« In dem Bottich, den sie gestern Abend gefüllt und gemeinsam zum Haus getragen hatten, war zwar noch Wasser, aber sie wollte den Kessel lieber ausspülen, bevor sie daraus tranken. Zur Sicherheit bat sie Garðar, hineinzuschauen und ihr zu sagen, ob womöglich eine tote Maus oder anderes Getier darin lag.

Dann ging Katrín durch den dunklen, schmalen Flur zur Hintertür. Die Sonne stand noch am Himmel, aber es war kühler geworden, und der Wind hatte zugenommen. Katrín wollte schon umkehren, aber ihr Verlangen nach Kaffee war stärker.

Am Fluss war es noch kälter. Katrín taten die Finger weh, als sie den Kessel mehrmals ins Wasser tauchte. Sie ging in die Hocke und balancierte mit einem Fuß auf einem Stein im Fluss und mit dem anderen am feuchten Ufer. Es hätte nicht viel gefehlt und sie wäre aus dem Gleichgewicht gekommen und ins Wasser gefallen. Allein der Gedanke daran reichte schon, dass sie den Kessel sauber genug fand. Sie hielt ihn in die Strömung und bewunderte die Schönheit des fließenden Wassers. Man konnte sich nichts Reineres als die glitzernde Wasseroberfläche vorstellen, als sei der Fluss aus flüssigem Edelmetall. Katrín sah ihr Spiegelbild in dem bewegten Wasser und war froh über die Strömung, damit sie die Farbspritzer in ihrem Gesicht und ihren Haaren nicht sehen musste. Der Kessel füllte sich, und Katrín richtete sich auf. Während sie darauf achtete, nichts zu verschütten, meinte sie, in der Spiegelung im Wasser eine Person hinter sich stehen zu sehen.

»Líf? Garðar?« Katrín drehte vorsichtig den Kopf. Sie sah nur das ansteigende Land, das der Fluss auf seinem Weg ins Meer in zwei Hälften teilte, und schüttelte über ihre Dummheit den Kopf. Líf war natürlich noch in der Küche und suchte den Schinken, und Garðar beklagte sich über die Blase an seiner Ferse. Außerdem wäre er nicht so

gemein, sie schon wieder zu erschrecken. Katrín schaute in den Fluss und sah dasselbe wie vorher: ihr eigenes verschwommenes Profil und die Umrisse einer anderen Person direkt hinter ihr. Unmöglich festzustellen, woher diese Sinnestäuschung kam. Sie drehte sich wieder um, sah aber genauso wenig wie beim ersten Mal. Die Sonne schien sie auf irritierende Weise zu narren, aber Katrín war zu müde, um dem auf den Grund zu gehen. Vielleicht war auch etwas im Fluss und nicht hinter ihr, eine andere Art von Kies auf dem Grund oder Wasserpflanzen, die sich bewegten. Sie riss sich los. Wenn sie so weitermachte, würde sie nie Kaffee bekommen.

Als sie zum Haus zurückkam, stellte sie den Kessel vorsichtig auf die schräge Terrasse und ging zu der wilden Engelwurz auf dem Brachland. Während sie die ersten vertrockneten Stängel herausriss, erinnerte sie sich plötzlich an einen Schüler, der sich am letzten Schultag vor den Winterferien ziemlich bedrückt von ihr verabschiedet hatte. Der Junge war klein für sein Alter und hatte es schwer in der Klasse. Das kam zwar im ersten Schuljahr öfter vor, aber dieser Junge würde sich nur schwer anpassen können. Er war außergewöhnlich hübsch, blond und hellhäutig mit großen Augen, und als er in seinem dicken Anorak und mit dem viel zu großen Ranzen auf dem schmalen Rücken ins Klassenzimmer kam, waren es vor allem diese Augen, die Katrín fesselten. Aus ihnen schien eine tiefe Traurigkeit, die sie nur schwerlich mit dem ereignislosen Schultag in Zusammenhang bringen konnte. »Gehen Sie nicht«, sagte er. Sie legte den Korrekturstift auf die ungelungenen Buchstaben im Arbeitsheft seiner Schulkameradin und lächelte den Jungen freundlich an. »Was meinst du? Ich gehe noch nicht nach Hause. Ich muss noch ein bisschen arbeiten.« Der Junge blieb wie angewurzelt stehen und umfasste die Gurte des Schulranzens mit seinen kleinen Händen. »Gehen Sie nicht zu dem bösen Ort. Sie kommen nicht zurück.« Katrín überlegte, ob er krank war und Fieber hatte, aber seine blassen Wangen deuteten nicht auf erhöhte Temperatur hin. »Ich gehe nicht an einen bösen Ort. Die mag ich nicht, ich will nur an guten Orten sein.« Der Junge stand weiter starr da, den Mund leicht geöffnet, so dass zwei weiße, zu große Schneidezähne im Oberkiefer aufblitzten. Dann sagte er mit derselben traurigen Stimme: »Fahren Sie nicht zu dem Haus. Sie kommen nicht zurück.« Er machte auf dem Absatz kehrt und verließ den Klassenraum,

ohne dass Katrín etwas Schlaues erwidern konnte. Der Junge hatte die Tür schon längst hinter sich zugezogen, als ihr auffiel, dass sie die geplante Reise in den Ferien mit keinem Wort vor der Klasse erwähnt hatte. Vielleicht hatte dieses kurze, seltsame Gespräch größeren Einfluss auf sie gehabt, als sie zugeben wollte, und vielleicht tat sie sich deshalb mit diesem Ort so schwer.

Katrín konzentrierte sich wieder auf die Engelwurz. Sie wollte nicht, dass die Phantasie mit ihr durchging. Das hier war Garðars Traum, zumindest im Moment, und sie wollte ihn und sich mit solchem Quatsch nicht beunruhigen. Sie riss eine tote Pflanze nach der anderen heraus und hatte bald einen ganzen Arm voll. Aber das würde nicht lange reichen, wenn man es zusammenpresste, also legte sie den Stapel neben den Kessel und holte noch mehr. Sie entfernte sich vom Haus und folgte dem Trampelpfad, der durch das Brachland führte. Sie hatte schon ziemlich viel gesammelt, als sie in einer tiefen Mulde etwas Schneeweißes sah. In der Senke war das Gestrüpp noch dichter, und um besser sehen zu können, musste Katrín sich bücken und welke Halme und totes Unkraut beiseiteschieben. Plötzlich wich sie zurück und verlor die ganze Engelwurz, die sie gesammelt hatte. Was zum Teufel war das? »Garðar! Líf! Kommt mal! Das müsst ihr euch ansehen!«

4. Kapitel

»Lass uns später darüber reden, Sara.« Freyr hätte am liebsten aufgelegt und so getan, als sei die Verbindung abgerissen. Er war ans Telefon gerufen worden, aber das Letzte, was er an einem langen Arbeitstag gebrauchen konnte, war ein Gespräch mit seiner Exfrau. Am allerwenigsten auf der Station, wo die Kollegen ein und aus gingen. Dieses Thema ließ sich einfach nicht besprechen, ohne dass ungewollte Zuhörer die Ohren spitzten. Aber im Moment war er alleine und wollte es so schnell wie möglich hinter sich bringen, bevor der Nächste hereinkam. »Du weißt ja, was ich von diesen Telefonaten auf der Arbeit halte.« Er hätte noch hinzufügen können, dass er ihre Telefonate immer grässlich fand, aber sie war labil, und er wollte sich nicht im Streit von ihr verabschieden.

Durch den Hörer drang hektisches Atmen. »Aber du hörst mir nicht zu. Wenn du mir zuhören würdest, bräuchte ich mich nicht ständig zu wiederholen«, sagte sie mit jammerndem Tonfall und hoher Stimme. Freyr schloss die Augen und massierte seine Augenlider. Er bekam schon wieder dieselben Kopfschmerzen wie in ihrem letzten gemeinsamen Jahr – ein drückendes Pochen an den Schläfen, gegen das kein Schmerzmittel half. »Ich höre, was du sagst, Sara. Ich glaube nur nicht an so was, und das weißt du. Aber danke, dass du es mir mitgeteilt hast.« Der letzte Satz war gelogen. Er hätte sich gewünscht, dass sie den Traum von ihrem Sohn und die Botschaft aus dem Jenseits für sich behalten hätte.

»Da, wo er jetzt ist, geht es ihm schlecht.« Nun konnte man hören, dass sie gleich in Tränen ausbrechen würde.

»Sara.« Freyr massierte seine Augen noch eifriger. »Du musst damit aufhören. Wir können nichts mehr tun und haben damals alles getan, was in unserer Macht stand. Du musst dich mit der Realität abfinden. Benni kommt nicht zurück.« Seine Stimme zitterte leicht, er ließ die Hand sinken und riss die Augen weit auf. Diese fixe Idee von ihr hatte die Wunde in seinem Herzen schon so oft wieder aufgerissen. Wenn er Sara nicht verlassen hätte, hätte er sich am Ende wahrscheinlich totgesoffen oder sonstwie kaputtgemacht. Er sehnte sich mehr als alles andere

danach, die Trauer auf seine Weise verarbeiten zu dürfen und nicht ständig von Saras Wahn dabei gestört zu werden. Bevor er ausgezogen war, hatte er sich davor gefürchtet, von der Arbeit nach Hause zu kommen, und sich angewöhnt, so lange wie möglich zu arbeiten. Das machte er sogar jetzt noch, was einiges über sein ungemütliches Zuhause in einer Stadt, die er nach einem halben Jahr kaum kannte, aussagte. »Du musst dich endlich mit der Realität abfinden, nicht nur deinetwegen. Und jetzt muss ich Schluss machen.«

»Er ist im Traum zu mir gekommen. Benni geht es nicht gut, er will, dass du ihn findest.«

Freyr unterdrückte einen Aufschrei. »Danke, wir reden später miteinander.« Er legte auf. Durch seinen Kopf schossen dieselben Fragen, die ihn die meisten Nächte wach hielten. Wie konnte ihr sechsjähriger Sohn am helllichten Tag spurlos verschwinden? Wo war er? Warum war er nie gefunden worden? Freyr stand auf und starrte einen Moment auf das hässliche, klobige Telefon, als wüsste es die Antwort.

Der eingefallene Körper des alten Mannes wurde von Husten geschüttelt. »Soll ich Ihnen was gegen den Husten geben?«, fragte Freyr und legte die Krankenakte beiseite. »Oder möchten Sie keine zusätzliche Tablette mehr?«

Der Mann in dem weißen Nachthemd mit dem Krankenhauslogo lächelte. Seine violetten Lippen spannten sich und sahen dabei aus wie zwei Striche. Sein Gebiss war schon längst eine Nummer zu groß und dominierte beim Lächeln sein Gesicht. »Ach, warum nicht?« Er legte seine zitternde Hand vorsichtig auf seine Brust, die sich bei seinen schwachen Atemzügen hob und senkte. »Ich schlucke alles, was man mir gibt, mein Lieber. Das wird schon wieder.«

»Da haben Sie recht.« Freyr wusste genauso gut wie der Patient, dass seine Tage gezählt waren. Er war weit über neunzig und hatte Magenkrebs. Aber Freyr war zu müde, um mit ihm über Leben und Tod zu sinnieren. »Hübsches Mädchen«, sagte er und nahm das gerahmte Foto eines Mädchens mit dunklen Zöpfen vom Nachttisch. »Ist das Ihre Enkelin, die eben hier war?« Im selben Moment, als er das gesagt hatte, merkte er, dass es nicht stimmen konnte. Das Kind auf dem Foto war

älter als das kleine Mädchen, das an der Hand seiner Mutter am Vormittag aus dem Krankenzimmer gekommen war.

Der Mann lachte kurz und röchelnd. »Sie haben einen scharfen Blick. Das Bild ist von meiner Enkelin Svana vor fast zwanzig Jahren. Und jetzt hat sie selbst ein kleines Mädchen. Die beiden sind wundervoll und kommen oft vorbei.« Der Mann kniff seine wässerigen Augen zusammen und musterte Freyrs Hände. »Sind Sie nicht verheiratet?« Ein weiterer Hustenanfall erstickte das Verhör im Keim.

»Geschieden.« Freyr holte sein Stethoskop heraus. »Ich höre Sie mal kurz ab. Dieser Husten klingt nicht gut.«

»Klingt Husten jemals gut?« Der alte Mann wartete nicht auf eine Antwort. »Es ist ein großer Fehler, nicht wieder zu heiraten und das Leben alleine zu verbringen, mein Lieber. Ein großer Fehler.«

Freyr nickte zustimmend. »Das habe ich auch nicht vor. Mir fehlt nur die passende Frau. Die laufen mir nicht gerade in Scharen hinterher.« Er zog die Decke von der Brust des Mannes und knöpfte sein Nachthemd auf.

»Jetzt wird's kurz kalt, aber das kennen Sie ja schon.«

»Svana, meine Enkelin, die eben hier war, lebt alleine.« Der Mann schaute Freyr in die Augen. »Eine gute, hübsche Frau. Genauso wie das Kind.«

Freyr lächelte ihm zu. »Das bezweifle ich nicht. Sie sind bestimmt viel zu gut für mich.« Er schaute auf die große Wanduhr über der Zimmertür. »Ich arbeite so viel.« Er bewegte das Stethoskop über die fleckige Brust des Mannes. »Wie alt ist die Kleine denn?«

»Drei Jahre. Sie kann schon sprechen.« Der Alte verstummte und hustete auf Freyrs Anweisung hin. »Der Kindergarten musste heute Morgen schließen, und die Kleine hatte frei und wollte ihren Uropa besuchen. Da ist in der Nacht alles demoliert worden. Wirklich schlimm so was.« Er schwieg erneut und konzentrierte sich darauf, auf Kommando tief ein- und auszuatmen. Als Freyr das Stethoskop zurück in seine Tasche steckte, sprach er weiter. »Manche Dinge ändern sich wohl nie. Es wird immer solches Pack geben, dem es Spaß macht, Dinge anderer Leute kaputt zu machen. Diese Zerstörungswut ist abscheulich. Als ich hier in der Grundschule unterrichtet habe, wurde auch mal alles demoliert. Das war ein furchtbarer Tag, die Mitarbeiter im Kindergarten tun mir wirklich leid, wenn es da jetzt so ähnlich aussieht.«

»Ich bin heute Morgen in den Kindergarten gerufen worden und habe es gesehen. Ich weiß, was Sie meinen.« Freyr knöpfte das Nachthemd des Mannes wieder zu und zog die Decke hoch. »Man kann nur hoffen, dass sie den Täter finden.«

»Glaube ich nicht. Derjenige, der damals die Grundschule demoliert hat, wurde nie geschnappt, der musste in seinem irdischen Leben keine Rechenschaft ablegen.« Traurig schüttelte der Alte den Kopf. »Ich erinnere mich ja inzwischen kaum noch an was, aber ich werde nie vergessen, wie da alles zerstört wurde. Damals war alles noch viel wertvoller, man konnte nicht in den nächsten Laden gehen und die Dinge einfach so ersetzen. Das war nicht nur ein emotionaler Schaden. Der Schulalltag wurde noch jahrelang von diesem Einbruch beeinträchtigt.« Er bekam einen heftigen Hustenanfall und sprach dann etwas heiserer weiter. »Wir mussten sogar sparsam mit der Farbe umgehen, und die Schmierereien konnte man noch lange durchscheinen sehen. Erst, als die ganze Schule neu gestrichen wurde, sind die Buchstaben verschwunden.«

Freyr hatte höflich gewartet, bis der Mann zu Ende erzählt hatte, bevor er sich seinem nächsten Patienten zuwenden würde, aber diese Geschichte klang unangenehm vertraut. Er hatte am Mittag vergeblich versucht, Dagný zu erreichen, und keine Ahnung, ob die Ermittlungen vorangekommen waren. Vielleicht hatte Dagný zurückgerufen, aber Freyr bewahrte sein Handy in seinem Schrank auf, um bei der Arbeit nicht gestört zu werden. Leider hatte Sara das durchschaut und rief ihn inzwischen direkt auf der Station an. »Haben Sie gesagt, es wurde etwas an die Wand geschrieben?«

»Ja, es war vollkommen unverständlich. Der Täter fand seine Botschaft wahrscheinlich eindeutig, aber der hatte wohl ein paar Schrauben locker.«

»Was stand denn da?«

»Nur einzelne Wörter, immer wieder dieselben, im ganzen Gebäude.« Der alte Mann räusperte sich, hustete aber zu Freyrs Erleichterung nicht. »An der Wand in meinem Klassenraum stand *hässlich*. Was auch immer das heißen sollte.«

»Hässlich?«

Die wasserblauen Augen des Alten begegneten Freyrs Blick. »Ja, ich

habe es so gedeutet, dass der Täter sich selbst und seine Tat meinte. Das hat mir geholfen, das Wort die ganzen Jahre vor Augen zu haben, auch wenn es durch die Farbe nur noch undeutlich zu sehen war.« Der Mann zog die Decke bis unters Kinn hoch. »Das, was in der Aula stand, war noch schlimmer.«

»Und was stand da?« Freyr hatte sich vorgenommen, das Gespräch zu beenden, seine Schicht abzuschließen, nach Hause zu fahren, eine Tablette gegen die Kopfschmerzen zu nehmen und sich hinzulegen. Aber er konnte der Versuchung nachzufragen nicht widerstehen – die morgendlichen Ereignisse hatten ihn stärker beeinflusst, als er sich eingestehen wollte.

»*Schmutzig*.« Die Stimme des Alten klang jetzt kräftiger als vorher, so als sei der dunkle Bariton seiner jüngeren Jahre zum Leben erwacht. Er schien es selbst zu hören und nahm all seine Kraft zusammen, um sich im Bett aufzusetzen. »In der Aula! Was meinen Sie, wie es war, so was bei Feierlichkeiten vor Augen zu haben?«

»Haben Sie *schmutzig* gesagt?« Freyr meinte, sich verhöhrt zu haben.

»Sind Sie sich sicher, dass Sie das nicht mit dem durcheinanderbringen, was Ihre Enkelin heute Morgen über den Kindergarten erzählt hat?«

Der Alte machte ein missbilligendes Gesicht. »Natürlich nicht. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich mich so gut daran erinnere, als wäre es gestern gewesen. An der Wand der Aula stand nur dieses eine Wort. *Schmutzig*.«

Dagný machte ein ähnlich missbilligendes Gesicht wie der alte Mann.

»Und? Ein Randalierer, der im Abstand von sechzig Jahren in Schulen einbricht?« Langsam schüttelte sie den Kopf. »Das kaufe ich dir nicht ab. Dann wäre der Täter, der letzte Nacht unterwegs war, mindestens fünfundsiebzig. Der Alte hat das garantiert heute Morgen beim Besuch des Mädchens gehört.«

»Das hat er aber bestritten.« Freyr versuchte, seine Gereiztheit zu verbergen. Nachdem er Dagný die Geschichte erzählt hatte, wurde ihm klar, wie absurd sie klang. Trotzdem widersprach er ihr. Es war ziemlich ungewohnt, derjenige zu sein, der auf einer schwer zu beweisenden Geschichte beharrte – er war in Saras Rolle geschlüpft.

»Na gut, aber er ist doch über neunzig, oder?« Sie lächelte ihr seltenes

Lächeln. »Ich vermute, dass er da einfach was verwechselt hat.« Freyr ließ seinen Blick über die vollgestopften Regale in ihrem Büro schweifen. »Wärest du bereit zu überprüfen, ob es Unterlagen zu diesem alten Fall gibt? Das würde jeglichen Zweifel ausräumen. Der Alte schien sich sehr sicher zu sein.«

»Hast du eine Ahnung, wie viel wir hier zu tun haben? Es wird nicht nur im Gesundheitswesen gekürzt. Wir haben viel zu wenig Personal, und im Moment hat der Einbruch im Kindergarten keine Priorität.« Dagný hob einen Papierstapel hoch und ließ ihn wieder auf den Tisch fallen. »Wir haben noch mehr Fälle. Uns bleibt nichts anderes übrig, als mit den üblichen Verdächtigen zu reden, und wenn wir Glück haben, gesteht einer, oder wir kriegen ihn über die Fingerabdrücke. Wenn wir das nicht schaffen, können wir nur hoffen, dass der Täter wegen irgendwas anderem festgenommen wird. Oder schon bei uns registriert ist. Aber es dauert ewig, bis wir das rausgekriegt haben.« Niedergeschlagen zuckte sie mit den Schultern. »Im Kindergarten waren massenweise Fingerabdrücke.«

Freyr schwitzte in seinem dicken Anorak, wollte Dagný aber nicht bitten, das Fenster zu öffnen, aus Angst, der Wind könne den Papierstapel auf den Boden fegen. »Was meinst du, wie lange das dauert?«

»Eine oder zwei Wochen«, sagte sie resigniert. »Wenn die öffentlichen Behörden ihr Eigentum versichern würden, wäre das ein Versicherungsfall, und die würden ihre Untersuchungen an unsere anschließen. Aber so ist es nicht, und deshalb sieht es ganz so aus, als würde der Fall von unserer Seite aus schnell ad acta gelegt, es sei denn, es passiert noch was, oder wir kriegen was über das Tatmotiv raus. Du kannst dir ja wohl vorstellen, dass niemand alte Akten durchsucht nach ...« Sie schwieg einen Moment und versuchte, ihre Gedanken in Worte zu fassen. »Tja, ich weiß eigentlich nicht wonach.«

Freyr entgegnete nichts. Er hatte selbst keine Ahnung, wie ihnen sechzig Jahre alte Polizeiakten heute noch helfen sollten. Während er auf seinem harten, unbequemen Stuhl herumrutschte, wurde ihm klar, dass Dagný recht hatte: Das Vergehen war nicht so schwer, dass es umfangreiche polizeiliche Ermittlungen geben würde. Die Schrift an der Wand würde mit Farbe überpinselt, die Beschädigungen repariert, und die Sache wäre aus der Welt. Er beschloss, sich nicht weiter einzumischen – schließlich

würde er es auch nicht gut aufnehmen, wenn Dagný ihm medizinische Anweisungen gäbe. Er hatte ihr die Geschichte erzählt, mehr konnte er nicht tun. »Ist heute Morgen noch was Ernstes vorgefallen? Ihr hattet es plötzlich so eilig.«

Dagný verzog das Gesicht und strich sich nachdenklich übers Kinn.

»Ach, ich kann es dir ruhig erzählen, du hörst es ja sowieso morgen auf der Arbeit. Ich dachte, du wüsstest es schon.«

»Was denn? Ich hab heute nichts Besonderes gehört.« Freyr hatte sich absichtlich in die Arbeit gestürzt, um den schlechten Einfluss des Telefonats mit Sara zu verdrängen und überhaupt nichts vom tagtäglichen Klatsch mitbekommen.

»Letzte Nacht hat sich in Súðavík eine Frau das Leben genommen. Der Pfarrer hat ihre Leiche heute Morgen in der Kirche gefunden. Da mussten wir hin.«

»Jung?« Freyr hoffte, dass es nicht so wäre, zumal Selbstmord bei Jugendlichen manchmal eine ganze Welle auslöste.

»Nein, eine ältere Frau.« Dagný nahm das oberste Blatt von dem Stapel auf ihrem Tisch. »Sie war neunundsechzig.« Sie blickte zu Freyr.

»Vielleicht konnte sie sich nicht mit dem Rentnerdasein abfinden. Manche Leute leben nur für ihre Arbeit. Oder sie war ernsthaft krank und wollte nicht leiden.«

Freyr nickte nachdenklich. Im ersten Moment war er überrascht, dass es sich um eine Frau handelte, aber das war naiv. Auch wenn nur ein Viertel der Selbstmörder in Island Frauen waren, konnte ein solcher Fall durchaus in den Westfjorden vorkommen. Es gab landesweit siebzig bis achtzig Selbstmorde pro Jahr, die meisten davon in Reykjavík und Umgebung, und vielleicht war der Westen statistisch gesehen an der Reihe. »Die Zahl der Selbstmorde steigt proportional mit dem Alter, aber ohne mich mit dem Fall näher vertraut gemacht zu haben, glaube ich nicht, dass das Ende des Berufslebens hier mit reinspielt. Damit haben meistens Männer Probleme. Vielleicht kennt die Familie ja den Grund«, sagte Freyr und zog den Reißverschluss seiner Jacke auf. »Es wäre allerdings interessant zu wissen, warum sie sich ausgerechnet die Kirche ausgesucht hat. Die meisten Leute bringen sich zu Hause um oder in der freien Natur, wenn sie ihre Angehörigen vor dem zusätzlichen Schock bewahren wollen, ihre Leiche zu finden. Der Ort ist ziemlich

ungewöhnlich.«

»Vielleicht war sie überzeugte Christin und wollte bei Gott sein, wenn sie stirbt. Sie war aber nicht fanatisch gläubig oder so, das hat uns ihr Mann erzählt. Er könnte natürlich lügen oder selbst extrem gläubig sein und die Sache anders beurteilen als wir.«

»Sie war also verheiratet?«

Dagný nickte. »Ja, und dreifache Mutter. Fünf Enkelkinder. Ein paar von ihnen sind zwar nach Reykjavík gezogen, aber sie war nicht allein.«

»Konnte ihr Mann keinen Grund angeben? War er überrascht?«

»Ja, scheint so. Er ist sehr verzweifelt und scheint nicht die geringste Vorahnung gehabt zu haben. Falls er was über Depressionen oder andere Krankheiten wusste, wollte er uns das zumindest nicht sagen. Er hat nur erwähnt, dass sie in der letzten Zeit ein bisschen nervös und menschen scheu war, aber nichts Besorgniserregendes. Irgendeine unerklärliche Anspannung, die einen manchmal überkommt und dann von alleine wieder verschwindet.« Dagný schaute Freyr in die Augen.

»Nur diesmal nicht.«

»Wie hat sie sich denn umgebracht?« Freyr wusste nicht, ob Dagný darauf antworten würde, aber die Leiche würde ohnehin morgen obduziert.

»Sie hat sich erhängt.« Dagný beobachtete Freyrs Reaktion. »Und sie ist auf Nummer sicher gegangen. Die Decke in der Kirche ist ziemlich hoch.«

»Aha.« Freyr wusste, dass ein solcher Tod äußerst unschön war. Die Erhängten hatten meist tiefe Kratzspuren am Hals, da ihnen zu spät klar wurde, dass das Leben zwar nicht leicht war, einen aber immer noch sanfter behandelte als der Tod. »Hat sie keinen Brief hinterlassen?« Er wusste, dass nur ein Viertel der Selbstmörder Abschiedsbriefe hinterließen, weil es schwer war, eine solche Entscheidung in Worte zu fassen, und man manchmal einfach nichts dazu sagen konnte.

»Darüber kann ich nicht reden.« Dagný wich seinem Blick aus.

»Verstehe.« Freyr lächelte ihr zu. »Ich höre auf zu fragen. Ich wollte dir nur ausrichten, was der alte Mann mir erzählt hat. Ich dachte, es wäre vielleicht wichtig.« Er zog seine Jacke wieder zu.

Dagný lehnte sich in ihrem imposanten Schreibtischstuhl zurück, der viel bequemer aussah als das Wackelgestell, auf dem Freyr saß. »Du hast

noch gar nicht erzählt, was sonst noch an der Wand der Grundschule stand. War da noch was anderes oder nur das Wort *schmutzig*?«, fragte sie.

»Ja, da war noch mehr, ich weiß zwar nicht genau, wie viele Wörter insgesamt, aber der Alte meinte, dass an der Wand seines Klassenzimmers *hässlich* stand. Vielleicht waren noch mehr Wände beschmiert, ich kann ihn noch mal fragen, wenn du willst.«

Dagnýs Computer machte ein Geräusch, das den Eingang einer E-Mail ankündigte, aber sie schien es nicht zu bemerken. Ihre Wangen wurden röter, doch als sie nach einer betretenen Pause das Wort ergriff, wirkte sie wieder ganz normal. Vielleicht war ihr einfach nur warm geworden.

»Ja, ja, mach das. Es kann ja nicht schaden, sich anzuhören, was er zu sagen hat.«

Als Freyr sich verabschiedet und die Tür hinter sich zugemacht hatte, zog Dagný neben ihrem Computer eine Plastikhülle mit einem Blatt Papier heraus. Das Dokument war umgedreht. Vorsichtig hob sie die Hülle hoch und starrte das Blatt an. Es war ganz dicht mit einer zarten Frauenhandschrift beschrieben. Dagný starrte den Text an, nahm dabei den Telefonhörer ab und schaute nur kurz auf, um die Nummer zu wählen. »Veigar. Wo werden die alten Polizeiakten aufbewahrt?«

5. Kapitel

Zwei ausgebleichte weiße Holzkreuze lagen nebeneinander auf dem kleinen Küchentisch. Ihr trauriger Anblick passte ganz und gar nicht zu der fleckigen, heimeligen Tischplatte. »Das hat auf keinen Fall was mit dem Haus zu tun.« Garðar hatte eindeutig genug von dem Thema. Er hätte die Kreuze schon längst draußen auf den Holzhaufen geworfen, wenn Katrín nicht protestiert hätte. »Du siehst doch, dass sie von Gräbern stammen. Sie sind abgebrochen und dann hergebracht worden. Wenn da draußen Gräber wären, müssten ja noch die Stümpfe aus dem Gras ragen.«

»Warum sollte jemand Kreuze von Gräbern entfernen und vor unser Haus werfen?«, fragte Katrín aufgebracht und konnte ihren Blick nicht von dem verwitterten Holz und der weißen, abgeblätterten Farbe lösen. »Das frage ich mich auch.« Líf stand in der Ecke, möglichst weit vom Tisch entfernt. Sie hatte die Arme verschränkt und beäugte Katríns Fund misstrauisch. Neben ihren Füßen lag Putti und schlief wie ein Stein, nachdem er zwei Scheiben Wurst verputzt hatte. Ab und zu zuckte er und schien im Traum große Abenteuer zu erleben. »Wer würde denn so was tun?«

»Sollte man sich nicht lieber fragen, warum ein Kind und eine Frau, vielleicht die Mutter, hier hinterm Haus begraben sein sollten? Ich finde das viel unglaublicher, als dass jemand die Kreuze da hingeschmissen hat. Außerdem wären sie in einem viel schlechteren Zustand, wenn sie über ein halbes Jahrhundert friedlich dagestanden hätten. Jemand muss sie über die Jahre hinweg in Schuss gehalten haben, und dieses Haus war mehr oder weniger unbewohnt.« Garðars Augen wanderten zu den undeutlichen Buchstaben auf den Kupferplatten, die an den Kreuzen angebracht waren: *Hugi 1946–1951* und *Bergdís 1919–1951*. Er rieb sich die Augen. »Lasst uns das einfach vergessen und die Kreuze wieder zurücklegen. Wenn wir in Ísafjörður sind, können wir uns ja umhören, ob jemand was darüber weiß. Ich vermute, dass sie durch Grabsteine ersetzt wurden und man sie nicht wegwerfen wollte. Keine Ahnung, ob der Betreffende was mit dem Haus zu tun hat, aber wir sollten kein großes Ding daraus machen.«

Katrín knabberte nachdenklich an ihrer Oberlippe. »Ja, vielleicht hast du recht.« Sie starrte durch das schmutzige Küchenfenster. »Aber mir ist die Sache trotzdem unheimlich. Vielleicht findest du das ja lächerlich, aber es ist irgendwie unnatürlich. Als ich die Kreuze zwischen dem Unkraut gesehen habe, hatte ich sofort das Gefühl, dass hier was nicht stimmt. Die sind richtig ordentlich da hingelegt und nicht einfach nur in die Senke geworfen worden.«

»Aber warum?« Líf drückte sich noch tiefer in die Ecke. »Ich könnte mir schon vorstellen, dass die beiden da begraben sind.«

»Keine Ahnung, was dahintersteckt, aber wenn ich hier auf dem Grundstück zwei Tote begraben würde, würde ich mir ja wohl ein ebenes Stück und nicht diese Senke dafür aussuchen. Vielleicht wollte jemand die Gräber verstecken«, sagte Katrín und ärgerte sich, dass sie so weinerlich klang.

»Und deshalb hat er Kreuze draufgestellt?« Garðar lächelte müde.

»Glaub mir, diese Kreuze sind nicht von hier. Ich habe nach Stümpfen gesucht, aber keine gefunden. In dieser Senke gibt es keine Gräber.«

»Ob wir mal mit der Schaufel graben sollten?« Katrín schaute ihn an und hoffte, dass er nein sagen würde. Sie wollte so nah beim Haus keine Särge oder Skelette finden. »Vielleicht sind die Gräber ja auch woanders auf dem Grundstück?«

»Das sollten wir lieber abchecken. Wenn hier Gräber sind, bin ich weg«, sagte Líf aufgelöst. Ihre Reaktion überraschte Katrín, da sie zwar meistens ziemlich impulsiv, aber nie nervenschwach war. Vielleicht war der Abschied von Einar noch so nah, dass sie nicht auf so unangenehme Weise an den Tod erinnert werden wollte. »Notfalls schwimme ich.«

»Hört auf mit dem Unsinn«, sagte Garðar mit lauter Stimme. »Keiner von uns haut ab, und wir suchen auch nicht nach Gräbern. Wollt ihr wirklich, dass ich hier alles umgrabe?« Er wartete nicht auf eine Antwort, sondern fuhr fort: »Kommt nicht in Frage. Erstens werden wir nichts finden, und zweitens ist das nur Zeitverschwendung.« Garðar stand mühsam auf. »Nach dieser verdammten Wanderung bin ich eh schon total eingeschränkt, mein Fuß tut tierisch weh.« Er humpelte zur Küchentür und dehnte an der Wand seine Wade. »Wenn wir rechtzeitig fertig werden wollen, müssen wir uns ranhalten. Und das wird schwierig, wenn ich mit Muskelkater und Blasen an den Füßen draußen

rumhumpelen und alte Gräber suchen und ihr jedes Mal, wenn ich auf einen Stein stoße, hysterisch losbrüllt.«

Katrín wusste, dass er recht hatte, auch wenn er es netter hätte formulieren können. Dennoch hielt sie sich zurück – das Letzte, was sie an diesem einsamen Ort gebrauchen konnten, war, aufeinander sauer zu sein. »Okay, aber es ist trotzdem merkwürdig, das musst du zugeben.« »Merkwürdig? Das ist mehr als merkwürdig«, keifte Líf. »Das ist total abartig! War dieser Typ, dem das Haus gehört hat, vielleicht ein bisschen durchgeknallt? Mit was müssen wir denn noch alles rechnen?«

Garðar hatte Katrín nie ausführlich von der Geschichte des Hauses erzählt, obwohl er beim Kauf einiges erfahren haben musste. Aber das war zum Teil auch ihre eigene Schuld. Sie hatte nur begrenztes Interesse an dem Haus gezeigt und Garðar über Renovierungen, Holz, Bohraufsätze und so weiter schwadronieren lassen, ohne viel dazu zu sagen. »Kann es sein, dass er was mit den Kreuzen zu tun hatte? Was war das eigentlich für ein Typ?«, fragte sie jetzt.

Garðar entspannte seine rechte Wade und dehnte seine linke. Das schien zu helfen, denn er verzog noch ausgiebiger das Gesicht. »Über den kann man eigentlich nicht viel sagen. Es war ein ganz normaler Typ, und nein, diese Kreuze können überhaupt nichts mit ihm zu tun haben. Wenn man nach den Jahreszahlen geht, hat er das Schlösschen, lange nachdem die Kreuze aufgestellt wurden, gekauft.« Er löste die Dehnung und entfernte sich wieder von der Wand. »Außerdem war er alleinstehend, unverheiratet und kinderlos, er wird die Kreuze wohl nicht aus Reykjavík mitgebracht haben. Er hat nie hier oder in Ísafjörður gewohnt.«

»Könnte er nicht eine Frau gehabt haben, von der niemand was wusste?« Lífs Stimme zitterte leicht. »Mit ihr ein Kind gehabt und beide umgebracht haben?«

Garðar schaute resigniert an die Decke. »Ich bezweifle es. Dann müsste er ziemlich frühreif gewesen sein, er wäre noch nicht mal zehn Jahre alt gewesen, als Hugi geboren wurde.« Er seufzte. »Die Kreuze haben nichts mit dem Haus zu tun und sind bestimmt von einem Wanderer oder Gott weiß wem dahingelegt worden.«

»Ich bin heute Nacht von Stimmen wach geworden.« Líf kniff die Lippen zusammen, bis sie blass wurden. »Ich weiß nicht, warum ich

euch das heute Morgen nicht erzählt habe. Sie kamen aus dem Erdgeschoss. Mit diesem Haus stimmt was nicht.«

»Ach, hör doch auf.« Garðar wirkte alles andere als glücklich über den Verlauf des Gesprächs. Bestimmt sehnte er sich danach, Einar oder einen anderen Mann dabei zu haben, mit dem er einfach gemeinsam die Augen verdrehen und über Nägel sprechen könnte. »Das hast du geträumt. Mit diesem Haus stimmt zwar einiges nicht, aber das hat mit seinem Zustand zu tun, und wir sind hier, um daran zu arbeiten.« Er schüttelte den Kopf und murmelte: »Stimmen. Um Himmels willen.«

»Ich weiß, was ich gehört habe. Es war nur eine Stimme. Eine Kinderstimme.« Im selben Moment knarrte das Gebälk des Hauses laut, und Líf zuckte zusammen.

»Aha«, sagte Garðar triumphierend. »Das hast du gehört. Häuser geben alle möglichen Geräusche von sich, vor allem diese alten Holzhütten. Nachts, wenn alles still ist, merkt man das besonders.«

»Das war kein Knarren, es war eine Stimme.«

Katrín hatte genug über Lífs Träume gehört. Sie wollte ihre Phantasie nicht noch weiter anstacheln und jedes Geräusch und jedes Knarren des Hauses als Reden oder Flüstern interpretieren. »Garðar hat recht, Líf, das musst du geträumt haben. Du weißt doch, wie das ist, im Halbschlaf bildet man sich allen möglichen Unsinn ein.« Bevor Líf etwas entgegen konnte, wandte sich Katrín an Garðar: »Aber selbst wenn dieser Typ keine Nachkommen hatte, muss er Erben gehabt haben. Warum wollten die das Haus eigentlich nicht behalten?« Die Frage war ziemlich absurd, da das Haus auffällig war, andererseits hatte der Kapitän gesagt, die Häuser in dieser Gegend seien begehrt.

»Woher soll ich das denn wissen? Vielleicht waren es alte Leute, die kein Interesse daran haben hierherzufahren. Es gibt keinen Strom, und das Haus muss renoviert werden, das traut sich doch nicht jeder zu. Vielleicht haben sie das Geld mehr gebraucht als die Hütte. Es gibt Millionen Gründe dafür. Ich habe den Makler jedenfalls nicht ausgefragt, auch wenn ihr das wahrscheinlich gemacht hättet.«

»Ich bestimmt«, behauptete Líf, aber Katrín wusste es besser. Ihre Freundin machte nie viele Worte um die Dinge, entweder war etwas großartig oder aber total daneben, und Entscheidungen wurden ohne langes Nachdenken getroffen. Vielleicht lag das an Einars und ihrem

finanziellen Background – die Folgen einer unüberlegten Entscheidung waren für sie nicht so schlimm, dass es eine große Rolle spielte. Das Gespräch über das Haus hatte sie auf andere Gedanken gebracht, und Katrín bereute es, so ein Theater wegen der Kreuze gemacht zu haben. Sie hatte Garðar genötigt, mit seinem schlimmen Fuß nach draußen zu hinken, und Líf in Aufregung versetzt. Es war albern von ihr gewesen, die Kreuze nicht einfach selbst aufzuheben und ins Haus zu tragen, aber das ließ sich nun nicht mehr rückgängig machen. Sie musste das Beste daraus machen, das Unbehagen, das die Einsamkeit in ihr auslöste, abschütteln und Líf nichts davon merken lassen. Das geringste Anzeichen von Beklommenheit würde Lífs Hysterie nur anfeuern. Katrín stand auf und ging zu Garðar. »Du kannst froh sein, dass wir nicht dabei waren. Der Makler hätte dir das Haus dann bestimmt gar nicht verkauft.« Sie umarmte ihn und lehnte sich an ihn. Durch die dicken Klamotten spürte sie seine Wärme, aber er wirkte abwesend und erwiderte ihre Umarmung nicht. Bestimmt war ihm das in Lífs Gegenwart unangenehm, er hatte noch nie gerne Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit ausgetauscht. Dennoch beschlich Katrín der Verdacht, dass es einen anderen Grund dafür gab und Garðar mehr wusste, als er zugeben wollte. »Sehr froh.« Garðar strich Katrín eine Strähne aus den Augen, die sich aus ihrer wirren Frisur gelöst hatte. Er schaute an ihr vorbei und blinzelte Líf zu. Katrín konnte nicht sehen, wie sie darauf reagierte, hoffte aber, dass sie dieser Freundschaftsbeweis beruhigte. Dann schaute Garðar wieder zu seiner Frau und nahm sie in den Arm. »Sollen wir nicht lieber aufhören zu diskutieren und uns wieder an die Arbeit machen?« Katrín stöhnte. »Ich streiche heute nichts mehr. Gibt's nicht was, das wir mit geschlossenen Augen machen können?« Sie fühlte sich in Garðars Armen so wohl, dass sie sich überhaupt nicht von ihm lösen und weiterarbeiten wollte. Seit das Essen auf dem Tisch stand, war die Sonne ein Stück gesunken, und plötzlich brach die Dunkelheit herein. Die Küche wirkte auf einmal nicht mehr so heruntergekommen, der gelbe Anstrich an den Wänden wurde gleichmäßiger, und die Flecken der vergangenen Jahre verblassten. Garðar drückte Katrín ein bisschen verlegen an sich und ließ sie dann los. »Draußen können wir das Licht besser nutzen. Wir könnten damit anfangen, die morschen Bretter von der Terrasse zu reißen. Dabei wird

uns auch warm. Komm, Líf, es tut dir gut, an die frische Luft zu kommen.«

»Ich bleibe jedenfalls nicht alleine im Haus.« Lífs Stimme schien ihre alte Kraft zurückzugewinnen und klang wieder normal. Lächelnd kam sie aus der Ecke. »Außerdem ist es draußen bestimmt wärmer als drinnen. Ich erfriere fast.« Sie stieß Putti mit dem Zeh an, und der Hund wachte auf, ganz betreten, dass er nicht wachsam gewesen war. Er stand auf und reckte sich gähnend.

Bei Lífs Worten spürte Katrín sofort die Kälte, die sich wie die Dämmerung auf alles gelegt hatte. Instinktiv schloss sie ihre Fleecejacke bis zum Hals und zog die Ärmel über die Finger. Draußen beim Schuften würde ihnen bestimmt warm werden. »Ich auch. Wir machen auf jeden Fall sofort den Kaminofen an, wenn wir wieder reinkommen. Scheiß auf die Sparmaßnahmen!« Aber je länger sie das Heizen hinauszögerten, desto besser. Als sie das Brennholz vom Steg zum Haus getragen hatten, schien es unendlich viel gewesen zu sein, aber als sie gestern Abend vorm Schlafengehen ein Scheit geholt hatten, um den Ofen anzufeuern, hatte der Holzstapel verdammt niedrig gewirkt. Keiner von ihnen hatte Lust, die letzten Abende zitternd vor Kälte zu verbringen, und sie waren sich einig, so wenig wie möglich zu heizen. »Wenn du die Kreuze wieder zurücklegst, werde ich schuften, als wäre mir der Teufel persönlich auf den Fersen. Die will ich heute Nacht nämlich wirklich nicht im Haus haben«, sagte Katrín trotz aller guten Vorsätze, denn ein tiefsitzendes Unbehagen machte es ihr unmöglich, sich zusammenzureißen und selbst zu gehen.

»Dito!«, pflichtete Líf ihr bei und wirkte schon wieder viel fröhlicher.

»Mit dem Zeug im Haus würde ich kein Auge zumachen.«

Garðar klappte den Mund auf, als wolle er fragen, seit wann sie so hysterisch seien, ließ es aber bleiben und nickte nur. Er holte die Kreuze und nahm sie mit in den Vorraum zwischen der Küche und der Hintertür. Dort hatte jemand einfache Regale für Vorräte aufgestellt. Sie hatten ihr Werkzeug ins unterste Regal gelegt, aber ansonsten waren nur ein paar verstaubte, leere Holzkisten und die Kartons mit den Sachen des ehemaligen Besitzers darin, von denen sie nicht genau wussten, wem sie jetzt gehörten. Sie zogen in dem engen Vorraum ihre Jacken an, ohne sich allzu häufig dabei anzurempeln. Garðar nahm die Kreuze, Katrín

das Brecheisen und den Hammer, während Líf nur die Coladose in der Hand hielt, die sie aus der Küche mitgenommen hatte. Die Luft war unendlich klar und rein, und Katrín musste einfach innehalten, tief einatmen und ihre schmerzenden Muskeln einen Moment lang vor dem Endspurt ausruhen. Währenddessen machte sich Garðar mit Putti im Schlepptau auf den Weg zur Grundstücksgrenze, um die Kreuze zurückzulegen, und Líf setzte sich auf die Terrasse und nippte an ihrer Cola. Schweigend beobachteten die Frauen, wie sich Garðar durch die Engelwurz tastete, von der Putti sofort verschluckt wurde. Garðar verschwand ebenfalls aus ihrem Blickfeld, als er sich bückte, um die Kreuze auf das Unkraut in der Senke zu legen. Katríns Herz schlug schneller, da er nicht sofort wieder auftauchte. Was sollte sie tun, wenn er wirklich verschwände? Líf würde endgültig durchdrehen und sie selbst womöglich auch.

Katrín musste nicht lange darüber nachdenken, denn der vertraute dunkelblaue Anorak, den sie für teures Geld vor zwei Jahren für Garðar als Weihnachtsgeschenk gekauft hatte, kam plötzlich wieder aus der Brache zum Vorschein. Garðar zog die Kapuze vom Kopf, lächelte ihnen zu und hielt seine Hand mit hochgerecktem Daumen in die Luft. Katrín war erleichtert, hatte aber immer noch ein ungutes Gefühl. Die Vorstellung, an diesem Ort alleine zu sein, ließ sie nicht mehr los, so wie die letzten vertrockneten Blätter an dem Strauch neben dem Haus sich weigerten hinabzufallen. Katrín erwiderte Garðars Lächeln und winkte, entschlossen, beim nächsten Mal, wenn er und Líf auf den Berg steigen würden, mitzugehen. Die Wanderung wäre kaum unerträglicher als das, was geschähe, wenn ihnen etwas zustieße und sie dort oben verlorengingen.

»Na also, das wäre erledigt.« Garðar stieß kleine Atemwölkchen aus, und der Hund zu seinen Füßen noch kleinere. »Sollen wir uns an die Terrasse machen, solange wir noch was sehen?« Er trat gegen das Holz in der Ecke, die bis zum Boden eingesackt war. Líf, die auf dem Rand saß, wurde durchgeschüttelt. »Das ist bestimmt alles morsch.«

»Müssen wir sie denn ganz abreißen?« Katrín stieg von der Terrasse auf die vertrocknete Wiese. Líf wurde erneut geschüttelt, und aus ihrer Dose spritzte Cola. »Dann brauchen wir Holz.«

»Wir wären immer noch am Schleppen, wenn wir alles mitgenommen

hätten, was wir für dieses Haus brauchen. Da müssen wir wohl noch mal wiederkommen, am besten mit einem Schreiner.« Er langte nach der Brechstange in Katríns Hand.

»Einen Schreiner? Wir haben kein Geld für einen Schreiner. Ich dachte, das Material, was wir gekauft haben, reicht.« Katrín wurde ganz heiß. Sie waren nur eine Haaresbreite vom Bankrott entfernt, sämtliches Geld, dass Garðar an der Börse verdient hatte, war in Form von wertlosen Aktienbriefen verpufft, und sie hatten nur noch Schulden. Im Grunde waren sie schon pleite, die Banken hielten sie nur noch mit irgendwelchen Tricks über Wasser, von denen Katrín gar nichts Genaues wissen wollte und um die sich Garðar kümmerte. Aber diese Rettungsversuche waren nur Augenwischerei, am Gesicht des Kundenberaters konnte man das Ticken der Uhr ablesen, und bald würde ihnen die Luft ausgehen. Ihr Gehalt und Garðars Arbeitslosengeld würden vielleicht reichen, wenn sie schuldenfrei wären und nur noch Fahrrad fahren würden. Sie hatten das Geld, mit dem sie eigentlich in den kommenden Monaten ihre Raten abzahlen wollten, in die Renovierung der Hütte gesteckt, und es war keine Krone mehr übrig. Einen Schreiner zu beauftragen, am Arsch der Welt bei vollem Lohn mit speziellem Einöd-Zuschlag zu arbeiten, war genauso unrealistisch, wie das Haus komplett abzureißen und neu zu bauen. »Das können wir uns nicht leisten, das weißt du genau.«

Wie so oft, ignorierte Garðar ihre Worte, zumal mehr dahintersteckte, als einen Handwerker anzuheuern. Ihre gesamte Zukunft lag im Ungewissen, ihre Hoffnungen und Träume waren zerplatzt, auch wenn sie noch nicht mal besonders hochtrabende Pläne gehabt hatten. Ein Eigenheim, zwei Autos und später Kinder, nichts Ungewöhnliches. Katrín konnte durchaus damit leben, darauf zu verzichten, auch wenn es weh tat, aber Garðar schien sich unmöglich mit der Realität arrangieren zu können. Sie hatte den Verdacht, dass er glaubte, ihr Schicksal zu besiegeln, wenn er auch nur ein einziges Wort über das verlor, was ihnen widerfahren war.

»Wir reißen die kaputte Ecke ab, und dann schauen wir mal«, sagte er, schob die Brechstange unter ein morsches Brett und trat auf den Schaft. Knacken und Krachen verhinderten weitere Gespräche, während er das Holz bearbeitete.

Katrín stand daneben und beobachtete ihn, zu verstimmt, um sich an den Abrissarbeiten zu beteiligen. Ihr war schon wieder kalt. »Mach dir keine Sorgen um Geld.« Líf war aufgestanden, beugte sich zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr: »Wenn wir einen Schreiner brauchen, kümmere ich mich darum. Wir machen das schließlich zusammen, und ich hab genug Geld.« Sie legte ihre Hand auf Katríns Schulter, ließ sie dann aber verschämt wieder sinken. »Einar hat unser meistes Geld kurz vor dem Bankencrash in Euro getauscht und hatte eine Lebensversicherung, so dass ich gut versorgt bin. Außerdem gebe ich ja so gut wie nichts aus.« Katrín schaute sie an und grinste. Sie kannte nur wenige Frauen, die so viel Geld für Klamotten, Friseur, Handtaschen, Schuhe und andere notwendige Dinge ausgaben. Auch wenn Líf finanziell abgesichert war, würde das vielleicht nicht reichen, um den Lebensstil weiterzuführen, den Einar und sie sich angewöhnt hatten. Jedenfalls nicht auf längere Sicht. Einar hatte vor dem Bankencrash ein fettes Gehalt als Direktor einer der größten Firmen des Landes bezogen. Als die Firma verkauft worden war, hatte er eine hübsche Abfindung bekommen, die ihm sorglose Tage bis an sein Lebensende garantierte. Aber Vermögen war schön und gut – ein regelmäßiges Einkommen war etwas anderes. Ersteres litt nämlich, wenn es nicht vernünftig investiert wurde, und dazu war Líf bestimmt nicht in der Lage. Genauso wenig, wie sie in der Lage war, sich einen Job zu suchen.

»Danke für das nette Angebot, aber es ist besser, wenn wir uns selbst um die Instandhaltung kümmern. Besser für uns. Und für dich auch«, entgegnete Katrín und lächelte Líf freundlich zu, denn sie hatte es ja nur gut gemeint. Aber Katrín wollte kein Geld von ihr annehmen, solange sie nicht selbst eine ebenso große Summe beisteuern konnten. Líf mochte hehre Absichten haben, aber Katrín konnte sich einfach nicht vorstellen, dass Garðar Almosen von Einars Witwe annehmen würde.

»Warten wir mal ab. Jedenfalls weißt du, dass das Angebot steht.« Líf trank einen Schluck Cola und wirkte verhältnismäßig entspannt. Sie beobachtete Garðar, der immer noch fleißig mit Einreißen beschäftigt war. »Ich bin sehr froh, dass ich mit euch hier sein darf. Ich hasse es, immer nur alleine zu sein.«

»Das ist doch selbstverständlich«, entgegnete Katrín. Ein frischer Wind fegte ums Haus, und sie spürte die Kälte unter ihre Jacke kriechen. Sie

vergaß das Frösteln, als sich plötzlich ein langes Brett, mit dem sich Garðar abgemüht hatte, löste und die Erde freilegte, die sich jahrzehntelang, wenn nicht gar ein ganzes Jahrhundert lang, unberührt unter der Terrasse befunden hatte. Zuerst war nichts Besonderes zu sehen, aber nach einem kurzen Augenblick konnte Katrín gelbliche Konturen in der dunklen Erde erkennen. »Was ist das?«

Garðar legte das zerbrochene Brett beiseite und spähte in das Loch. »Ich weiß nicht.« Er bückte sich und stocherte in der Erde herum. »Das sind Knochen. Vogelknochen, scheint mir.« Er schob trockene Erde beiseite und zog dann zwei kleine Knochen in der Größe von Fingerknöcheln heraus.

»Nein, das sind keine Vogelknochen.« Katrín beugte sich zu Garðar hinunter. Die Knochen waren schmutzig und sahen alt aus. »Die sind viel zu klobig, die müssen von einem Schaf sein. Aber wie kommen Knochen unter die Terrasse?« Sie spürte dieselbe Unruhe, die die Kreuze in ihr geweckt hatten. Katrín wusste so gut wie nichts über Knochen, aber genug, um sich darüber klar zu sein, dass diese zu dick für einen Vogel waren. Sofort schoss ihr der Gedanke durch den Kopf, dass sie von einem Menschen sein könnten. Was, wenn die Gräber, von denen sie fürchteten, sie könnten in der Nähe des Hauses sein, sich buchstäblich darunter befanden?

»Igitt, soll das ein Witz sein?« Líf stellte die Coladose weg und spähte über Katríns Schulter in das finstere Loch.

»Das müssen Essensreste sein, oder ein Fuchs hat die Knochen angeschleppt. Vielleicht war hier mal ein Fuchsbau. Das Haus ist alt, und die Knochen sehen nicht sehr frisch aus«, sagte Garðar, schob vorsichtig weiter Erde beiseite und fand noch mehr Knochen, diesmal ein ganzes Tierskelett, das tatsächlich ein Fuchs hätte sein können. »Da, seht mal! Was habe ich gesagt?«

»Warum liegt ein toter Fuchs unter der Terrasse?« Katrín spähte so weit wie möglich unter die Bretter, konnte aber nur einen schwarzen, dunklen Hohlraum sehen. »Sterben die immer in ihrem Bau?«

»Das ist wahrscheinlich unterschiedlich. Vielleicht ist der Arme bei einer Schlechtwetterperiode verhungert.« Garðar zuckte mit den Achseln.

»Die anderen Knochen sind bestimmt auch von einem Fuchs.« Garðar hob die beiden Knochen auf, aber sie passten nicht in das vollständige

Skelett, das unter ihnen auf dem Boden lag. Keiner sagte etwas. Das einzige Geräusch, das von der kleinen Gruppe in die Dämmerung drang, war Puttis Winseln, der an den Knochen in Garðars Hand schnupperte und sofort entsetzt zurückwich.

Erst, als sie dicht beieinander in ihren Schlafsäcken lagen, merkte Katrín, dass Garðars Aussage nicht stimmen konnte. Füchse mieden menschliche Behausungen und hätten ihren Bau nie unter einem Haus angelegt. Garðar war eingeschlafen, und Katrín musste sich beherrschen, ihn nicht anzustoßen und ihm ihre Eingebung mitzuteilen. Sie wollte Lífs Befürchtungen nicht noch anstacheln. Die schlief ebenfalls tief und fest mit dem zusammengerollten, aber wachen Hund auf ihrem Schlafsack. Katrín zerbrach sich den Kopf darüber, wie die Knochen unter die unscheinbare Terrasse gekommen waren, bis sie einschlief, ohne eine Lösung gefunden zu haben.

Katríns Atemzüge waren längst gleichmäßig, als undeutliche Stimmen aus dem Erdgeschoss nach oben drangen, eine leise Kinderstimme, die immer wieder dieselben Worte wiederholte. Die drei waren zu müde, um davon aufzuwachen oder sich von Puttis leisem Knurren im Schlaf stören zu lassen.

6. Kapitel

Die Frau fühlte sich etwas besser und war nicht so unruhig wie bei Freyrs letztem Besuch. Ansonsten war alles genauso wie gestern. Es hätte derselbe Besuch sein können. Die Frau saß auf demselben Stuhl, starrte durch dasselbe Fenster, und in der Luft lag derselbe Zimtgeruch, so als gäbe es immer denselben Milchreis zu essen. Der fadenscheinige, gehäkelte Schal hing auf ihrer Schulter etwas nach links, und der oberste Knopf ihrer Bluse war nicht zugeknöpft, so dass der beige Träger ihres Büstenhalters aufblitzte. Alles wie gestern. Sogar die Laufmasche in ihrer blickdichten Nylonstrumpfhose, die unter ihrem Rocksaum zu sehen war, befand sich an derselben Stelle.

»Ich habe gehört, dass Sie gestern nicht mehr rausgegangen sind. Sie fanden meinen Vorschlag doch gar nicht schlecht. Man muss das gute Wetter nutzen, solange es anhält.« Freyr sprach lauter als sonst. »Sie wissen doch noch, dass ich Ihnen gesagt habe, wie wichtig regelmäßige Spaziergänge sind. Es muss kein langer Spaziergang sein, wenn Sie müde oder schlecht gelaunt sind, aber es geht Ihnen besser, wenn Sie an die frische Luft kommen, auch wenn es nur kurz ist, Úrsúla.«

»Ich will nicht raus.« Ihre Stimme war erschütternd tonlos, fast so, als würde sie bald sterben. »Nicht jetzt. Ich will nicht hier sein.«

Freyr wusste nicht genau, was er darauf entgegnen sollte. Úrsúla hatte ein knappes Jahr Zeit gehabt, um sich an die neue Umgebung zu gewöhnen, aber es ging nur schleppend voran. Man konnte zwar nicht damit rechnen, dass sie sich vollständig eingewöhnen würde, aber Freyr hatte am Anfang schon auf einen deutlichen Fortschritt gehofft. Der Umzug war schnell vonstatten gegangen, und da es keine andere Lösung gab, hatte man sie nach Ísafjörður gebracht. Sie war alleinstehend, 1940 geboren und hatte bis auf einen gebrechlichen älteren Bruder keine Angehörigen. Der Bruder wohnte auch in Ísafjörður, was die Entscheidung erleichtert hatte, außerdem hatte sie dort ihren letzten Wohnsitz gehabt, bevor sie in jungen Jahren erkrankt und nach Reykjavík ins Krankenhaus gebracht worden war. Sie hatte die Stadt seit über einem halben Jahrhundert nicht mehr gesehen: Sie war als psychisch gestörter Teenager nach Reykjavík gekommen, hatte

Halluzinationen gehabt und in ständiger Angst gelebt, und bei ihrer Rückkehr nach Hause war ihr Leben fast zu Ende gewesen – eine alte Frau, die nicht mehr viel Zeit hatte.

Angesichts ihres Zustands war es unklar, ob sie sich jemals in der neuen Umgebung zurechtfinden würde. Sie war als Kind eine Außenseiterin gewesen und unter schwierigen sozialen Bedingungen aufgewachsen. Ihre Krankheit war ausgebrochen, ohne von ihrem Umfeld besonders wahrgenommen zu werden, und sie war als eigensinnig und anstrengend abgestempelt worden. Deshalb hatte sie noch nicht einmal schöne Erinnerungen an ihre Kindheit in Ísafjörður. Trotzdem hatte man sie hergebracht. Entscheidungen wie diese waren auch ein Grund dafür, dass Freyr nicht mehr ausschließlich in seinem Fachgebiet, der Psychiatrie, arbeiten wollte. Die traditionelle Medizin stand weniger unter dem Einfluss von Bürokratie und endlosen Kompromissen. Die Frau war ein gutes Beispiel für die Rücksichtslosigkeit und Verständnislosigkeit der Bürokraten, die Freyrs fachlichen Ehrgeiz beleidigten. Sie gehörte zu einer Gruppe von zwölf Insassen der psychiatrischen Klinik Kleppur, für die eine neue Unterkunft gefunden werden musste, als die Station 7 geschlossen wurde. Die Station war jahrzehntelang eine Therapieeinrichtung für Menschen mit psychischen Krankheiten und schweren Verhaltensstörungen gewesen. Einige Patienten hatten jahrelang auf der Station gelebt, darunter auch Úrsúla. Freyr konnte sich nur schwer mit dem Argument abfinden, dass sich dauerhaftes Leben in Krankenhäusern nicht mit dem modernen Gesundheitssystem oder humanitären Prinzipien vereinbaren ließ. Das traf zweifellos auf einige Patienten zu, aber nicht auf die Betagteren, die die Station als ihr Zuhause ansahen. Er hatte den Verdacht, dass die Personalkosten, die durch die Schließung der Station eingespart wurden, mehr Gewicht hatten als humanitäre Prinzipien.

»Es ist ganz normal, dass Sie eine gewisse Zeit brauchen, um sich an einen neuen Ort zu gewöhnen. Sie fühlen sich bestimmt bald hier in Ísafjörður wohl«, sagte er.

»Nein.«

Die Antwort war so eindeutig, dass Freyr ihr lieber nicht widersprach.

»Und Sie wissen ja, dass ich immer in der Nähe bin und Sie mich rufen lassen können, wenn Sie wollen. Die Pflegerinnen sind auch immer da,

und wir tun alles, damit es Ihnen gutgeht.« Er drehte sich zu der Altenpflegerin um. »Ich glaube, das reicht für heute.« Er legte seine Hand auf Úrsúlas Handrücken und spürte, wie sie sich bei der Berührung verkrampfte. Ihre trockene Haut fühlte sich eiskalt an. Der geringe Prozentsatz an Patienten, die bei einer schweren psychischen Erkrankung Hoffnung auf Besserung hatten, war ziemlich deprimierend. Úrsúla hatte zum Beispiel ihr ganzes Leben lang geglaubt, dass sie bedroht und verfolgt würde und dass ihr jemand etwas antun wolle. Sie ließ sich einfach nicht von dieser fixen Idee abbringen und fürchtete ohne Medikamente ständig, von einer irrationalen Macht überfallen zu werden. Ihre Krankenakte war Hunderte von Seiten lang und eine traurige Lektüre, ein schlimmeres Leben war kaum vorstellbar. Nächstes Jahr hatte sie einen runden Geburtstag und wurde siebzig, aber dieses Ereignis würde zweifellos genauso unauffällig verlaufen wie alle anderen Dinge in ihrem Leben – ein Stück Kuchen von den Mitarbeitern, die vielleicht noch ein Geburtstagslied sängen. Freyr schärfte sich ein, daran zu denken, ihr ein schönes Geschenk mitzubringen, über das sie sich freuen würde. Er hatte ein paarmal gehört, dass sie es bedauerte, nicht konfirmiert worden zu sein, und sich immer darüber gewundert, warum ihr seinerzeit niemand diesen Wunsch erfüllt hatte. Vier Monate vor ihrer Konfirmation war sie zum ersten Mal eingeliefert worden, und obwohl sie krank und oft verwirrt war, hatte sie offenbar gehofft, die Zeremonie mitmachen zu können, sich bestimmt schon lange darauf gefreut, wie Jugendliche es damals nun mal taten. Vielleicht war es ein kleiner Ersatz, jetzt etwas für die Frau zu machen, da ein festliches Ereignis vor der Tür stand.

»Sie nimmt klaglos ihre Medikamente.« Die Pflegerin hatte Freyr nach draußen begleitet. »Ich habe schon den Eindruck, dass es funktioniert. Solange sie keinen schlimmen Anfall bekommt. Wir können sie natürlich nicht den ganzen Tag bewachen, aber wir schauen regelmäßig bei ihr rein und setzen uns so oft wie möglich zu ihr. Man hätte ein besseres Gefühl, wenn es hier eine Nachtwache gäbe, aber solange sie abends die Schlaftabletten nimmt, ist das wohl nicht nötig.«

Freyr nickte. In Ísafjörður gab es keine Wohngruppe, in die die Frau hätte einziehen können, und das Altenheim war der einzige Ort, der in Frage kam. Die Mitarbeiter kümmerten sich auch um die mobile

Krankenpflege in Ísafjörður und den Nachbardörfern und hatten auch ohne eine Bewohnerin, die jahrelang in der Psychiatrie gewesen war, schon genug zu tun. Freyr wusste, dass dieser Umzug großen Anteil daran gehabt hatte, dass er im Bezirkskrankenhaus eingestellt worden war. Es gab in Ísafjörður und im ganzen Bezirk keinen Psychiater, und für einen Allgemeinmediziner war es schwierig, der Patientin gerecht zu werden. Nach seiner Ankunft in Ísafjörður hatte er die Aufgabe bekommen, für die wenigen Mitarbeiter des Altenheims einen Lehrgang über die Behandlung von psychisch Kranken durchzuführen, und auch wenn der nicht mit einer mehrjährigen Ausbildung zu vergleichen war, trug er Früchte. Aber das war nicht unbedingt ihm zu verdanken – die Mitarbeiter hatten sich sehr bemüht, zum Gelingen der Sache beizutragen, und großes Interesse gezeigt.

Nachdem sie besprochen hatten, wann er morgen kommen würde, und sich voneinander verabschiedet hatten, ging Freyr zu seinem Wagen. Bevor er einstieg, schaute er am Gebäude hoch und sah Úrsúlas Gesicht in dem Fenster, vor dem sie immer saß. Ohne jegliche Gefühlsregung. Sie starrte ihn an und beobachtete jede seiner Bewegungen. Verwundert blieb Freyr einen Moment stehen, und ihre Blicke trafen sich. Er hob die Brauen, als die Frau den Mund öffnete und durch die doppelte Fensterverglasung mit ihm redete. Sie schien sich nicht daran zu stören, dass er sie gar nicht hörte, und redete immer noch, als er wegschaute und ins Auto stieg. Bis jetzt war sie in seiner Anwesenheit immer ziemlich schweigsam gewesen und hatte nur ein paar kurze Sätze geäußert. Solche Monologe wie eben hatte sie noch nie gehalten. Freyr hatte keine Ahnung, was der Auslöser dafür war, wusste aber aus Erfahrung, dass Verhaltensänderungen nichts Gutes bedeuteten. Vielleicht geriet sie wieder aus dem Gleichgewicht. Auf dem Weg vom Parkplatz rief er die Altenpflegerin an, erzählte ihr von seinen Befürchtungen und bat sie, die Frau im Auge zu behalten. Er wollte sich gar nicht ausmalen, dass den gewissenhaften Mitarbeitern etwas Ähnliches widerfahren könnte wie damals, als Úrsúla auf dem rechten Ohr ihr Hörvermögen verloren hatte, nachdem sie sich eine Stricknadel ins Ohr gesteckt hatte. Das war vor vier Jahren gewesen, und Freyr hatte es nur in den Berichten gelesen, aber das reichte ihm. Úrsúla hatte eine Stimme zum Schweigen bringen wollen, die ihr Drohungen ins Ohr flüsterte, eine Stimme, die keinen

realen Ursprung hatte und daher auch im Magen oder in den Zehen auftauchen konnte. Der Versuch, sie zu bekämpfen, konnte ziemlich blutig sein. Es gab jedenfalls allen Grund zur Wachsamkeit.

Freyrs nächster Besuch war ebenfalls ein Kontrollbesuch. Er war gebeten worden, bei dem Mann vorbeizuschauen, dessen Frau sich in der Kirche in Súðavík das Leben genommen hatte. Der Hausarzt des Mannes hatte sich am Abend zuvor besorgt mit ihm in Verbindung gesetzt. Er hatte gesagt, er sei dankbar, sich an einen Fachmann wenden zu können, der mehr Erfahrung mit seelischen Problemen hätte als er. Freyr hatte in Reykjavík öfter solche Besuche gemacht und Patienten therapiert, denen es schwerfiel, den Tod eines engen Vertrauten zu verarbeiten, aber noch keine Selbstmordfälle dabei gehabt. Den Informationen des Krankenhauses nach waren bei der Frau nie Depressionen oder schwere Krankheiten aufgetreten, und es hatte keine Anzeichen für seelische Probleme gegeben. Mit anderen Worten: Es gab nichts Offensichtliches, das den letzten Ausweg der Verstorbenen erklärte. Normalerweise bemerkten die Angehörigen nur selten Anzeichen einer Verhaltensänderung und fanden den Freitod oft völlig überraschend. Wobei meistens das Gegenteil der Fall war: Wer beschlossen hatte, seinem Leben ein Ende zu setzen, war ganz allmählich an diesen Punkt gekommen. Da diese Entwicklung sehr langsam vonstattenging, bemerkten die Angehörigen sie einfach nicht und hörten die immer lauter werdenden Alarmsirenen nicht.

Im Tunnel war kein Verkehr, und Freyr ließ sich dazu verleiten, schneller als sonst zu fahren. Er wusste genau, dass die Konstruktion sicher war und der Berg ihn nicht zerquetschen wollte, war aber trotzdem jedes Mal froh, wenn er den Tunnelausgang auf der anderen Seite sah. Die Beleuchtung reichte nicht, um seine Nachtblindheit zu bekämpfen, die sich immer bemerkbar machte, wenn er bei Tageslicht in den Tunnel fuhr. Er konnte sich nie an das Licht auf der sechs Kilometer langen Strecke gewöhnen, aber sein Unwohlsein war wohl eher seelischer als biologischer Natur. Der Gedanke, an einem Ort zu sein, der von Anbeginn der Welt nicht für den Menschen bestimmt war, weckte eine Urangst in ihm, mit der er nicht klarkam. Diesmal machten ihm weniger die massiven Felsen oder das unnatürliche Licht zu schaffen – es war Úrsúlas Anblick, wie sie stumm mit ihm durchs Fenster geredet

hatte. Freyr hatte das ungute Gefühl, versagt zu haben. Er hätte seine Fahrt zu dem Witwer in Flateyri verschieben, auf dem Parkplatz kehrtmachen und sich anhören sollen, was sie ihm zu sagen hatte. Da er keine Ahnung hatte, was es war, wurden seine Neugier und sein Bedauern, die Gelegenheit nicht beim Schopf ergriffen zu haben, nur noch stärker. Wahrscheinlich würde er nie erfahren, was sie auf dem Herzen hatte. Die verrückte Idee bohrte sich in sein Hirn, dass Úrsúla ihm etwas über seinen Sohn hatte sagen wollen. Freyr war durchaus klar, dass sie überhaupt nichts über Bennis Schicksal wissen konnte und dass dieses seltsame Gefühl wahrscheinlich mit dem Telefonat mit seiner Exfrau zu tun hatte.

Endlich war der Tunnel zu Ende, und als Freyr nicht mehr von den stummen Felswänden umgeben war, atmete er auf. Seine Gedanken wurden wieder klarer. Es hätte nichts geändert, zurück in Úrsúlas Zimmer zu stürmen, sie hätte sich bestimmt sofort wieder in ihre Schale zurückgezogen. Zweifellos. Das GPS-Gerät piepte fröhlich, als es wieder Satellitenkontakt hatte, und führte ihn zu dem Haus des Witwers in dem kleinen Dorf, das an den Hängen des Eyrarfjall ins Meer ragte. Gewaltige Lawinenschutzwälle zogen sich den Berg hinauf und erinnerten schweigend an die Katastrophe, bei der die Häuser und ihre schlafenden Bewohner vor fünfzehn Jahren von einer Lawine mitgerissen worden waren. An den Hängen lag ungewöhnlich wenig Schnee, so dass die dunklen Schutzwälle unter der dünnen Schneedecke gut zu sehen waren. Freyrs Augen wanderten daran entlang nach oben. Vielleicht hatte die Verstorbene, Halla, bei dem Lawinenunglück ein Kind oder Enkelkind verloren und sich nie davon erholt. Viele verkrafteten einen solchen Schock nicht, es war furchtbar erdrückend, ständig an den Verlust erinnert zu werden. Das wusste er selbst am allerbesten.

Aber diese Vermutung sollte sich als falsch herausstellen. Freyr fuhr mit Hilfe des GPS schnurstracks zum Haus des trauernden Witwers. Er parkte den Wagen, löste langsam den Sicherheitsgurt und betrachtete unauffällig das Haus und den Garten. Ein unscheinbares, einstöckiges Steinhaus, wesentlich kleiner als die Paläste in den neuen Stadtteilen in Reykjavík. Das Haus war in einem guten Zustand, saubere Gardinen vor den Fenstern und hübsche Blumen in den Vasen. Den Sträuchern, die nur

noch aus nackten Zweigen bestanden, konnte man ansehen, dass sie im Herbst beschnitten worden waren. Mit anderen Worten: nichts, das auf eine schwer depressive Hausfrau hinwies. Natürlich war es denkbar, dass ihr Mann sich um das Haus und den Garten gekümmert hatte, in der Hoffnung, dass sich der Zustand seiner Frau bessern würde, wenn nach außen hin alles gut aussah, dass Struktur und Ordnung auf sie abfärben würden.

Während Freyr an der Haustür wartete, musterte er das kupferne Schild mit den Namen der Eheleute: Halla und Bjarni. Darunter standen die Namen ihrer Kinder, Unnsteinn, Lárus und Petra, die längst von zu Hause ausgezogen waren, auch wenn ihre Namen noch auf dem Schild standen. Das war nicht die einzige Dekoration am Eingang – rechts und links neben der Tür hingen Kreuze, die wesentlich neuer aussahen als das Namensschild unter der Klingel. Ein drittes Kreuz war an der Haustür selbst befestigt. Die religiösen Symbole passten zu dem Ort, an dem die Frau ihrem Leben ein Ende gesetzt hatte, wobei es keineswegs christlicher Überzeugung entsprach, Gott auf diese Weise ins Handwerk zu pfuschen. Freyr war selbst nicht gläubig und hoffte, dass der Witwer ihn damit verschonte.

Draußen war es so windstill und ruhig, dass Freyr von drinnen Schritte hörte. Langsam und geräuschlos ging die Tür auf. Dem Mann, der in der Türöffnung erschien, hingen die Kleider lose am Körper, so als hätte er sie aus alter Gewohnheit angezogen und sich nicht darum gekümmert, ob sie richtig passten. Sein weißes, dünnes Haar war wirr und schon länger nicht mehr gekämmt worden, seine Augen waren geschwollen.

»Sind Sie der Arzt?« Seine Stimme war heiser, so als hätte er an diesem Tag zum ersten Mal gesprochen.

Freyr bejahte und reichte ihm die Hand. Der alte Mann blickte sie erst irritiert an und begriff dann. Sein Handschlag war kraftlos, und er bat Freyr murmelnd hinein, er könne seine Schuhe ruhig anlassen.

Im Flur starrte Jesus Christus mit einer Dornenkrone auf dem Kopf wehmütig gen Himmel. Dafür, dass das Bild ein Nachdruck war, hatte es einen prachtvollen Rahmen, und Freyr vermutete, dass beides ziemlich neu war. Als er Bjarni ins Haus folgte, sah er eine wuchtige Kerze mit einem goldenen Kreuz und einer Aufschrift aus der Bibel, einen geschnitzten Holzteller, auf dem Gott gepriesen wurde, und mehrere

Kreuze, die denen am Eingang ähnelten. Bis auf das Jesusbild schienen die Gegenstände rein zufällig angeordnet zu sein. Vielleicht waren die Eheleute bei einem Ausverkauf in der Gemeindekirche gewesen und in Schwierigkeiten geraten, alle Gegenstände unterzubringen. Ansonsten sah das Haus völlig normal aus, außer dass unter dem Briefschlitz ein kleiner Stapel Zeitungen und Post lag.

»Sind Sie gläubig?«, fragte Freyr und setzte sich aufs Sofa gegenüber dem Hausherrn, der auf einem abgenutzten Sessel Platz genommen hatte. Der Mann starrte abwesend auf den Couchtisch und antwortete dann:

»Ja. Nein. Im Moment eher nicht.« Seine Stimme war völlig emotionslos. Freyr kannte diesen hohlen Ton gut aus seiner Arbeit. Er wusste nicht mehr, wie viele Hände er schon gesehen hatte, die so aneinandergerieben wurden, wie der verzweifelte Witwer es gerade tat.

»Und Halla? War sie gläubig?«

»Nein. Ja. Anders als ich. Früher nicht, aber später schon.«

»Ich frage nur, weil das Haus Anlass zu der Vermutung gibt, dass hier Christen wohnen. Das sieht man heutzutage nicht mehr allzu oft.« Freyr wollte wissen, ob die Verstorbene fanatisch gläubig gewesen war, was in Einzelfällen ein Anzeichen für unterdrückte seelische Probleme sein konnte. Psychische Krankheiten machten sich immer durch Veränderungen in der Einstellung, im Verhalten oder in der Stimmung bemerkbar, oder in einer Mischung aus allem. Freyr war sich ziemlich sicher, dass etwas davon auf die Verstorbene zutraf. Er musste nur rausfinden, was.

»Halla hat vor einiger Zeit angefangen, sich wieder für Religion zu interessieren. Ich habe das nicht sonderlich ernst genommen, aber es hat mich auch nicht gestört. Sie hat sich ja nicht groß verändert, hat nur die Bibel anstelle von Krimis gelesen.«

»Dieses neu erwachte Interesse am Glauben scheint mir recht stark gewesen zu sein.« Freyr ließ seinen Blick über die christlichen Devotionalien wandern. »Wann hat es denn angefangen?«

Der Mann schaute in die Luft, als hinge dort ein Kalender. »Vor drei, vier Jahren. Ich weiß nicht mehr genau.«

»Soweit ich weiß, hatte Ihre Frau keine Alkoholprobleme und keine körperlichen Krankheiten, stimmt das?« Der alte Mann nickte nachdrücklich.

»Gab es etwas in Ihrer Beziehung oder in Ihrer momentanen Situation, das ihr die Lebenslust genommen haben könnte?«

»Nein, wir waren zufrieden. Glückliche sogar. Glaube ich zumindest.«

Der Mann stockte. »Wir hatten keine finanziellen Probleme, waren nie reich, aber auch nicht besonders arm. Daran ändert sich ja jetzt auch nichts, nur dass sich die Ausgaben um die Hälfte verringern.«

Dieser kleine Satz ließ erkennen, dass der Mann sich zwar in einem emotionalen Minengebiet befand, im hintersten Winkel seines Kopfes aber bereits eine Umgebungskarte angefertigt hatte, mit der es ihm aller Wahrscheinlichkeit nach gelingen würde, unversehrt durchzukommen. Er war in der Lage, seine Situation objektiv zu betrachten, und auch wenn sein schwarzer Humor nicht besonders witzig war, zeigte er, dass er Licht am Ende des Tunnels sah.

»Ich bin hier, um Ihnen zu helfen, das wissen Sie ja. Sie machen jetzt einiges durch und können Ihre Fragen mit mir teilen, wenn Sie wollen. Ich kann auch reden, wenn Ihnen das angenehmer ist.«

Der Mann schnaubte. »Ich will nur wissen, warum sie das gemacht hat. Das können Sie mir wohl kaum beantworten, oder?«

»Nein, vielleicht nicht, aber ich vermute, dass sie krank war. Seelische Krankheiten können dazu führen, dass der Mensch unerträgliche Qualen erleidet und keinen anderen Ausweg mehr weiß. Dafür kann man niemanden verantwortlich machen, es gibt nichts, was Sie hätten tun können. Das muss Ihnen klar sein.«

Der Mann schaute Freyr zweifelnd an. »Halla hatte keine unerträglichen Qualen. Das hätte ich gemerkt.«

»Vielleicht hat der Glaube ihre Probleme gelindert, oder sie hat sie aus Rücksichtnahme vor Ihnen versteckt.«

Der Mann schüttelte den Kopf, schien sich aber nicht mehr so sicher zu sein. »Ich habe fast ununterbrochen hier gesessen, seit es passiert ist, und versucht, mich an irgendwas in ihrem Verhalten zu erinnern, das ich hätte bemerken müssen. Etwas, das dazu geführt haben würde, dass ich es hätte verhindern können. Aber mir fällt nichts ein.«

Freyr wollte nicht über die Erscheinungsformen von Selbstmordgedanken dozieren. Ein deutliches Risikomerkmale wäre gewesen, wenn sie es schon mal versucht hätte, aber das war hier offenbar nicht der Fall. Außerdem war es nicht gut für den Mann,

Schuldgefühle zu entwickeln. Stattdessen lenkte Freyr das Gespräch darauf, was Bjarni am besten tun konnte, um den Verlust seiner Frau zu verarbeiten. Der Mann hörte zu und pflichtete ihm bei, stellte sogar ein paar Fragen, was ein gutes Zeichen war. Freyr war froh zu hören, dass ihre einzige Tochter, Petra, noch in Ísafjörður wohnte, während die Söhne schon vor langer Zeit nach Reykjavík gezogen waren. Wenigstens stand der Mann nicht alleine da, und Freyr ermunterte ihn, sich so oft wie möglich mit seiner Tochter zu treffen, zu ihr zum Essen zu gehen und bei ihr und ihrer Familie Unterstützung zu suchen. Auf Nachfrage sagte Bjarni, er habe nicht vor, denselben Weg wie seine Frau einzuschlagen, was auch ein gutes Zeichen war, obwohl es natürlich keine Garantie darstellte. Freyr war recht zufrieden mit dem Verlauf des Gesprächs und merkte, dass er sich bald auf den Rückweg machen musste. Der Mann war müde geworden und konnte seine Worte nicht mehr aufnehmen.

»Ich komme morgen wieder vorbei, wenn es Ihnen recht ist, Sie können mich auch jederzeit anrufen.« Er gab dem Mann seine Visitenkarte und beobachtete, wie er die kleinen Buchstaben entzifferte. Wieder freute er sich über die Reaktion und das Interesse des Witwers.

Nachdem er sich verabschiedet hatte, ging Freyr zu seinem Wagen, und als er die Autoschlüssel aus seiner Jackentasche nahm, fiel sein Blick auf den Kirchturm, den er auf dem Weg durchs Dorf gar nicht bemerkt hatte. Verwundert drehte er sich wieder zum Haus. »Eine Frage noch: Hat Halla die Kirche hier in Flateyri besucht?«, fragte er, als der Mann noch einmal in der Türöffnung erschien.

»Ja.« Freyr konnte ihm von den Augen ablesen, dass er genau wusste, worauf Freyr hinauswollte. »Sie hat der Gemeinde in Súðavík nicht angehört und dort auch nicht den Gottesdienst besucht.« Mit verbitterter Stimme fügte er hinzu: »Sie hat sich nur entschieden, dort zu sterben, und ich verstehe beides nicht.« Er verstummte und ließ seinen Blick an Freyr vorbei zum Dorf schweifen. »Wie bei den meisten hat ihr Interesse an der Vergangenheit mit der Zeit zugenommen. Sie hat in letzter Zeit wieder Kontakt zu alten Freunden aufgenommen und sich zunehmend für Ahnenforschung interessiert.« Er merkte, dass Freyr aufmerksam wurde, wollte aber offensichtlich nicht, dass seine Worte missverstanden oder falsch interpretiert wurden. »Mir geht es genauso, und ich habe

mich nicht umgebracht. Das war alles ganz normal.«

Auf dem Weg nach Ísafjörður dachte Freyr darüber nach, warum die Frau sich in einer anderen Gemeinde das Leben genommen hatte.

Zweifellos wollte sie ihre Freunde und Verwandte damit verschonen, ihre Leiche zu finden, aber dafür hätte sie genauso gut die viel näher liegenden Kirchen in Suðureyri, Þingeyri oder Ísafjörður wählen können. Dafür musste es einen Grund geben. Freyr wusste, dass das wichtig war, aber warum?

7. Kapitel

Es war kälter geworden, aber Katríns Rücken war dennoch feucht von Schweiß. Das Baumwollshirt klebte an ihrer Haut und schmiegte sich auf widerwärtige Weise an ihre Bewegungen an. Die beißende Kälte war im Gesicht besonders unangenehm, während der Rest ihres Körpers glühend heiß war. Hitze oder Kälte konnte man aushalten, aber beides gleichzeitig war unerträglich. Katrín streckte sich, stützte die Hände in die Hüften und begutachtete das, was sie in der letzten Stunde geschafft hatte. Sie war vor dem furchtbaren Farbgestank nach draußen an die frische Luft geflohen, nur eine Haaresbreite von dröhnenden Kopfschmerzen entfernt. Dort hatte sie die Arbeit an der Terrasse wiederaufgenommen, mit der sie sich nicht wirklich rühmen konnte – sie sah eher noch schlimmer aus als gestern. Überall lagen Bretter herum, und der Rand des Teils der Terrasse, den Garðar nicht erneuern wollte, war ungleichmäßig. An einer Stelle hatte Katrín ein langes Brett durchgebrochen und ein Loch in den unversehrten Teil der Terrasse geschlagen. Garðar würde bestimmt hoch erfreut sein, wenn er wieder auftauchte, während Líf wahrscheinlich die komische Seite des Ganzen sehen würde. Sie hatte ihre heutigen Bemühungen immer wieder belächelt, vor allem ihre eigene Ungeschicklichkeit. Die Terrasse war nämlich nicht das einzige Beispiel einer missglückten Reparatur. Überall im Haus gab es halbfertige Arbeit, Reparaturen, die sie angegangen waren, aber schnell wieder auf Eis gelegt hatten. Keiner sprach darüber, wann diese Problemfälle fertiggestellt werden sollten. Líf interessierte sich immer nur für das, was sie gerade machte, und Katrín und Garðar verloren kein Wort über ihre Arbeitsmethoden. Es war in der Tat nicht das erste Mal, dass sie Probleme totschwiegen. Natürlich wussten sie, dass das nicht funktionierte, es sogar nur noch schlimmer machte. Wahrscheinlich würden sie kurz vor der Abfahrt in Panik ausbrechen und hektisch versuchen, die Dinge auf dilettantische Weise fertigzukriegen.

Katrín hätte am liebsten laut gestöhnt, nahm sich aber zurück, um die unglaubliche Stille nicht zu durchbrechen, an die sie sich langsam gewöhnte. Stattdessen ließ sie die Arme sinken und atmete geräuschlos

aus. Es würde schon irgendwie gehen. Die Terrasse breitete sich unter ihren Füßen aus und starrte in den Himmel, so als wundere sie sich darüber, dass ihr Friede vorbei war, nachdem sie in aller Ruhe jahrzehntelang verrottet war. Durch das große Loch sah man den dunklen Erdboden unter der Terrasse. Abgesehen von den Tierknochen, die sie dort gefunden hatten, wirkte diese düstere Stelle genauso kahl und ausgestorben wie der Mond. Katrín ekelte sich vor dem trüben Dunst, der von dort unten aufstieg, obwohl er nicht schlimm roch. Vielleicht machte ihr der Knochenfund zu schaffen. Sie verstand nicht, warum sie bei dem Gedanken erschauerte – schließlich war sie keine Vegetarierin, und Knochen sollten eigentlich keine besonderen Emotionen in ihr wecken. Dennoch vermied sie es, unter die Holzbretter zu schauen. Vielleicht hatte sie Angst, auf Menschenknochen zu stoßen, auf die sterblichen Überreste der Frau und des Jungen, für die die Kreuze errichtet worden waren.

»Igitt.« Garðar erschien in der Türöffnung und sah finster aus. Sein Gesicht und seine Klamotten waren mit weißen Farbkleckschen übersät, und seine dunklen Bartstoppeln hatten sich in einen unregelmäßigen, schlecht gepflegten Flaum verwandelt. Er sah aus, als hätte er einen Kater oder sei schlecht gelaunt, und als Katrín die Augen zusammenkniff, sah sie einen Mann, der dabei war, den Halt im Leben zu verlieren. Seine blutunterlaufenen Augen verstärkten diesen Eindruck noch.

»Ich war so kurz vorm Ersticken.« Garðar zeigte mit seinem Daumen und seinem Zeigefinger einen winzigen Abstand. »Ich hatte ganz vergessen, wie ekelhaft Verdünnungsmittel ist.« Als zuletzt etwas bei ihnen gestrichen werden musste, hatten sie einen Maler beauftragt, denn Geld war kein Problem gewesen und man hatte sich nicht unnötig schmutzig machen wollen. Wenn ihnen damals jemand erzählt hätte, dass sie in ein paar Monaten kurz vorm Bankrott stehen würden, hätten sie mitleidig gelächelt und dem Betreffenden entgegnet, er solle seine Medikamente nehmen. »Ich verstehe nicht, dass Líf so lange durchhält. Sie ist schon mit der Tür und den Fensterrahmen im Dachzimmer fertig.« Garðar lehnte sich schwerfällig gegen den Türrahmen. »Ich hab zwar noch nie so schlecht gestrichenes Holz gesehen, aber bei Sonnenschein fällt das nicht mehr so auf.« Er trat aus der Tür. »Was ist denn hier

passiert?« Er hatte die kaputte Stelle auf der Terrasse entdeckt, klang aber relativ gelassen.

»Ich war stärker, als ich dachte«, sagte Katrín lächelnd. »Das ist eigentlich nur passiert, weil ich keine Ahnung habe, was ich eigentlich mache. Ich musste einfach raus.«

»Ich wäre besser mitgekommen. Aber jetzt ist es leider zu spät, der Geruch hat sich in meinen Klamotten und wahrscheinlich in meinem ganzen Körper festgesetzt.« Garðar strich sich mit der Hand durchs Haar und zerzauste es, um den Geruch loszuwerden. »Ich wollte einen kleinen Spaziergang machen, zur Aufheiterung. Willst du mitkommen?«

»Unbedingt.« Katrín stand auf, erleichtert, nicht herausfinden zu müssen, wie die Terrasse noch zu retten wäre. Am liebsten hätte sie das Loch unter der Holzkonstruktion mit Sand oder Kies aufgefüllt und dann neue Bretter darübergerlegt, aber etwas sagte ihr, dass Terrassen nicht umsonst auf ein Fundament gebaut waren. »Ich hole Líf. Es wird ihr guttun mitzukommen.«

»Dem Haus tut es auch gut, wenn sie eine Pause macht.« Die Terrasse knarrte, als Garðar sich bückte und auf dem kaputten Rand herumdrückte. »Und der Terrasse schadet es bestimmt auch nicht, wenn wir die Arbeit niederlegen.« Er richtete sich auf und folgte Katrín ins Haus. »Warst du eben unten am Strand?«, rief Garðar, während er im Vorzimmer seinen Anorak anzog und Katrín die Treppe hinaufging, um Líf zu holen. Als er in einen Ärmel schlüpfte, stieß er mit der Hand gegen das Regal und fluchte laut.

Katrín wartete, bis er damit fertig war, und drehte sich dann auf der Treppe um. »Ob ich am Strand war?«

»Ja, ich hab in der Stube Spuren von nassen Schuhen und Muscheln auf dem Boden gesehen. Ich hoffe, du willst nicht das Haus damit schmücken. Mir reichen schon simple Reparaturen, da brauche ich nicht auch noch Bastelarbeiten mit Muscheln.«

Katrín grinste. »Ich hab keine Muscheln gesammelt. Ich hab nur die Terrasse zerstört.« Sie zog ihren Anorak auf. Die kalte Luft erfrischte sie, aber sie fing sofort an zu frieren und zog ihn wieder zu. »Das Zeug muss schon hier gewesen sein.«

»Das bezweifle ich. Ich kann mich nicht erinnern, es schon mal gesehen zu haben.«

»Ich habe keine Muscheln gesammelt, und wenn du es auch nicht warst, dann müssen sie schon hier gewesen sein. Oder es war Líf.«

Garðar machte ein überraschtes Gesicht. »Líf ist nicht rausgegangen. Ich hab im Zimmer neben ihr gearbeitet und musste mir die ganze Zeit ihren Lärm anhören.«

Katrín zuckte mit den Achseln. »Der Fuchs wird sie wohl kaum reingebracht haben. Oder Putti.«

»Nee, wohl kaum. Der hat den ganzen Morgen tief und fest geschlafen. Außerdem waren die Muscheln zu einem Wort gelegt, und Hunde sind meines Wissens ziemlich schlecht in Rechtschreibung.«

»Was stand denn da?«

»Tschüs.« Garðar machte umständlich seinen Anorak zu. »Es war bestimmt schon da und ist mir einfach nicht aufgefallen. Ich bin wahrscheinlich schon ganz durcheinander von dem Verdünner.«

»Tschüs?« Katrín schnitt eine Grimasse. »Na, dann solltest du aber schleunigst los!«

Sie machten sich zu dritt auf den Weg, den wenig begeisterten Putti im Schlepptau, ohne darüber zu sprechen, wohin es gehen sollte. Keiner von ihnen wollte den Hügel hinaufsteigen, aber angesichts ihres körperlichen Zustands brauchten sie das gar nicht zu erwähnen. Die Sonne stand zu dieser Jahreszeit nicht hoch am Himmel und warf lange Schatten auf die Erde. Das Knirschen der Kieselsteine auf dem Pfad war ihnen von der Plackerei mit den Vorräten am ersten Tag noch vertraut. Garðar ging ungewöhnlich langsam und schien über jeden Schritt genau nachzudenken. Beim ersten Haus blieb er stehen, angeblich um sich anzusehen, wie der Ablauf der Dachrinne konstruiert war, aber Katrín wusste, dass ihm seine wunde Ferse weh tat.

»Warum sind die Fenster zugenagelt?« Líf drückte ihr Gesicht an die Spanplatten vor dem Fenster neben der Eingangstür. Alle Fenster waren auf diese Weise versperrt worden, und es sah aus, als seien die Häuser erblindet. Die einzige Ausnahme war ihr Haus. Seine schmutzigen Fensterscheiben waren Wind und Wetter ausgesetzt gewesen, hatten aber zum Glück gehalten.

»Bestimmt, damit nichts kaputtgeht, wenn eine Fensterscheibe einbricht.« Garðar griff nach dem Rohr unter der Dachrinne und rüttelte

daran.

»Warum sollten denn Scheiben einbrechen? Hier ist doch niemand.« Líf trat einen Schritt vom Haus zurück.

»Ich weiß nicht, vielleicht können sie bei heftigen Stürmen kaputtgehen. Oder wenn Vögel dagegenfliegen«, sagte Garðar selbstzufrieden, denn weder Líf noch Katrín kannten sich aus und konnten ihm widersprechen. Er musterte das senkrechte Rohr genauer und inspizierte die Befestigung. »Das ist wirklich seltsam«, sagte Katrín und schaute über das vor ihnen liegende Dorf.

»Was, der Abfluss?«, fragte Garðar erstaunt.

»Nein, das Dorf. Wie es wohl war, an so einem kleinen, abgelegenen Ort zu wohnen? Ob sich die Leute nach dem Umzug in der Stadt eingewöhnt haben?« Sie betrachtete die Häuser. Nachdem sie am eigenen Leib erfahren hatte, wie viel Arbeit die Renovierung an einem solchen Ort bedeutete, konnte sie erst einschätzen, was andere geschafft hatten. »Wie die Leute sich wohl gefühlt haben, als sie ihre Häuser zum letzten Mal verlassen haben?«

»Wahrscheinlich schrecklich.« Garðars Stimme klang traurig. Wenn kein Wunder geschah, waren sie bald in derselben Situation wie diese Leute Mitte des letzten Jahrhunderts und waren gezwungen, zum letzten Mal die Tür hinter sich zuzuziehen. Der einzige Unterschied war der, dass Garðar und sie ihr altes Haus immer vor Augen hätten, wenn sie dort vorbeiführen, während die Leute in Hesteyri weit weggezogen und nur selten an das erinnert worden waren, was sie verloren hatten. Katrín hatte sich vorgenommen, ihr altes Viertel zu meiden, wenn es so weit wäre. Sie wollte nicht das Auto einer anderen Familie in der Einfahrt stehen sehen, andere Gardinen vor dem Küchenfenster, andere Gartenmöbel hinter dem Haus. Und sie wusste, dass es Garðar genauso ging. Líf stellte sich neben Katrín und ließ ihren Blick über die Umgebung schweifen. »Aber was hätten sie tun sollen? Als die Fabrik geschlossen wurde, gab es keine Arbeit mehr, und es war für sie sinnlos hierzubleiben.«

Genauso wie für Garðar und sie. Katrín sagte nichts, aber die Worte echoten in ihrem Kopf. Das Wunder, das sie brauchten, um ihr Eigentum halten zu können, würde nicht eintreffen; sie konnten froh sein, wenn sie so lange durchhielten, bis das sogenannte Schlüssel-Gesetz abgesegnet

war und sie der Bank einfach die Hausschlüssel überlassen konnten, ohne die Konsequenzen tragen oder Privatinsolvenz anmelden zu müssen. Es sei denn, die Bank fand einen Weg, sie trotz des Parlamentsbeschlusses zu verdonnern.

»Was ist das?« Katrín zeigte zu der Anhöhe südlich des Dorfs, wo ein großer Stein in den Himmel ragte, der von Menschen angelegt worden sein musste.

Garðar drehte sich um, schaute in die gezeigte Richtung und zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Sollen wir mal hingehen? Wir können uns ja auf dem Weg die Häuser anschauen, vielleicht sehen wir was Nützliches.«

»Ich fände ein Bad oder ein Spa am nützlichsten«, sagte Líf und rümpfte die Nase. »Gegen eine Massage hätte ich auch nichts einzuwenden.«

»Träum weiter.« Katrín hätte ihre Hand schon für ein heißes Schaumbad gegeben und träumte schon längst nicht mehr von sauteuren Wellness-Centern.

Langsam gingen sie über den Pfad, mussten aber immer wieder stehen bleiben, wenn Garðar den Socken an seinem verletzten Fuß hochzog oder umkremelte, um die Ferse zu schützen. Beide Methoden wirkten nicht lange, und Garðar hatte angefangen zu humpeln, als sie endlich die Stelle erreichten, die Katrín gesehen hatte. Unterwegs hatten sie die anderen Häuser bewundert, ohne neue Ideen zu bekommen, wie sie die Renovierung ihres eigenen Hauses am besten angehen sollten. Wenn Garðar keine Blase am Fuß gehabt hätte, hätten sie sie genauer unter die Lupe genommen, aber dann wäre der Spaziergang zu lang geworden. Man merkte, dass bei der Errichtung des Dorfes genug Platz zur Verfügung gestanden hatte, denn die Häuser standen weit auseinander. Andererseits hätte sich die Siedlung in der Tiefebene auch nicht viel weiter ausdehnen können.

»Wir müssen nicht weitergehen, wenn du solche Schmerzen hast«, sagte Katrín und verzog das Gesicht, als Garðar den Socken von einer großen, feuerroten Blase zog. Er wimmerte, als der neugierige Hund an der Wunde schnüffelte. Katrín versuchte, sich daran zu erinnern, ob sie Pflaster oder Mullbinden aus dem Auto mitgenommen hatten, wusste aber nur noch, dass sie es vorgehabt hatte. »Das sieht ja echt schlimm aus.«

»Das ist morgen wieder okay. Ich hab noch andere Schuhe dabei, die sind am Knöchel nicht so hoch.« Garðar zog den Socken bis zum Spann herunter und legte seinen Fuß auf den Schuh. »Blöd von mir, dass ich die nicht gleich angezogen habe.«

»Das ist total eklig.« Líf machte ein angewidertes Gesicht und grinste dann. »Wir müssen den Fuß leider amputieren. Sehr ärgerlich.«

Garðar wirkte nicht amüsiert, versuchte aber zu lächeln. Er wollte etwas entgegenen, aber Katrín war schneller. »Warte doch einfach hier. Líf und ich laufen schnell rüber, schauen uns die Sache an und kommen dann sofort wieder. Du kannst so lange deinen Fuß ausruhen, und anschließend schlendern wir in aller Ruhe zurück.«

Garðar war froh, sich setzen zu können. »Gute Idee, ich glaube, wenn ich noch einen Schritt weitergehe, schaffe ich den Rückweg nicht mehr.« Er ließ sich auf einen Grashügel fallen, der wie geschaffen dafür war, die müden Knochen auszuruhen. »Es tut bestimmt gut, die Ferse ein bisschen zu kühlen.« Er streckte das Bein aus und hielt seinen halbnackten Fuß in die Luft. Wie auf Kommando frischte der Wind sofort auf.

»Ich warte auch hier«, sagte Líf und setzte sich neben ihn. »Ich bin für den Rest meines Lebens genug gewandert.« Sie sank auf den Rücken und starrte in den Himmel. »Aber bleib nicht zu lange.«

Als Katrín die Böschung hinaufging, musste sie sich ständig die Haare aus dem Gesicht streichen, denn der Wind hatte sich vorgenommen, sie immer wieder vor ihre Augen zu wehen. Sie blieb kurz stehen, um ein Haargummi aus ihrer Anoraktasche zu holen, fand aber keins. Deshalb sah sie nicht viel und merkte erst, was es mit dem Platz auf sich hatte, als sie fast dort angekommen war. Sie blieb stehen, drehte sich um und rief Garðar und Líf zu: »Es ist ein Friedhof! Vielleicht sind die Kreuze von hier!« Sie war sich nicht sicher, ob die beiden sie bei dem Wind hören konnten, aber Garðar winkte immerhin. Anstatt lauter zu rufen, ging sie weiter bis zu der ebenen Fläche, auf der sich ein paar prächtige, aber schlecht gepflegte Gräber befanden. In der Mitte des Friedhofs stand ein steinernes Denkmal – der Stein, der Katríns Aufmerksamkeit erregt hatte.

Nach der Anzahl der Gräber hatten nur ein paar Dutzend Menschen ihr Leben an diesem Ort gelebt und beendet. Den meisten Gräbern hatte der

Winter ganz schön zugesetzt, wahrscheinlich wurden einige nie gepflegt, und die Verstorbenen hatten ihre Nachfahren an die Stadt oder an ferne Länder verloren. Die Pflanzen waren ungehindert gewuchert und lagen jetzt welk und dürr zwischen den Gräbern. Die Ruhestätten der ehemaligen Dorfbewohner waren mit verwitterten Kreuzen und mehr oder weniger schiefen Grabsteinen gekennzeichnet. Katrín wusste, dass ihre Phantasie verrückt spielte, aber sie fand die Vegetation an diesem Ort noch lebloser als anderswo in der Gegend, und die Stiele und vertrockneten Blätter unter ihren Füßen knackten noch lauter. Auch der Wind wirkte kälter und schien etwas zu flüstern, das sie nicht richtig verstehen konnte. Katrín fror sofort und hatte das Gefühl, dass ihr nie wieder warm werden würde. Sie ging ein paar Schritte zu einer eingefriedeten Grabstätte mit einem stattlichen Eisenkreuz, das zerbrochen war und sich zur Seite neigte. Die Einfriedung musste einstmals ungewöhnlich prachtvoll gewesen sein, auch wenn die elegante Eisenkonstruktion jetzt genauso verrostet war wie das Kreuz. Der Anblick war traurig.

Schnell drehte Katrín den Kopf, um zu sehen, ob Garðar und Líf noch an derselben Stelle saßen. Natürlich taten sie das und waren in ein Gespräch vertieft. Am liebsten hätte Katrín kehrtgemacht und wäre zu ihnen gerannt, hätte den Friedhof erst inspiziert, wenn die beiden mitgekommen wären. Aber sie wusste, dass sie sich später ärgern würde, wenn sie nicht nachschaute, ob die Kreuze von dem Friedhof stammten. Deshalb riss sie sich zusammen und ging mit schnellen Schritten zum ersten Grab, auf dem ein mächtiger Grabstein mit den Namen eines Ehepaars stand, das 1949 gestorben war. Weder die Jahreszahl noch die Namen passten. Auf den Kreuzen hatte *Hugi* und *Bergdís* gestanden, und obwohl sich Katrín nicht ganz sicher war, meinte sie, dass beide 1951 gestorben waren. Eigenartig, dass sie das überhaupt noch wusste, denn es fiel ihr furchtbar schwer, sich Zahlen zu merken. Sie ging zum nächsten Grab, aber dort war die Aufschrift auf dem Grabstein so verwittert, dass man überhaupt nichts erkennen konnte. Ebenso wie bei den beiden nächsten Grabsteinen. Während sie noch überlegte, ob sie alle Gräber überprüfen sollte, sah Katrín, dass an dem Denkmal ein Schild befestigt war.

Auf dem schönen, schlichten Stein thronte ein Kreuz, und in einer

Vertiefung an der Vorderseite des Denkmals befanden sich eine hübsche Glocke und das Schild. Katrín lächelte, als sie davorstand und sah, dass das Schild eine Karte mit der Anordnung der Gräber und eine Liste mit den Namen der Verstorbenen zeigte. Außerdem gab es ein Schwarzweißbild von einer kleinen Kirche mit Informationen über das Dorf. In Hesteyri hatte früher eine Kirche gestanden, die 1899 erbaut worden war – ein Geschenk des Norwegers M. C. Bull, der die Walfangstation Hekla in Stekkeyri kurz hinter dem Dorf betrieben hatte. Vor dem Bau der Kirche hatte es einige Jahrzehnte eine Kapelle im Dorf gegeben. Die Kirche war 1960 nach Súðavík versetzt worden, aber die Glocke in dem Denkmal stammte aus der Kirche und war ursprünglich von 1691. Das fand Katrín bemerkenswert, zumal sie hier ungeschützt und für jeden zugänglich hing. Es folgten ein paar Informationen über Hesteyri, die ziemlich kurz gehalten waren, wenn man bedachte, wie viele Menschen ihr Leben hier mit all seinen Mühen, Widrigkeiten und Glücksmomenten verbracht hatten. Man begnügte sich damit zu erwähnen, dass Hesteyri 1881 offiziell Handelsplatz geworden war und dass in Blütezeiten 420 Menschen dort ihren festen Wohnsitz gehabt hatten. Vor Ort hatte es eine Funkstation, später eine Telefonstation und einen Arzt gegeben. Über das Ende der Besiedlung stand nur, dass das Dorf seit 1940 immer kleiner geworden war und die letzten Einwohner 1952 weggezogen waren.

Die Liste der Verstorbenen, die auf dem Friedhof ruhten, war aufschlussreicher. Es gab zwei Gruppen: Verstorbene, die zwar hier beerdigt worden sein mussten, deren Grabstellen jedoch nicht bekannt waren, und Verstorbene in markierten Gräbern. Die unbekannten Grabstellen waren meist aus der Zeit um die Jahrhundertwende 1900. Katrín vermutete, dass die Leute damals kein Geld und keine Möglichkeiten gehabt hatten, dauerhafte Markierungen anzubringen, und die Grabstätten daher in Vergessenheit geraten waren. Die Natur hatte Grabhügel und andere Merkmale einfach eingeebnet. Die bekannten Gräber stammten aus jüngerer Zeit, überwiegend aus den dreißiger Jahren. Katrín war überrascht, dass das jüngste Grab auf dem Friedhof von 1989 war. Darin ruhten drei Personen, von denen nur die Nationalität lesbar war, zwei Norweger und ein Deutscher. Was für ein trauriges Schicksal, in einem fremden Land beerdigt zu sein, in dem im

Lauf der Zeit Namen und Geburtsjahre in Vergessenheit gerieten. Die Ausländer waren für Katrín weniger interessant, aber sie fand die Namen von den Kreuzen, die sie gefunden hatte: Hugi Pjetursson und Bergdís Jónsdóttir, beide 1951 gestorben, sie mit zweiunddreißig und er mit vier. Katrín starrte die beiden Namen an und dachte an diese viel zu kurzen Leben. Wahrscheinlich war Bergdís die Mutter des Jungen, aber der Vater lag nicht im selben Grab, und auf den beiden Listen wurde kein Pjetur erwähnt. Katrín war froh, dass Líf bei Garðar geblieben war – es wäre ihr angesichts von Einars kürzlichem Tod unangenehm gewesen, sie dabeizuhaben. Einar war friedlich eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht, während Bergdís und Hugi zweifellos durch einen Unfall oder eine ansteckende Krankheit ums Leben gekommen waren, da sie im selben Jahr, wenn nicht gar am selben Tag gestorben waren. Einars Schicksal war wohl das wünschenswertere, aber es lag nun mal nicht in der Macht des Menschen, über sein Ende zu bestimmen. Líf wäre da bestimmt anderer Meinung, denn sie war mit ihrem kalten, toten Ehemann neben sich aufgewacht. Katrín lief ein kalter Schauer über den Rücken.

Der Lageplan des Friedhofs wies ihr den Weg zu Hugis und Bergdís' Grab, einer eingefriedeten, aber unmarkierten Grabstätte. Wenn sie keine Karte gehabt hätte, wäre sie in dem Glauben gewesen, es handele sich um alte Gräber, die seit Verlassen des Dorfes nicht mehr belegt worden waren. Im Gegensatz zu den anderen Gräbern wuchs dort nichts, und der Boden war mit schwarzer, staubiger Erde bedeckt. Obendrauf lagen weiße Kieselsteine, aber keine Spuren von Unkraut, Gras oder Halmen. Das Grab war mit einer niedrigen, halb verfallenen Steinmauer eingefasst. Als Katrín bei dem Grab angelangt war, tobte der Wind, und das unheimliche Flüstern wurde lauter. Sie musste ihre Haare festhalten, um etwas erkennen zu können, obwohl das eigentlich gar nicht nötig war. Sie wusste, dass die Kreuze von hier stammten. Als sie ihre Haare gebändigt hatte, sah sie ihre Vermutung bestätigt. Zwei abgebrochene Holzstümpfe ragten am Ende des Grabs aus der Erde. Bingo. Auch wenn das keine Erklärung dafür war, warum die Kreuze entwendet und in die Nähe ihres Hauses gelegt worden waren, beruhigte es Katrín, wenigstens etwas über ihre Herkunft zu wissen. Vielleicht hatten betrunkene Wanderer die Kreuze zerstört und neben ihr Haus geworfen, wobei sie

das seltsam fand, je länger sie darüber nachdachte. Ihre Gewissheit verschwand endgültig, als sie sah, dass die weißen Kieselsteine gar keine Steine, sondern Muscheln waren.

Katrín hob eine von ihnen auf und musterte sie von allen Seiten. Sie war hell, gestreift und leer. Im Gras neben dem Grab lagen keine weiteren Muscheln. Wenn Vögel am Werk gewesen wären, hätten die Muscheln weiter verstreut sein müssen. Außerdem hätten Vögel die Muscheln nicht in die Erde gedrückt – sie lagen alle mit der gewölbten Seite nach oben. Als ein Windstoß über das Grab fegte, waren die Muscheln schon nicht mehr so auffällig weiß. Der nächste Windstoß war noch kräftiger und bedeckte einige Muscheln fast ganz mit Erde. Katrín umkrallte die Muschel in ihrer Hand, machte auf dem Absatz kehrt und eilte zurück zu Garðar und Líf. Es war undenkbar, dass die Muscheln seit dem Herbst dort lagen. Wenn man sah, wie schnell der Wind sie mit Erde zuwehte, waren sie wahrscheinlich noch nicht mal seit heute Morgen dort. Aber wer hatte sie auf das Grab gelegt? Katrín musste herausfinden, ob sie genauso aussahen wie die Muscheln, die Garðar in der Stube gefunden hatte. Vielleicht war noch jemand im Dorf, der nicht entdeckt werden wollte.

Katrín war froh, als sie den Friedhof verlassen hatte und Garðars und Lífs Köpfe sehen konnte. Im selben Moment verstand sie, was ihr der Wind die ganze Zeit zuflüsterte.

Lauf, Kata!

8. Kapitel

Das Foto seines Sohnes stand an seinem Platz auf dem Schreibtisch in Freyrs schlichtem Arbeitszimmer im Krankenhaus, für dessen Einrichtung ihm bisher die Energie gefehlt hatte. Bis auf das Foto.

Ähnliche Fotos standen überall, wo er im Lauf des Tages vorbeikam: zu Hause auf der Anrichte in der Küche neben der Kaffeemaschine, auf dem Nachttisch, auf dem Beistelltisch neben dem Fernsehsessel. Es gab noch mehr davon, er hatte die Fotos nicht gezählt und wollte auch nicht wissen, wie viele es waren. Die Rahmen waren fast alle gleich, billig und nicht sehr stabil. Ein paar waren schon auseinandergefallen und gegen stabilere ausgetauscht worden. Ursprünglich hatte Freyr alle Rahmen im selben Geschäft gekauft, nachdem er die vergrößerten Fotos von seinem Sohn abgeholt hatte. Die Fotos hatte er genauso zufällig ausgewählt wie die Rahmen, da er in Eile gewesen war. Er konnte sich noch genau an den Tag erinnern. Beim Aufwachen hatte er sich nicht mehr an das Gesicht seines Sohnes erinnern können; es war zwar in greifbarer Nähe gewesen, aber immer fehlte ein winziges Stück. Die gerahmten Bilder waren für solche Momente gedacht, wobei Freyr sofort klar gewesen war, dass es immer mehr werden würden.

»Wer ist das auf dem Foto?« Dagný zeigte mit dem Kinn auf den Bilderrahmen. Sie hatte gemerkt, dass er es anstarrte. Dagný sah müde aus, was sie jedoch nicht weniger attraktiv, sondern nur menschlicher machte. Ihr kurzes Haar war nicht so lebendig wie sonst und am Ende des langen Arbeitstags leicht fettig. Zweifellos lockte sie ihr Sofa zu Hause mehr als Freyrs Büro, aber das war nicht seine Schuld – sie hatte ihn sehen wollen. »Jemand, den ich kenne?«

»Das ist mein Sohn Benni.« Freyr wollte das Foto instinktiv umdrehen, damit sie es sehen konnte, ließ es aber bleiben.

»Er wurde nie gefunden, oder?«, fragte Dagný und errötete. »Ich hab die Geschichte gehört, als du hergezogen bist. Ich kannte sie schon von den Meldungen damals, die vergisst man nicht so schnell. In Island verschwinden so selten Kinder.«

»Ja, zum Glück, aber das ist nicht der einzige Fall. In Keflavík sind vor fünfzehn Jahren zwei Jugendliche verschwunden. Die wurden auch nie

gefunden«, antwortete Freyr. Dagný rutschte bei dem Thema nervös auf ihrem Stuhl herum, aber ihre Neugier, mehr über die Sache zu erfahren, war stärker als ihre Höflichkeit. Freyr störte das nicht – besser, die Leute fragten ihn geradeheraus, als wie die Katze um den heißen Brei herumzuschleichen. Schlimmstenfalls wurden sie feuerrot, wenn in seiner Anwesenheit von Kindern gesprochen wurde, und versuchten krampfhaft, das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken. Nein, in solchen Fällen war es am besten, die Sache direkt anzusprechen und den Leuten klarzumachen, dass er nicht gleich zusammenklappte, wenn er an den schmerzhaften Verlust erinnert wurde. »Ich habe keine Hoffnung mehr, dass er noch gefunden wird, es ist jetzt drei Jahre her, und man hat damals jeden Winkel durchkämmt, wo er hätte sein können.«

Dagný wirkte erleichtert, dass es ihm so leichtfiel, über das Thema zu reden. Sie wandte ihren Blick von der Bürowand ab, schaute ihm in die Augen und stellte ihre nächste Frage etwas beherzter. »Was glaubst du, was passiert ist? Erstaunlich, dass nie was ans Licht gekommen ist.« Freyr nickte; neben seiner Exfrau hatte sich keiner mehr den Kopf darüber zerbrochen als er. Ohne zu einem Ergebnis zu kommen. »Ich weiß es einfach nicht. Er ist beim Verstecken spielen mit seinen Freunden verschwunden. Vielleicht ist er in einen Brunnen oder in ein Loch gekrochen, das sich irgendwie geschlossen hat, aber das wurde selbstverständlich alles überprüft. Sämtliche Garagen, Häuser, Autos, Wohnwagen und alles, wo ein Kind reinpassen könnte, wurden abgesucht. Die Polizei glaubt, dass er im Meer ertrunken ist, aber von Ártúnsholt, wo wir gewohnt haben, ist es ziemlich weit bis zum Strand, daher hat mich diese Erklärung nie überzeugt. Natürlich könnte er den ganzen Weg zum Meer gelaufen sein, aber das passt überhaupt nicht zu dem Versteckspiel, die Kinder haben gesagt, sie hätten sich nie so weit weg versteckt, das Ziel war ja schließlich, am Ende gefunden zu werden. Man kennt das ja aus der eigenen Kindheit, man ist nicht in andere Viertel gegangen, um ein gutes Versteck zu finden. Außerdem durften sie wegen des Verkehrs nicht in die Nähe der Ártúnsbrekka, und das haben sie auch respektiert. Ich glaube, Benni hätte dieses Verbot nie missachtet.« Freyr verschränkte die Arme vor der Brust. »Wobei ich das natürlich nicht mit Gewissheit sagen kann.«

»Und die Hunde? Sie müssen doch Suchhunde eingesetzt haben. Haben

die keine Spur gefunden?«

»Doch, aber das hat nichts gebracht. Die Spur endete im Norden des Viertels an der Ártúnsbrekka. In der Nähe ist eine große Tankstelle, und zu diesem Zeitpunkt war unheimlich viel Verkehr in der Stadt. So, wie ich es damals verstanden habe, wurden die Suchhunde durch Autoabgase behindert. Und dann fing es am Abend auch noch an zu schütten.«

»Könnte er entführt worden sein? Wenn viel Verkehr war, könnte ihn doch jemand in ein Auto gezerrt haben. An der Tankstelle zum Beispiel.«

»Das ist nicht ausgeschlossen, aber es wurde ausgiebig untersucht. An der Tankstelle gab es jede Menge Überwachungskameras, und keine hat etwas Verdächtiges aufgezeichnet. Die Kameras reichen fast über das gesamte Grundstück und haben jeden einzelnen Wagen aufgenommen, der die Tankstelle angefahren hat. Die Kennzeichen sämtlicher Autos, die an diesem Tag an der Tankstelle waren, wurden aufgelistet und die Eigentümer kontaktiert, aber das hat auch nichts gebracht.«

Dagný schaute ihn nachdenklich an. »Aber er könnte noch am Leben sein, oder?«

Freyr zögerte einen Moment mit der Antwort. Er wusste, dass sie es gut meinte und ihm Hoffnung machen wollte, aber die Realität war eine andere. Das Schlimmste, das er sich vorstellen konnte, war, dass Benni noch am Leben und in den Händen eines Verbrechers war. Kein normaler Mensch würde ein fremdes Kind einfach verschwinden lassen. Freyr wollte sich mit der einfachsten und zugleich unerträglichsten Möglichkeit abfinden – dass Benni tot war. Sara rang immer noch mit dem Schicksal ihres Sohnes und versank immer mehr im Esoteriksumpf.

»Nein, er ist tot. Benni hatte angeborene Diabetes, Typ eins. Er hätte ohne Insulin nicht lange leben können und ungefähr eine Stunde nach seinem Verschwinden eine Spritze kriegen müssen. Man hat auch überprüft, ob ungewöhnliche Insulin-Käufe getätigt wurden. Wenn jemand ihn gefangen gehalten hätte, hätte er regelmäßig Insulin besorgen müssen. Sämtliche Ärzte und Apotheken waren darüber informiert, und es wurden keine Auffälligkeiten entdeckt. Wahrscheinlich hatte Benni in seinem Versteck, am Strand oder wo auch immer, einen Insulinschock, und das Ende war vorprogrammiert. Er hat das Bewusstsein verloren und konnte keine Hilfe mehr holen.« Freyr lächelte Dagný dumpf zu. »Es

klingt vielleicht seltsam, aber das tröstet mich ein bisschen. Ein solcher Tod ist völlig schmerzlos.«

»Verstehe.« Dagný streckte sich und schlug die Beine übereinander.

»Das ist schrecklich, es tut mir furchtbar leid. Ich wollte dir das schon lange sagen, habe es aber nie über mich gebracht. Man weiß einfach nicht, wie man mit so was umgehen soll.«

»Danke«, sagte Freyr aufrichtig. Sara fand die Anteilnahme anderer Menschen immer oberflächlich und meinte, niemand könne sich in sie hineinversetzen und ihre Verzweiflung verstehen. Freyr war anderer Meinung. Man musste nicht selbst durch die Hölle gehen, um Mitleid mit anderen zu empfinden. »Es ist furchtbar, aber man gewöhnt sich daran. Das Schlimmste ist vorbei.«

»Waren die Ermittlungen schwierig für euch?«, fragte Dagný. Ihre Wangen wurden wieder von einer leichten Röte überzogen, und sie fügte hastig hinzu: »Ich meine, ob man es euch hätte leichter machen können. Ich denke oft darüber nach, wie die Leute die Polizei wahrnehmen, ob wir wirklich härter erscheinen, als wir eigentlich sind.«

Freyr überlegte. Darüber hatte er noch nie nachgedacht. »Ich weiß es wirklich nicht. Das Schlimmste war wohl, dass Sara, Bennis Mutter, und ich am Anfang unter Verdacht standen. Natürlich hatten wir Verständnis dafür, dass man nichts ausschließen kann, aber es war trotzdem hart.«

»Das war aber nur ganz am Anfang, oder?«

Freyr nickte. »Ja, im Grunde schon. Ich konnte beweisen, dass ich im Krankenhaus war, um Bennis Medikamente zu holen und ein paar Dinge zu erledigen, und Sara hatte seit dem Morgen Besuch von ihrer Schwester, um die Geburtstagsfeier ihrer Mutter vorzubereiten. Das wurde alles überprüft, und als wir nicht mehr unter Verdacht standen, waren sie viel freundlicher zu uns.« Er lächelte, um ihr zu zeigen, dass er der Polizei gegenüber nicht nachtragend war. Freyr wusste nicht, ob Dagný das unpassend fand, zumindest erwiderte sie sein Lächeln nicht.

»Vielleicht sollte ich langsam zum Thema kommen«, sagte sie und stellte eine kleine lachsfarbene Kiste auf den Tisch. »Ich habe Material zu dem Einbruch in dem Kindergarten zusammengestellt, das du dir mal anschauen sollst. Ich weiß, dass ich nicht gerade begeistert war, als du vorgeschlagen hast, den alten Einbruch in der Grundschule noch mal aufzurollen, aber ich habe meine Meinung geändert und mir die alten

Berichte angeschaut.« Sie räusperte sich höflich. »Es gibt erstaunliche Ähnlichkeiten, du wirst es selbst sehen, wenn du dir das anschaust. Ich habe die Erlaubnis meines Vorgesetzten, dir die Unterlagen zu geben, da es sich anscheinend um einen psychisch gestörten Täter handelt. Das meiste sind Kopien, bitte gib sie nicht aus der Hand.«

Freyr starrte die hellrote Kiste an. Die Farbe stand in krassem Widerspruch zu ihrem Inhalt, und er überlegte, wer sie ausgewählt hatte. Auf dem Deckel klebte ein großer, weißer Aufkleber: *Der Inhalt ist Eigentum der Polizei Ísafjörður. Streng vertraulich.* »Was erwartet ihr von mir? Soll ich den Fall lösen?«

Dagný schnaubte. »Nicht direkt.« Sie senkte ihren Blick. »In dem Karton ist noch mehr. Unterlagen über Halla, die Frau, die sich in Súðavík das Leben genommen hat.«

»Wirklich?« Freyr zog die Kiste zu sich. »Habt ihr was über sie rausgefunden? Glaubt ihr, dass es kein Selbstmord war?«

»Nein, dafür gibt es keine Hinweise. Aber ein paar andere Dinge werfen Fragen auf.«

»Bei Selbstmorden gibt es immer viele Fragen, auf die man nur selten eine Antwort bekommt. Es hat mich zum Beispiel überrascht, dass sie sich ausgerechnet die Kirche in Súðavík ausgesucht hat. Ich habe im Internet gelesen, dass diese Kirche aus Hesteyri nach Súðavík versetzt wurde, nachdem das Dorf verlassen war. Unter großem Protest der ehemaligen Einwohner. Ich dachte, diese Auseinandersetzung könnte vielleicht was mit Hallas Entscheidung zu tun haben, aber darauf werden wir wohl nie eine Antwort bekommen. Vielleicht gibt es ja auch eine ganz andere Verbindung zu Súðavík. Oder zu Hesteyri.«

Dagný schwieg und starrte die Kiste an. »Das meinte ich nicht.« Sie schaute auf und sah ihm in die Augen. »Hat diese Frau dich gekannt?«

»Was?« Damit hatte Freyr nicht gerechnet. »Meinst du, ob sie meine Patientin war? Das hätte ich dir doch direkt erzählt.«

»Nein, nicht unbedingt, ich meine, ob sie möglicherweise was mit dir oder deiner Exfrau zu tun hatte. Mit euch verwandt war oder so.«

»Nein.« Freyr wusste, dass Dagný ihm am Ende sagen würde, worauf sie hinauswollte, konnte seine Ungeduld aber nicht verbergen. »Ich habe bis vorgestern noch nie was von dieser Frau gehört. Behauptet ihr Mann das etwa? Mir gegenüber hat er das mit keinem Wort erwähnt.«

»Nein, er hat gesagt, dass ihm keine derartige Verbindung bekannt ist. Ich habe ihn eben noch angerufen.« Als Freyr nichts entgegnete, sprach sie weiter. »Außerdem scheinen die beiden Fälle, der Einbruch und der Selbstmord, zusammenzuhängen. Ich weiß nicht genau, wie, und ich möchte, dass du dir die Unterlagen unvoreingenommen anschaust, bevor ich mehr dazu sage.«

»Du könntest mir vielleicht verraten, wie du darauf kommst, dass ich diese Frau kenne«, sagte Freyr, obwohl er genau merkte, dass Dagný dieses Thema vermeiden wollte.

Plötzlicher Lärm draußen auf dem Flur gab ihr eine kleine Bedenkzeit. Die Rollwagen mit dem Abendessen wurden zu den Stationen gebracht, und das Klappern von Tellern und Geschirr übertönte einen Moment lang alles, entfernte sich dann aber schnell, und es wurde wieder ruhig.

»Kann es sein, dass sie damals an der Suche nach deinem Sohn teilgenommen hat? Hat man in Flateyri oder in Ísafjörður gesucht?«

Freyr fand es auf einmal unerträglich heiß im Raum. Er löste seinen Krawattenknoten und knöpfte den obersten Knopf seines Hemdes auf.

»Die Antwort auf deine letzte Frage lautet nein. Man hat nicht im ganzen Land gesucht, die Bevölkerung wurde nur aufgefordert, die Augen offenzuhalten, und über die Medien wurden Fotos von Benni verbreitet. Ich kenne nicht die Namen aller Leute, die in Reykjavík gesucht haben, aber ich halte es für ausgeschlossen, dass Halla dabei war. Die Polizei und der Rettungsdienst haben die Suche organisiert, und sie war keine Polizistin und in ihrem Alter bestimmt auch bei keinem Rettungsdienst.« Bevor er die Gelegenheit hatte, zu fragen, wie Dagný auf diese Idee kam, stellte sie schon die nächste unverständliche Frage.

»Sagt dir der Name Bernóðus etwas?«

»Nein.« Freyr juckte es in den Fingern, den Inhalt der Kiste durchzusehen. »An einen so seltenen Namen würde ich mich erinnern.« Dagný nickte. Sie schien keine andere Antwort erwartet zu haben.

»Verstehe.«

Freyr legte seine Hände auf die Kiste, lächelte Dagný an und sagte: »Das kann ich von mir nicht gerade sagen. Ich kapiere überhaupt nicht, worauf du hinauswillst.«

»Mach die Kiste auf und schau dir die Sachen an. Wie gesagt, wenn mich nicht alles täuscht, gibt es eine Verbindung zwischen dem alten und

dem neuen Einbruch – und zu Hallas Selbstmord.« Sie zögerte, sprach dann aber fast flüsternd weiter und schaute ihm dabei direkt in die Augen. »Und zu dem Verschwinden deines Sohnes.«

Freyr wollte etwas fragen, aber aus seiner Kehle drang kein Laut. Sein Atem stockte kurz, dann fasste er sich wieder. »Das kann nicht sein«, sagte er bestimmt. Die Freundlichkeit, die er sich in seinem Job angewöhnt hatte, war aus seiner Stimme verschwunden. »Wie hast du das rausgekriegt?«

»Wie gesagt, am besten schaust du es dir selbst an.« Dagný stand auf und nahm ihre Jacke von der Stuhllehne. »Vielleicht meldest du dich bei mir, wenn du dir eine Meinung gebildet hast. Entschuldige bitte diesen merkwürdigen Überfall, aber ich kann es nicht ändern.« Sie ging zur Tür, und er verfolgte jede ihrer Bewegungen mit den Augen. Als sie die Tür zum Flur aufgemacht hatte, drehte sie sich noch einmal um. »Ich wusste wirklich nicht, dass das dein Sohn auf dem Foto ist. Bitte glaub nicht, dass ich versuche, dir irgendwelche Informationen zu entlocken. Das ist nicht der Fall.« Sie zog die Tür hinter sich zu, ohne ihm die Gelegenheit zu geben, etwas zu entgegnen oder sich zu verabschieden. Die Temperatur im Raum schien immer weiter anzusteigen, und Freyr zog seine Krawatte aus. Er warf sie über den Schreibtisch auf den Stuhl, auf dem Dagný gesessen hatte. Dann entledigte er sich seines Arztkittels und warf ihn hinterher. Der weiße Kittel landete an der richtigen Stelle, rutschte dann aber am Stuhlrücken nach unten und glitt auf den Fußboden.

Eine halbe Stunde später hatte Freyr den Inhalt der Kiste durchgeblättert. Schon beim Überfliegen der Unterlagen verstand er, warum Dagný meinte, eine Verbindung zwischen den beiden Einbrüchen und Halla entdeckt zu haben. Die Kopien der Schwarzweißfotos von dem damaligen Einbruch ähnelten denen vom Kindergarten auf unheimliche Weise. Die Bilder waren ziemlich unscharf, aber man konnte das meiste erkennen. Im Vergleich zu der Unmenge von Fotos, die Dagný von den Schäden gemacht hatte, gab es nur sehr wenige alte Bilder. Das musste daran liegen, dass die Entwicklung von Filmen damals viel teurer gewesen war. Das auffälligste Bild zeigte die Schmierereien an der Wand in der Schulaula. Dagný hatte ein Foto aus dem Kindergarten

beigelegt, auf dem genau dieselbe Schmiererei zu sehen war. Freyr wusste zwar, dass an beiden Wänden dasselbe Wort gestanden hatte, war aber völlig verblüfft, wie ähnlich sich die Buchstaben sahen. Wenn man die unterschiedlichen Hintergründe wegließ, hätte man meinen können, es handele sich um dieselbe Aufschrift. Freyr hätte die Fotos gerne vergrößert und sich die Schrift in höherer Auflösung angeschaut; vielleicht konnte Dagný das später veranlassen.

Es gab noch eine weitere Gemeinsamkeit: In beiden Fällen hatte man nicht herausgefunden, wie der Einbrecher ins Haus gelangt war. Alle Fenster waren von innen verschlossen, die Scheiben unbeschädigt und die Türen nicht aufgebrochen. Damals hatte die Polizei überprüft, wer alles einen Schlüssel zur Schule hatte, und von diesen Personen konnte niemand etwas mit dem Einbruch zu tun haben. Keine Schlüssel waren verlorengegangen oder verliehen worden. Der Polizeibericht über den Einbruch in dem Kindergarten klang ganz ähnlich, man hielt es für so gut wie ausgeschlossen, dass der Einbrecher mit einem Schlüssel ins Haus gelangt war.

Eine weitere interessante Sache war ein altes Klassenfoto, das dem Bericht nach möglicherweise Licht auf den Täter werfen konnte. Der Grund lag auf der Hand: Die Gesichter mehrerer Kinder waren zerstochen und unkenntlich gemacht worden. Der Täter hatte das Glas des Rahmens zerbrochen und das Foto dann wieder an seinen Platz im Klassenzimmer gehängt. Die anderen Klassenfotos hatte er alle nur in eine Ecke gepfeffert. Man nahm an, dass der Täter sich an den Kindern auf dem Foto rächen wollte. Freyr konnte aus den Unterlagen nicht ersehen, ob sich dieser Verdacht erhärtet hatte – was nicht weiter überraschend war angesichts des Alters der Kinder. Sie waren zwischen elf und zwölf. Es war wirklich schwer vorstellbar, dass so kleine Kinder etwas angestellt hatten, das den Täter dermaßen in Rage gebracht hatte. Freyr wusste, dass Kinder in diesem Alter Gleichaltrigen gegenüber sehr aggressiv sein konnten, aber die Opfer entwickeln nur selten eine derartige Zerstörungswut, wie sie in der Schule stattgefunden hatte. Unten auf dem Klassenfoto standen die Namen der Kinder, aber Freyr konnte sie auf der unscharfen Kopie nicht lesen. Es gab allerdings auch eine Liste mit den Namen der sechs Kinder, deren Gesichter der Täter unkenntlich gemacht hatte, und Freyr nahm erstaunt zur Kenntnis, dass

eines von ihnen Halla war. Neben den Namen standen die Sterbedaten der Betroffenen, an Hallas Namen unschwer erkennbar. Hinter einem Namen, Lárus Helgason, stand nichts. Er musste noch am Leben sein, während vier weitere, zwei Männer und zwei Frauen, alle in den letzten drei Jahren verstorben waren. Freyr kannte außer Halla keinen von ihnen und wusste nicht, was er davon halten sollte. Statistisch gesehen war es ziemlich auffällig, dass fünf von sechs ehemaligen Schülern in einer so kurzen Zeitspanne verstorben sind. Sie waren zwar zum Zeitpunkt ihres Todes zwischen siebenundsechzig und siebzig gewesen, aber trotzdem. Freyr hätte gerne gewusst, wie die Leute gestorben waren – falls es mehrere Selbstmorde gegeben hatte, war das auf jeden Fall eine Ermittlung wert. So etwas war, außer bei Jugendlichen, nahezu unbekannt.

Das Schockierendste war die Kopie eines Briefs, den Halla hinterlassen hatte. Die Polizei hatte ihn mit einem gelben Post-it-Zettel markiert, da man nicht unbedingt auf die Idee kommen würde, dass es sich um einen Abschiedsbrief handelte. Der Kopierer hatte ihn nicht vollständig abgelichtet, so dass die Wörter am Blattrand abgeschnitten waren. Halla schien das Blatt vollständig beschrieben und keine Ränder gelassen zu haben, was nicht so wichtig war, denn der Zusammenhang wurde auch so deutlich. Der Text ähnelte den Texten von Leuten, die an Realitätsverlust litten. Es gab keinen roten Faden, der die Gedanken und Empfindungen zusammenhielt. Hallas Botschaft war für andere Menschen völlig abstrus, und sie hatte mit ihrem Selbstmord verhindert, dass sie jemals verstanden würde. Sie musste am Tag ihres Todes einen schweren Schock erlitten haben, oder ihr Mann hatte Freyr nicht die Wahrheit über ihren psychischen Zustand gesagt. Bei einem solchen Text würde zumindest niemand daran zweifeln, dass etwas mit ihr nicht stimmte. Etwas anderes war jedoch noch viel merkwürdiger: die wiederholten Hinweise auf Freyrs Sohn.

Muss Benni finden, muss Benni Freysson finden, muss Benni finden, muss Benedikt finden. Kann Benni nicht finden, finde Benni nicht, wo ist Benni? Verzeih mir, Bernódus, verzeih mir, verzeih mir, verzeih mir. Ich finde Benni nicht, finde ihn nicht, finde ihn nicht. Verzeih mir, Bernódus, verzeih mir, verzeih mir, verzeih mir. Verzeih mir, Bernódus.

Freyr legte das Blatt beiseite, stützte die Ellbogen auf den Tisch und

vergrub sein Gesicht in seinen Händen. Er stierte den Text an, bis seine Augen weh taten und er sie zumachen musste. Als er nur noch Dunkelheit sah, fühlte er sich endlich besser.

9. Kapitel

Das Mondlicht schien mild durch die Fenster. Die schneeweißen, frisch gestrichenen Wände erhellten den Raum, und Katrín war froh, dass sich Garðar durchgesetzt und die hellblaue Farbe, die sie vorgeschlagen hatte, nicht mitgenommen hatte. Alles, was den Einfluss der Dunkelheit minderte, war gut. Sie hatten beschlossen, den Abend in diesem Zimmer zu verbringen, dem einzigen Raum, der fertig gestrichen und somit viel heller war als die anderen. Sie kümmerten sich nicht um den Farbgeruch und die giftigen Dämpfe, obwohl sie alle davon Kopfschmerzen hatten. Das Licht war die Sache wert. Allerdings wurde es gerade etwas schwächer, da Líf am Fenster stand und hinausstarrte.

»Ich hätte jetzt nichts dagegen, nach Hause zu fahren«, sagte sie und drehte sich zu Katrín und Garðar, die versuchten, es sich auf den Isomatten bequem zu machen, die die Funktion eines Sofas übernommen hatten. Putti lag zusammengerollt an Katríns Füßen, und sie spürte die Wärme, die sein kleiner Körper ausstrahlte, durch ihre dicken Wollsocken. »Heute Abend noch.« Líf trug ihr blondes Haar offen, die Farbspritzer waren längst aus ihrem Gesicht verschwunden, und sie sah unglaublich gut aus – so, als hätte sie gerade eine Massage im Spa hinter sich und keine Hausrenovierung in der Wildnis. »Wenn dieser Typ, der hier rumläuft, normal wäre, würde er einfach mal vorbeischaun, anstatt Muscheln zu verteilen und den Boden mit nassen Stiefeln zu versauen«, fügte sie hinzu.

Garðar trank einen Schluck aus seiner Coladose. »Sag so was nicht. Es gibt garantiert eine Erklärung dafür, auch wenn wir im Moment nicht darauf kommen. Wir sollten uns nicht den Kopf darüber zerbrechen, die Muscheln waren wahrscheinlich schon da, wir haben sie nur nicht bemerkt, und das auf dem Boden ist Regenwasser. Du weißt doch, dass das Haus total reparaturbedürftig ist.«

»Erzähl doch nicht solchen Quatsch. Es hat überhaupt nicht geregnet. Nein, hier läuft ein Verrückter rum und versteckt sich in einem der Häuser. Bei diesem Gruß von ihm bekommt man doch eine Gänsehaut«, entgegnete Líf und massierte ihren Arm. »Tschüs! Was soll das denn bedeuten? Will er, dass wir gehen, oder will er uns umbringen und sich

vorher von uns verabschieden?« Sie drehte sich wieder zum Fenster und starrte hinaus. »Ob wir es gemerkt hätten, wenn letzte Nacht oder heute Morgen ein Boot angekommen wäre?« Sie schaute zum Strand, der hundert Meter unterhalb des Hauses lag, und übers Meer. »Ich kann zwar kein Boot sehen, aber vielleicht hat er tiefer im Fjord angelegt.«

»Natürlich hätten wir ein Boot gehört. Weißt du noch, wie laut der Kahn war, mit dem wir hergekommen sind?« Garðar trank einen weiteren Schluck. »Hier ist niemand außer uns.«

Katrín war sich da nicht so sicher, auch wenn sie Líf nicht beipflichtete. Sie waren gestern Abend so müde gewesen, dass ein Hubschrauber vor dem Haus hätten landen können, ohne dass sie es gemerkt hätten. Katrín war noch gar nicht auf die Idee gekommen, dass ein Boot an einer anderen Stelle als am Schwimmsteg anlanden könnte. Natürlich war das denkbar, der Kapitän hatte erzählt, dass man an einem Sandstrand oft Leute mit einem Schlauchboot an Land bringen musste. Es war also durchaus möglich, an Hesteyri vorbeizufahren, tiefer im Fjord zu ankern und mit einem Schlauchboot an Land zu rudern, das man leicht verstecken konnte. So könnte jemand unbemerkt herkommen.

»Gib mir mal einen Schluck.« Katrín nahm die Dose und trank. Trotz der Kälte war die Cola warm. Sie hatten den alten Kaminofen im Erdgeschoss, der ihren Schlafraum heizte, noch nicht angemacht. Das hätte in dem Zimmer, in dem sie jetzt in dicken Pullis und Wollsocken saßen, nichts gebracht. »Können wir das Thema nicht auf morgen früh verschieben? Tagsüber erscheint immer alles viel einfacher als abends und nachts. Ich will jetzt nicht weiter darüber reden.«

»Aber ich kann nicht schlafen, wenn ein Verrückter draußen rumstreunt«, sagte Líf. Als sie sich umdrehte, war die Scheibe hinter ihr beschlagen. »Und wenn er heute Nacht kommt? Das Schloss unten hält doch noch nicht mal ein Kleinkind ab. Wahrscheinlich habe ich ihn gehört, als ich aufgewacht bin.«

Garðar rappelte sich hoch. Putti blickte auf, steckte die Schnauze aber sofort wieder unter seinen Körper und schlief weiter. »Hier ist niemand außer uns, glaub mir. Wir haben nichts zu befürchten, und das beweise ich euch sogar. Ich gehe runter zum Fluss und hole das Bier. Ein bisschen Alkohol im Blut kann euch im Moment nicht schaden.«

Katrín verschluckte sich an ihrer Cola. Sie wollte nicht, dass Garðar sie

alleine ließ und in die Nacht hinausging. Als sie heute von ihrem Spaziergang zurückgekommen waren, war sie sofort in die Stube gegangen, um sich die Muscheln anzuschauen, von denen Garðar gesprochen hatte. Auf dem Nachhauseweg hatte sie die Muschel, die sie von dem Grab mitgenommen hatte, so fest umkrallt, dass sich tiefe, wellenförmige Streifen in ihrer Hand abzeichneten. Sie hatte ihren Griff erst gelöst, als sie vor den schneeweißen, völlig identischen Muscheln gestanden hatte, die auf dem Fußboden mit schiefen Buchstaben das Wort *tschüs* bildeten. Das war also der Abschiedsgruß. Keiner von ihnen wollte zugeben, das Wort gelegt zu haben. Katrín hatte das Gefühl, dass Garðar Líf verdächtigte. Natürlich war sie geschockt gewesen, als sie das krakelige Wort gesehen hatte. Sie war davon überzeugt, dass keiner von ihnen das gemacht hatte, und wurde das unheimliche Gefühl, das bei dem Anblick über sie gekommen war, nicht los. Sie würde Garðar nie alleine in die Nacht hinausgehen lassen, zumindest nicht, solange sie nicht wussten, ob sich jemand draußen herumtrieb. Zum Beispiel Lífs Verrückter.

»Du gehst nicht alleine raus«, sagte Katrín und wischte Colatropfen von ihrem Kinn und ihrer Brust. »Entweder, du holst kein Bier, oder ich komme mit.« Sie wollte kein Bier und auch nicht raus in die Dunkelheit. Der Hund schaute wieder auf und starrte sie bekümmert an, so als stimme er ihr aus tiefstem Herzen zu.

»Ihr lasst mich hier nicht alleine«, sagte Líf todernt. »Ich komme mit.« In diesem Moment wurden die weißen Wände bleicher und das gelbliche Mondlicht schwächer. Die einzige Wolke am Himmel hatte sich vor den Mond geschoben. Es war, wie eine Münze zu werfen – entweder Garðar blieb hier, oder die Frauen kamen mit. Wenn Líf darauf bestanden hätte, das Bier nicht zu holen, weil sie nicht alleine im Haus bleiben wollte, wäre Garðar bestimmt darauf eingegangen. Katrín war selbst schuld, dass sie zwei Alternativen zur Wahl gestellt hatte. Wenn man auf eine bestimmte Lösung hinauswollte, sollte man keine zwei vorschlagen.

Der Mondschein wirkte trüber, als sie draußen waren, obwohl die Wolke, die den Mond verdeckt hatte, verschwunden war. Zum Glück war der Fluss, in den Garðar das Bier gelegt hatte, nicht weit. Putti folgte ihnen träge, blieb stehen, um an die Hauswand zu pinkeln, und trottete

dann zu ihnen. Von der Terrasse zum Flussufer hatte sich ein unauffälliger, einigermaßen ebener Pfad gebildet, dem sie folgen konnten. In der Nacht würde es Frost geben, und sie stießen kleine Atemwölkchen aus. Die Stimmung war bedrückt, so als sei etwas Schlimmes – und doch Vorhersehbares – geschehen, etwas, von dem nur die Natur wusste.

Garðar machte einen müden Versuch, die Stimmung aufzulockern. »Wir machen einen Deal. Wenn ihr aufhört, über die Muscheln zu reden, schließe ich morgen die Klärgrube an, damit wir das Klo benutzen können.« In einer kleinen Kammer neben dem Vorraum hatte der Vorbesitzer eine Toilette und ein Waschbecken installiert, die noch nicht angeschlossen waren, so als hätte er auf den letzten Metern aufgegeben. Er hatte schon viel Arbeit investiert und einen grünen Plastikcontainer in eine Grube auf dem Grundstück eingebaut.

»Kein schlechtes Angebot, wenn du wüsstest, wie das geht, damit es auch funktioniert«, entgegnete Katrín. Sie hatte gesehen, wie Garðar vor der Klärgrube gestanden, sich am Kopf gekratzt und versucht hatte herauszufinden, wie die verschiedenen Rohre mit dem Container verbunden werden mussten. »Ich fürchte, wir müssen uns damit abfinden, weiter draußen zu pinkeln.« Im selben Moment, als sie das gesagt hatte, ärgerte sie sich schon wieder, nicht auf sein Angebot eingegangen zu sein. Vielleicht hätte er sich dann wirklich bemüht und das Ding angeschlossen. Es war keine schöne Vorstellung, nachts alleine rauszumüssen.

Garðar reagierte beleidigt, was auf gewisse Weise ein Zeichen für die allgemeine Stimmung war. Normalerweise regte er sich nicht so schnell auf. »Woher willst du denn wissen, ob ich so was kann?«

»Hör auf zu labern, hol das Bier und lass uns schnell wieder reingehen«, warf Líf ein, die an der Böschung oberhalb des Flussufers von einem Bein aufs andere trat, während Garðar sich vorsichtig nach unten tastete. Katrín stellte sich neben sie, Putti drängte sich dazwischen, um nichts zu verpassen. Er konnte sich nicht entscheiden, ob er Garðar folgen oder bei den Frauen bleiben sollte. Die Sicht war schlecht und das Flussufer vielleicht schon gefroren. Garðar versuchte, nicht ausrutschen und im eiskalten Wasser zu enden. Zu allem Überfluss hatte sich herausgestellt, dass sie kein Pflaster dabei hatten. Líf stieß Katrín grinsend an und rief

Garðar zu: »Wenn du ins Wasser fällst, haben wir wenigstens was zu lachen!«

»Ha, ha.« Er hatte den Fluss erreicht und wischte seine schmutzigen Hände an einem trockenen Grasbüschel ab, das über die Böschung hing. Dann wandte er sich dem schwarzen Wasser zu und suchte das Bier.

»Wollt ihr mich verarschen?«

»Wieso?« Katrín wunderte sich, dass seine Stimme schon wieder verärgert klang, konnte aber nur seinen Rücken und das fließende Wasser sehen.

»Das Bier ist nicht da.« Garðar schaute zu ihnen hoch. »Habt ihr es rausgeholt?«

Die Frauen wiesen das weit von sich. »Es muss da sein. Vielleicht hast du es ein Stück weiter oben oder unten in den Fluss gelegt«, sagte Katrín und folgte dem Flusslauf mit den Augen, sah aber nirgends die Umrisse einer weißen Plastiktüte unter der quiriligen Wasseroberfläche.

»Dann hat jemand anders es rausgeholt«, flüsterte Líf so, dass Garðar es hören konnte. »Glaubst du mir jetzt?« Sie packte Katrín fest am Arm. Putti spürte Lífs Nervosität und knurrte leise. Er drehte sich im Kreis und bellte einmal in die Dunkelheit zwischen dem Fluss und dem Haus. Katrín war alarmiert. »Komm wieder rauf, Garðar!« Sie traute sich nicht, sich umzudrehen. »Wir holen es morgen.« Ihr Arm schmerzte von Lífs Griff. »Na, komm schon.«

Garðar ging konzentriert flussabwärts. »Da ist die Tüte!« Triumphierend schaute er zu ihnen hoch, aber Katrín konnte von ihrem Standpunkt aus nichts sehen. »Sie ist abgetrieben. Ich hätte besser einen schwereren Stein draufgelegt.« Er blieb stehen, beugte sich über den Fluss und holte die triefnasse Tüte heraus. »Verdammt.« Garðar hielt die Tüte so weit wie möglich von sich, damit er nicht nass wurde. Als das Wasser herausgelaufen war, kam er zurück und hielt den Frauen die leere Tüte hin. »Ich gehe noch ein Stück am Fluss entlang und suche nach den Dosen.«

Katrín hätte am liebsten laut protestiert. Stattdessen nahm sie die Tüte und ließ sie zwischen Líf und sich auf den Boden fallen. Erst jetzt gab Líf ihren Arm frei, und Katrín konnte runter zu Garðar. »Ich komme mit. Du gehst nicht alleine. Was, wenn du ins Wasser fällst?« Während sie mit den Füßen Halt suchte, merkte sie, warum sich Garðar so langsam

die Böschung heruntergetastet hatte. Wasser sprühte hoch, und sie fühlte sich wie ein nasser Schwamm.

»Spinnt ihr?« Líf flüsterte nicht mehr und wartete nicht auf eine Antwort, sondern beeilte sich, runter zu Katrín zu kommen. Sie war so hektisch, dass nicht viel gefehlt hätte, und sie hätten beide das Gleichgewicht verloren. Aber Líf kümmerte sich nicht darum und sagte atemlos: »Lasst uns wieder reingehen! Das könnte eine Falle sein. Wenn jemand hier ist, dann hat er das Bier geholt, weil er wusste, dass wir wie blöd danach suchen würden.« Putti hörte auf zu knurren, als er merkte, dass Bewegung in die Gruppe gekommen war, und folgte den Frauen. Er beachtete den glatten Untergrund gar nicht, sprang einfach an ihnen vorbei, schnüffelte an der Böschung und fing wieder an zu knurren. »Da seht ihr's!« Líf fuchtelte mit den Händen und zeigte auf den Hund. »Er spürt, dass jemand hier ist. Seht ihr? Er hat an der Stelle geschnüffelt, wo das Bier war.«

»Er bellt doch die ganze Zeit, Líf. Sogar in der Stadt, ohne besonderen Grund«, erwiderte Garðar und trat ein Stück beiseite, um den Frauen an dem schmalen Flussufer Platz zu machen. »Wir gehen bis zum Strand und dann ein paar Meter daran entlang. Es passiert schon nichts, und wenn ihr seht, dass sich nicht hinter jedem Stein was Böses versteckt, beruhigt ihr euch auch wieder. Vielleicht lasst ihr mich dann endlich mit diesem Quatsch in Ruhe.« Putti starrte Garðar an und bellte. Schwer zu sagen, ob er ihm beipflichten oder widersprechen wollte.

Schweigend marschierten sie los, und erst als Katrín eine Dose erblickte, die an der Flussmündung gestrandet war, wurden sie wieder munterer. Sie beschleunigten ihre Schritte, und sogar Putti wedelte wieder fröhlich mit dem Schwanz. Triumphierend fischte Garðar die Dose aus dem Wasser, und sie spazierten entspannt weiter am Strand entlang. Der Meeresgeruch war erfrischend, und Putti lief munter vor ihnen her, machte eine Kehrtwende, rannte wieder zurück und wiederholte das ganze Spiel. Garðar war fröhlich und hochzufrieden, dass er mit dem Bier recht gehabt hatte, was sich scheinbar auf seine Beine übertrug, denn er hatte fast aufgehört zu humpeln. Er entdeckte als Erster die nächste Dose, die kurz hinter der Flussmündung in einem Tanghaufen lag, und steckte sie in seine Tasche. Die beiden nächsten lagen kurz dahinter, aber sie mussten noch ein Stück weitergehen, bevor sie die

fünfte fanden. Líf entdeckte sie, vergaß vor Freude für einen Moment ihre Angst und lief voraus, um die goldfarbene Dose, die im Mondschein glänzte, zu holen. Als sie sich übermütig mit der Dose in der Hand umdrehte, musste Katrín einfach lächeln – all ihre Sorgen waren mit dem kalten Wind aufs Meer hinausgeweht. In diesem Moment blieb Putti abrupt stehen und begann zu knurren. Katrín fand das Knurren anders als vorher, eindringlicher und angstvoller, als spüre der Hund etwas, das ihn bedrohte. Oder sie.

Katrín blieb stehen und hielt Garðar fest. Sie befahl Putti aufzuhören, und der Hund drängte sich winselnd an ihre Beine. Dann verstummte er. Erst knirschten nur die Kiesel unter Lífs Füßen, doch dann hörte Katrín ein leises Weinen, das unmöglich zu orten war. Sie packte Garðar noch fester und flüsterte: »Hast du das gehört?«

Líf war immer noch ein Stück von ihnen entfernt, aber nah genug, um zu merken, dass etwas nicht stimmte. Sie blieb stehen. »Hallo! Was ist los?«

»Komm zu uns, Líf. Bleib nicht stehen.« Garðar versuchte, ruhig zu wirken, aber Katrín merkte, dass er erstarrt war. Er musste das Geräusch auch gehört haben. »Komm schnell her.« Líf rührte sich nicht. Die Bierdose in ihrer Hand wirkte bizarr, so als befände sie sich im Sommer bei einem Festival. »Steh da nicht wie angegossen rum, beeil dich!«, rief Garðar, um Putti zu übertönen, der jetzt so laut bellte, wie sein kleiner Körper es zuließ. Das Weinen war bei dem ganzen Lärm nicht mehr zu hören.

Als Líf endlich reagierte und zu ihnen rannte, sah Katrín, warum Garðar so reagiert hatte – nicht wegen des leisen Weinens, sondern wegen des menschlichen Wesens, das an der Uferböschung stand, direkt hinter der Stelle, an der die erste Dose gelegen hatte. Katrín stockte der Atem. Trotz der nagenden Gewissheit, dass außer ihnen noch jemand in der Gegend war, hatten ihre letzten kleinen Zweifel ihre Angst bisher einigermaßen im Zaum gehalten. Aber jetzt gab es keinen Grund mehr für Zweifel. In der Dämmerung konnte Katrín nicht alles erkennen, aber sie sah, dass die Person ihren Kopf, der in einer Kapuze steckte, auf die Brust gesenkt hatte und die Arme hängen ließ. Katrín hatte noch nie jemanden so stehen sehen. Es sah aus wie eine Kapitulation vor der Ungerechtigkeit der Welt. Ihr war sofort klar, dass das Weinen von

diesem armen Wesen stammen musste. Aber warum stand es alleine dort oben und weinte? Die undeutlichen Konturen des Regenmantels machten es unmöglich zu erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war. Plötzlich bewegte sich das Wesen, und da merkte Katrín, dass es viel näher war, als sie zuerst gedacht hatte. »Um Gottes willen!« Sie krallte ihre Finger in Garðars Arm. »Es ist ein Kind!«

Garðar löste sich aus ihrem Griff, ging Líf entgegen, fasste sie an den Schultern und schob sie unsanft neben Katrín. Sie hatte immer noch die Bierdose in der Hand. »Wartet hier.« Ohne eine Antwort abzuwarten, rannte er, so schnell es auf dem losen Kies ging und ungeachtet seines verletzten Fußes, auf das Kind zu. Katrín konnte ihn nicht mehr zurückhalten und sah ihn auf die Uferböschung zuschießen. Doch als er sich dem Kind näherte, machte es auf dem Absatz kehrt und verschwand in der Dunkelheit. Und Garðar ihm nach. Die Schritte oberhalb des Strands wurden leiser, je weiter die Verfolgungsjagd von ihnen wegführte. Stattdessen war nur noch Lífs Wimmern zu hören. Putti war ungewöhnlich still und lag unterwürfig zwischen ihnen auf dem Bauch. Katrín schirmte ihren Mund mit den Händen ab und rief verzweifelt Garðars Namen. Der Wind trug ihre Rufe aufs Meer hinaus. »Komm!« Katrín ließ die Arme sinken. Es brachte nichts, sich die Kehle aus dem Hals zu schreien, ihnen blieb nichts anderes übrig, als am kalten Strand zu warten, bis Garðar zurückkäme. Auch wenn sie Kinder sehr mochte, hoffte sie inständig, dass er alleine wäre. Mit diesem Kind stimmte etwas nicht. Und es war nicht ihre Aufgabe, seine Probleme zu lösen.

10. Kapitel

Das Wetter verschlechterte sich, entgegen aller Vorhersagen. Freyr wunderte sich nicht darüber, da es in letzter Zeit ungewöhnlich mild gewesen war. Bevor er sich endgültig entschieden hatte, in die Westfjorde zu ziehen, hatte er sich viele Gedanken über das Wetter gemacht. Er war zwar nie ein großer Wintersportler gewesen, wusste aber, dass in Ísafjörður ein beliebtes Skigebiet war; seit dem Absturz der Krone fuhren seine Bekannten aus Reykjavík lieber dorthin, anstatt sich in den österreichischen oder italienischen Alpen zu vergnügen. Wegen der ungewöhnlich warmen Temperaturen hatten sie sich bisher noch nicht blicken lassen, obwohl ein Besuch geplant war, als Freyr im Herbst in die Westfjorde gezogen war. Er wusste nicht genau, ob er über den Aufschub des Besuchs enttäuscht oder erleichtert sein sollte. In der ersten Zeit nach dem Umzug hatte er sich auf seine Freunde gefreut, aber mit der Zeit wollte er immer weniger an sein altes Leben erinnert werden. Manche Dinge wollte er lieber vergessen, einige für immer. Die Gespräche mit seinen Bekannten aus Reykjavík waren immer mit unangenehmen Fragen über seine Zukunft verbunden. Schlimmstenfalls hatte er dabei Bilder von sich selbst vor Augen, auf denen er immer noch in dem ungemütlichen Einfamilienhaus in Ísafjörður saß und bis spät in die Nacht fernsah. Alleine.

Der Schneeregen peitschte mit voller Kraft gegen die Windschutzscheibe, und die Scheibenwischer konnten trotz hektischer Bewegungen nicht viel gegen ihn ausrichten. Freyr krallte sich am Lenkrad fest und lockerte seinen Griff erst ein wenig, als er die Stadtgrenze erreichte. Das Auto war alt und billig; Freyr hatte sich nach der Scheidung, bei der er Sara ihre gemeinsamen Ersparnisse überlassen hatte, kein anderes leisten können. Er hatte wieder ganz von vorne angefangen und würde mit der Zeit auch finanziell wieder auf die Beine kommen, während Sara wahrscheinlich nie mehr imstande wäre, Vollzeit zu arbeiten. Durch diese Übereinkunft war sie zumindest finanziell unabhängig, sie hatte es ohnehin schon schwer genug. Die einzige Bedingung, die er gestellt hatte, war, dass das Haus verkauft würde. Er wusste, dass es Sara nicht guttat, durch das leere Haus zu wandern, wo

sie ständig an Benni und ihr früheres Leben erinnert werden würde. Sara hatte eine schöne Wohnung in der Innenstadt gekauft, aber Freyr hatte kürzlich von einer besorgten Freundin gehört, Sara hätte vor, die Wohnung wieder zu verkaufen und eine andere in Ártúnsholt in der Nähe ihres alten Hauses zu kaufen – zweifellos, um die ewige Suche nach ihrem Sohn dort fortzuführen. Aber dazu konnte er nicht mehr viel sagen.

Die Diskussion im Radio ging zu Ende. Die ganze Fahrt über hatte er sich das frustrierende Gespräch mit einem Wirtschaftsexperten angehört, der sich in ziemlich düsteren Prognosen über die wirtschaftliche Entwicklung des Landes erging. Wenn die Diskussion aus Versehen mal in eine etwas positivere Richtung abdriftete, waren die Beteiligten so perplex, dass sie sich gegenseitig ins Wort fielen, um wieder in ihre ursprünglichen Bahnen zurückzugelangen. Freyr hatte keine Ahnung, warum er diese Weltuntergangsstimmung über sich ergehen ließ, schließlich gab es genug andere Radiosender. Aber jetzt war es zu spät, den Sender zu wechseln, denn das Krankenhaus lag um die nächste Ecke. Nachdem er ziellos am Fjord entlanggezockelt war, hatte er beschlossen, dorthin zu fahren. Er hatte gar nicht vorgehabt, im Krankenhaus zu landen, sondern nur eine Spritztour gemacht, um den Kopf frei zu kriegen. Das Fernsehprogramm hatte ihn nicht interessiert, und er wollte auch nicht früh ins Bett gehen und Gefahr laufen, mitten in der Nacht aufzuwachen und stundenlang grübelnd wach zu liegen. Die Fahrt am Fjord entlang hatte ihm geholfen, seine Gedanken zu sortieren. Dagnýs Unterlagen hatten ihn so erschüttert wie lange nichts mehr, und er befand sich erschreckend nah an dem Abgrund, den seine Exfrau bereits hinabgestürzt war. Abgesehen von den ersten Wochen nach Bennis Verschwinden hatte Freyr es bisher immer geschafft, die schlimmsten Gedanken nicht an sich heranzulassen. Er konnte nichts an den Tatsachen ändern, und Sara auch nicht. Das musste er sich immer ins Gedächtnis rufen, wenn er Gefahr lief, sich Vorhaltungen zu machen, dass er am Morgen von Bennis Verschwinden noch so lange im Büro geblieben war. Es hätte nichts geändert, wenn er eine Stunde früher zu Hause gewesen wäre. Nichts. Oder doch? Natürlich kamen ihm oft Zweifel, aber er drängte sie immer in die hinterste Ecke seines Gehirns und beschäftigte sich mit etwas anderem, ganz schnell, um nicht auf

dumme Gedanken zu kommen. Sara war das nicht gelungen, und er konnte es ihr nicht verdenken. Keiner wusste so gut wie er, wie schwer es war, solche bitteren Gedanken im Zaum zu halten, und Sara hatte sich noch nie gut beherrschen können. Anders als er. Jetzt hatte er es wieder mal geschafft, der Verzweiflung Herr zu werden, sich zu zwingen, das Problem anzugehen und zu lösen.

Die Frage, die sich ihm nun stellte, war allerdings sehr speziell: Warum erwähnte eine völlig fremde Frau aus Flateyri Benni in ihrem Abschiedsbrief? Die Antwort lag im Dunkeln, aber es gab immer eine Erklärung, wie merkwürdig die Dinge auch waren, und er musste diese Erklärung unbedingt finden. Deshalb hatte er beschlossen, zum Krankenhaus zu fahren, Dagnýs Unterlagen zu holen und sich sofort an die Arbeit zu machen. Er würde sich auf keinen Fall wieder vor den Fernseher setzen oder etwas anderes machen, nicht heute Abend, und bestimmt auch nicht an den folgenden Abenden.

Freyr zog seinen klatschnassen Mantel aus und überprüfte, ob Hallas Patientenakte eingegangen war. Er musste ihre Krankengeschichte für den Obduktionsbericht durchsehen, aber sämtliche Unterlagen wurden im Gesundheitszentrum ihres Heimatorts Flateyri aufbewahrt. Beim tagtäglichen Stress hatte er vergessen nachzuschauen, ob die Akte schon in Ísafjörður eingegangen war, was bei der kurzen Entfernung zwischen den beiden Orten eigentlich geschehen sein musste. Und so war es auch: Auf dem verlassenen Tisch der Sekretärin lag ein dicker Umschlag mit seinem Namen, den er einsteckte, nachdem er auf einem kleinen Zettel eine Nachricht hinterlassen hatte. Er wollte nicht zu allem Überfluss auch noch einen Anpiff von der cholerischen Sekretärin bekommen. Im Bürotrakt des Krankenhauses herrschte Grabesstille. Freyr war froh, dass er auf dem Weg zu seinem Arbeitszimmer niemandem begegnete, damit er sein Auftauchen spät abends nicht erklären musste. Zur Sicherheit machte er die Tür hinter sich zu. Als er sich schließlich an seinen Schreibtisch setzte, fühlte er sich wie ein Einbrecher.

Halla hatte ihr ganzes Leben lang am selben Ort gewohnt. Bis auf den Totenschein, der noch ausgestellt werden musste, begleitete der Bericht die Frau von der Wiege bis ins Grab. Falls sie jemals psychische Probleme gehabt hatte, mussten sie hier vermerkt sein, vorausgesetzt, ihre Ärzte waren darauf aufmerksam geworden. Freyr beschloss, jede

Seite sorgfältig zu lesen und nach einer Erklärung für ihren merkwürdigen Brief zu suchen. Vielleicht waren psychische Störungen etwa zu der Zeit von Bennis Verschwinden bei ihr aufgetreten, und die Berichterstattung in den Medien hatte sich mit ihren Wahnvorstellungen vermischt. So etwas geschah nicht selten. Außerdem fielen ihm die Worte ihres Mannes wieder ein, ihr verstärktes Interesse an Religion hätte vor drei Jahren eingesetzt. Das passte ebenfalls in diesen Zeitrahmen. Benni war vor etwa drei Jahren verschwunden.

Aber zwischen den endlosen Aufzählungen alltäglicher Wehwehchen und jährlicher Grippeimpfungen, den wichtigsten Eckdaten in Hallas Krankengeschichte, verbarg sich nichts Derartiges. Mit elf Jahren wurden ihr die Mandeln rausgenommen, einmal brach sie sich beim Skifahren den Arm, hatte drei normale Schwangerschaften und Geburten, eine Fehlgeburt, schnitt sich an einem Messer und so weiter. In den letzten fünf Jahren hatten ihre Arztbesuche zugenommen, immer wegen hohem Blutdruck und Cholesterinproblemen. Nichts, das man auch nur im Geringsten mit einer seelischen Krankheit in Verbindung bringen konnte. Der einzige Eintrag zu ihrem psychischen Befinden war mit dreizehn. Damals war ihre Mutter mit ihr zum Arzt gegangen, weil sie meinte, ihre Tochter verhalte sich seltsam, sei ängstlich und menschenscheu und ganz anders als sonst. Die Diagnose des Arztes lautete, die depressive Stimmung hänge mit der beginnenden Pubertät zusammen, und obwohl Freyr den Bericht mehrmals las, fand er nichts Falsches an dieser Beurteilung, außer dass so etwas heutzutage genauer beobachtet werden würde. Der Besuch hatte allerdings im selben Jahr und zu einer ähnlichen Zeit stattgefunden wie der Einbruch in der Schule, im Dezember 1953. Zur Sicherheit suchte Freyr aus dem Stapel mit Dagnýs Unterlagen den alten Polizeibericht heraus, und es stimmte, der Einbruch war Ende November desselben Jahres gewesen. Ein bemerkenswerter Zufall. Jemand brach in die Grundschule ein, und Halla hatte eine Depression, jemand brach in den Kindergarten ein, und Halla nahm sich das Leben. Kein eindeutiger Zusammenhang, aber dennoch etwas, das man verfolgen sollte.

Als Freyr in der Krankenakte nichts mehr fand, blätterte er noch einmal Dagnýs Papiere durch. Er stieß auf eine Zusammenstellung des Inhalts von Hallas Handtasche, die in der Kirche auf dem Boden gelegen hatte.

In der Tasche war nichts Ungewöhnliches: ein Kosmetiktäschchen, eine Geldbörse, eine kleine Haarbürste, eine Packung Ibufen, Kaugummi, Schlüssel und Handy. Aber bei dem Handy stand eine interessante Notiz. In dem Gerät waren jede Menge SMS mit demselben Text gespeichert: *Finde mich. Finde Benni*. Die Nummer des Absenders war unbekannt, und die letzten Mitteilungen im Posteingang waren drei Monate alt. Schwer zu sagen, ob der Absender seine Aktivitäten eingestellt hatte oder ob das Postfach einfach voll gewesen war. Freyr las die Notiz wieder und wieder und wurde immer ratloser – die beiden Worte klangen ganz ähnlich wie das, was Halla in ihrem Brief geschrieben hatte. Freyr spürte, wie sein Herz schneller schlug, als er den Namen seines Sohnes zum zweiten Mal in Verbindung mit dem Selbstmord sah. Er legte das Blatt beiseite und versuchte, die Nerven zu behalten.

Dann nahm er das alte Klassenfoto, das bei dem Einbruch zerkratzt worden war. Die Kinder standen in drei Reihen und starrten geradeaus, mit ziemlich verdutzten Gesichtern, so als hätte der Fotograf unangekündigt abgedrückt. Die Gesichter der Kinder, die der Täter zerkratzt hatte, sah man natürlich nicht, aber sie hatten wahrscheinlich auch nicht vergnügter ausgesehen als ihre Klassenkameraden. Die meisten Kinder trugen ihre besten Kleider, die Jungen Hemden und Krawatten und die Mädchen Röcke und schicke Pullover mit Knopfreihen. Die einzige Ausnahme war ein kleiner Junge, der am Rand der mittleren Reihe stand. Er war weder besonders ausstaffiert, noch machte er ein verwundertes Gesicht. Er wirkte nur furchtbar traurig, seine großen, dunklen Augen schauten nicht in die Kamera, sondern von der Gruppe weg. Zudem stand er ein wenig abseits, nicht Schulter an Schulter wie die anderen, was Freyrs Eindruck verstärkte, dass er entweder neu in der Klasse oder aus anderen Gründen nicht integriert war. Seine Kleidung sah unordentlich aus, die Hose war zu kurz und der Pulli abgetragen und schmutzig. Wieder ärgerte sich Freyr darüber, nur eine Kopie in der Hand zu haben, auf der die Namen der Kinder unter dem Foto unleserlich waren. Er hatte nur die Liste mit den Namen der Schüler, die der Einbrecher auf dem Foto unkenntlich gemacht hatte. Freyr hätte gerne gewusst, wer noch in der Klasse gewesen war, in der Hoffnung, dass einige noch in Ísafjörður wohnten. Vielleicht konnte ein ehemaliger Schüler ihm Dinge erzählen, die nicht in den Polizeiberichten

standen. Womöglich hatten die Kinder gewusst, wer der Täter war, es der Polizei und der Schule aber nicht gesagt.

Freyr lehnte sich im Stuhl zurück und musterte die verwirrenden Papiere, die ihn noch ratloser machten. Die Erklärung war vielleicht einfach, dass es keine Erklärung gab. Aber er durfte nicht so schnell aufgeben. Wenn er jetzt das Handtuch warf, würde die Geschichte ihn wie ein Albtraum verfolgen. Er sah, dass es schon zu spät war, um Dagný anzurufen.

Vielleicht hatte sie noch mehr Informationen über den Fall und ihm nicht alle Unterlagen gegeben. Und sie hatte das Originalklassenfoto, auf dem die Namen der Schüler standen. Freyr beschloss, ihr eine E-Mail zu schicken, die sie morgen früh vorfinden würde.

Als er den Computer einschaltete, knarrte es laut an der Bürotür, und er schaute auf. Die Tür ging langsam auf, so als hätte der Besucher keine Hand frei und die Tür mit der Schulter aufgestoßen. Doch bevor sie weit genug auf war, um jemanden hereinzulassen, blieb sie stehen.

»Hallo?« Freyr saß reglos auf seinem Stuhl. »Wer ist da?«

Keine Antwort. Nur das Knistern der defekten Neonlampe draußen im Flur. »Hallo?«

Irritiert stand Freyr auf und öffnete die Tür. Draußen war niemand zu sehen. Er blickte durch den Flur. Nichts. Wahrscheinlich hatte er die Tür vorhin nicht richtig zugemacht. Er zuckte die Achseln, zog die Tür wieder zu und ruckelte dabei am Griff, um sich zu vergewissern, dass das Schloss eingeschnappt war. Dann setzte er sich an den Computer und rief sein Mailprogramm auf. Dort wartete eine Mail seines Kollegen aus dem Landeskrankenhaus. Im Betreff stand der Name Halla, und Freyr klickte sie neugierig an. Das Anliegen war allerdings ziemlich profan. Der Absender war ein Arzt aus der Pathologie, der Hallas Obduktion durchführen sollte. Er bat Freyr, ihm mitzuteilen, wohin er seinen Bericht schicken solle, und wollte wissen, ob Freyr ihm Informationen über Psychopharmaka oder andere Medikamente, die Halla eingenommen hatte, zukommen lassen könne – er schien davon auszugehen, dass sie wegen psychischer Störungen in Behandlung gewesen war. Dann fragte er noch, ob Freyr einen ausführlichen Krankenbericht zusammenstellen würde, vor allem bezüglich der Narbenbildung auf dem Rücken der Frau. Freyr runzelte die Stirn, nahm die Krankenakte und suchte darin nach Einträgen über Verletzungen, die

Narben auf dem Rücken hinterlassen haben könnten. Aber er fand keine. Kein Unfall, keine Krankheit oder sonst etwas. Freyr schrieb dem Mann zurück und teilte ihm mit, er verfüge über die Unterlagen und werde den Bericht schnell zusammenstellen. Nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu, er werde ihn voraussichtlich morgen früh anrufen. Es war einfacher, direkt mit dem Mann über die Narben zu reden und ihm zu sagen, dass Halla nur Bluthochdruck- und Cholesterin-Medikamente eingenommen hatte.

Bevor Freyr das Mailprogramm zumachte, klickte er noch eine Mail von Sara an. Im ersten Moment hatte er damit bis morgen früh warten wollen, aber dann beschlossen, Unangenehmes lieber nicht aufzuschieben. Als er den kurzen Text gelesen hatte, bereute er es. Sara war immer noch beim selben Thema und bat ihn, sie anzurufen, da sie ihn nicht wieder auf der Arbeit stören wolle. Sie müsse dringend mit ihm reden, sie hätte das Gefühl, dass Benni ihn heimsuchen würde und auf dieses Ereignis müsse sie ihn vorbereiten. Freyr seufzte. Sara hatte schon öfter behauptet, Benni zu sehen und zu hören, und bei allen Schwierigkeiten, die sie hatten, fiel ihm der Umgang mit diesen Sinnestäuschungen am schwersten. Er kam zwar mit den Problemen seiner Patienten zurecht, aber wenn seine Exfrau dieselben Verhaltensweisen an den Tag legte, war das eine ganz andere Sache. Er machte das Mailprogramm zu, fest entschlossen, sie weder heute Abend noch morgen früh anzurufen. Im Lauf der Woche würde Sara die Geschichte wieder vergessen und andere Phantasien entwickeln. Freyr zuckte zusammen, als er die Türklinke klickte. Wieder ging die Tür langsam auf, blieb aber, nachdem sie sich einen Spalt geöffnet hatte, stehen. Das Knacken der Neonlampe drang in den Raum und schien lauter geworden zu sein.

»Hallo?« Freyr beugte sich über den Schreibtisch und schaute durch den Türspalt. Im Flur blinkte nur die defekte Deckenlampe. »Hallo?« Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken, als eine vertraute Stimme eine Antwort flüsterte. Eine Stimme, die stets Lebendigkeit, Sanftheit und Fröhlichkeit ausgestrahlt hatte, aber jetzt kalt und tot klang. Eine Stimme, die so nah wirkte und gleichzeitig so unendlich weit entfernt.

»Papa.«

11. Kapitel

Der Schneeregen ließ nicht nach. Durchs Schlafzimmerfenster im Obergeschoss hatten sie gesehen, wie die Schlechtwetterfront aus südlicher Richtung übers Meer gezogen war. Es sah aus wie ein schwarzer Vorhang, den der schwache Mondschein kaum durchdrang. Vor dem Vorhang war der Himmel sternenklar, und dahinter war es stockfinster. Kurz bevor der Graupel gegen das Haus klatschte, wurde das bisschen Licht, das von draußen ins Zimmer geschienen war, ausgelöscht, und ihre Augen brauchten eine Weile, um sich an die völlige Dunkelheit zu gewöhnen. Jetzt sahen sie nur noch das Fenster, den Schneeregen, der gegen die Scheibe prasselte, und ihre eigenen Konturen. Sie lagen so dicht beieinander, dass sie die Nähe der anderen spüren konnten. Was gut war.

»Ich kann bestimmt nicht einschlafen«, murmelte Líf durch den dicken Schlafsack, den sie sich über den Kopf gezogen hatte. »Warum sind wir nur hergekommen?«

Katrín antwortete nicht – es hätte ohnehin nur Ärger gegeben, Líf daran zu erinnern, dass Garðar und sie für diesen Schwachsinn verantwortlich waren. Garðar blieb ebenfalls still, und Katrín hoffte, dass er nicht eingeschlafen war. Es wäre nur fair, wenn er als Letzter ins Reich der Träume glitt, denn die abendlichen Ereignisse setzten Katrín und Líf wesentlich mehr zu als ihm. Katrín stieß ihn mit dem Ellbogen an und war erleichtert, als er sich beschwerte. Dann war er wenigstens noch wach. Der Schneeregen peitschte immer kräftiger gegen die Scheibe, und ein kühler Luftzug drang durch das undichte Fenster.

»Weiß jemand, ob der Ofen noch warm ist?«, fragte Katrín und wollte nur eine Antwort hören: dass er noch warm war und das Brennholz für die ganze Nacht reichen würde. Keiner wollte runtergehen und Holz nachlegen. Wobei Katrín eindeutig die beste Position hatte: Putti lag auf ihren Beinen und hielt ihre Füße schön warm.

»Ich glaube schon.« Garðars Stimme klang gefährlich schläfrig. »Aber bestimmt nicht mehr lange.«

»Dann erfrieren wir eben. Ich will lieber in der Kälte krepieren, als von einem durchgeknallten Kind, das im Wahn durch die Gegend irrt, abgestochen zu werden«, sagte Líf und steckte ihren Kopf aus dem

Schlafsack, damit es auch jeder mitbekam. »Das Schloss an der Haustür ist ein Witz.«

»Die Schlösser sind völlig okay, sowohl an der Haustür als auch am Hintereingang. Wer da reinwill, muss schon die Tür aufbrechen.« Garðar klang nicht besonders überzeugend. Mit entschlossenerer Stimme fügte er hinzu: »Außerdem versucht dieses seltsame Kind nicht hier reinzukommen. Ich weiß zwar nicht, wo es hingelaufen ist, aber wenn es nicht in einem der Häuser ist, kommt es draußen um.«

»Sag so was nicht.« Katrín war völlig schleierhaft, was es mit der Anwesenheit des Kindes an diesem entlegenen Ort auf sich hatte, hoffte aber, dass es in Begleitung Erwachsener war. Auch wenn sie es nur aus einiger Entfernung und ganz kurz gesehen hatte, war sie sich sicher, dass es nicht ganz richtig im Kopf war. Die Vorstellung, dass ein krankes Kind auf unerklärliche Weise in ein verlassenes Dorf gekommen war und nun ohne ein Dach über dem Kopf draußen herumirrte, war alles andere als angenehm. »Und ihr meint, es bringt nichts, nach dem Jungen zu suchen?«

»Meinst du, dass es ein Junge ist? Ich bin mir da nicht so sicher, und ich habe das Kind ziemlich lange verfolgt.« Garðar gähnte. »Aber ob es nun ein Mädchen oder ein Junge ist, ich gehe jedenfalls bei diesem Wetter nicht raus und suche nach ihm. Das Kind will nichts mit uns zu tun haben und wird schon irgendwo reinkommen, wenn ihm kalt ist. Es ist bestimmt nicht zu schwach, um die Spanplatten von einem der Fenster zu reißen.«

Líf hatte sich den Schlafsack wieder über den Kopf gezogen und musste lauter sprechen, damit die anderen sie hörten. »Komm bloß nicht auf die Idee, dieses Kind zu bemitleiden, Katrín. Ist mir völlig egal, ob du Lehrerin bist oder nicht, das ist ein Befehl!«

Manchmal machte man das Leben mit Befehlen und Verboten einfacher, und dies war ein solcher Moment. Katrín gehorchte Líf und zügelte ihre Emotionen, die auf und ab wogten wie die Wellen auf See. Jetzt musste Líf ihr nur noch verbieten, Angst zu haben, dann wäre alles in Ordnung. Katrín schloss die Augen, und zum ersten Mal, seit sie sich hingelegt hatten, hielt sie es für möglich einzuschlafen.

Im selben Moment zuckte Putti zusammen und knurrte leise. Katríns Zehen zitterten im Takt mit dem Brustkorb des Hundes. Sie musste sich

einfach aufsetzen, obwohl es so dunkel im Raum war, dass sie überhaupt nichts sehen konnte. »Warum knurrt er? Habt ihr was gehört?«

Líf vergrub sich noch tiefer im Schlafsack und stieß einen leisen Schrei aus, der durch die Daunen gedämpft wurde. Garðar stöhnte. »Dieser Hund ist hoffnungslos. Er knurrt nur, weil er was fressen will. Oder pinkeln muss. Er hat bisher auch immer ohne besonderen Anlass geknurrt.« Zur Verteidigung von Puttis Ehre knarrte der Holzboden im Erdgeschoss laut. Sie kannten das Geräusch schon, es stammte von einer losen Diele in der Küche. Sofort wurde Garðar wachsam und setzte sich ebenfalls auf. »Was zum Teufel ...« Líf stieß in den Tiefen ihres Schlafsacks wieder einen Laut aus.

Katrín packte Garðars Arm. »Kann sich das Holz bei dem Wetter bewegen?« Sie hörte selbst, wie weinerlich ihre Stimme klang, aber es war ihr egal. »Wir hätten doch gehört, wenn jemand reingekommen wäre, oder?«

Garðar ging nicht auf ihre Fragen ein und sagte: »Wo ist die Taschenlampe?« Er tastete auf dem Boden neben den Isomatten herum und fand die Lampe. »Das ist doch wirklich ...« Er schälte sich aus seinem Schlafsack und suchte nach seinen Klamotten. »Ich gehe mal runter. Es ist bestimmt nichts, aber dann kann ich auch gleich Brennholz nachlegen. Ich traue den Temperaturen hier drinnen nicht, wenn das Wetter so bleibt.« Den Geräuschen nach zu urteilen, brauchte er ziemlich lange, um noch etwas über seine dicken Schlafklamotten zu ziehen.

Puttis Knurren war zu einem erbärmlichen Winseln geworden, so als gefalle ihm Garðars Vorhaben ebenso wenig wie Katrín. Líf schwieg und lag reglos in ihrem Schlafsack, so still, dass man meinen konnte, sie sei ohnmächtig geworden. Katrín hätte es ihr am liebsten gleichgetan, sich in ihrem Schlafsack vergraben, die Augen zugemacht und die Minuten gezählt, bis die Nacht vorüber war. Aber sie konnte nicht. Die Vorstellung, in der Dunkelheit zu liegen und nur noch Líf und Putti zu haben, falls Garðar nicht zurückkäme, war noch schlimmer, als mit ihm runterzugehen und Gefahr zu laufen, dem Kind zu begegnen. Was konnte denn schon passieren? Kinder hatten ihr bisher keine Angst eingejagt, und es gab keinen Grund, hysterisch zu sein. Sie stand auf und schubste Putti dabei an. Daraufhin war nur noch sein Hecheln zu hören. »Kannst du mal die Taschenlampe einschalten? Ich finde meinen Pulli

nicht«, sagte Katrín und war erleichtert, dass sie so ruhig wirkte. »Ich helfe dir mit dem Kaminofen.« Der Boden unter ihren nackten Füßen war eiskalt.

Garðar widersprach nicht und war offenbar froh über die Gesellschaft. Der helle Schein der Taschenlampe erfüllte das Zimmer, und sie mussten sich einen Moment lang an das Licht gewöhnen. Katrín schlüpfte in ihren Pulli und ihre Hausschuhe, und als die Kälte unter ihren Füßen nachließ und sie endlich etwas sehen konnte, fasste sie Mut. »Ich bin fertig.« Putti stand ganz dicht bei ihr und drängte sich an ihre Beine. Das war seine Art, ihr zu signalisieren, dass er ebenfalls bereit war. Katrín blickte auf die längliche Erhebung auf dem Fußboden. »Du wartest hier, Líf, wir sind gleich wieder zurück. Wir haben die Taschenlampe dabei, es kann nichts passieren.« Wie eine Taschenlampe, selbst eine starke, sie vor Gefahren schützen sollte, war zwar völlig unklar, aber Líf fragte nicht nach und zeigte auch keine Reaktion. Katrín zuckte nur mit den Schultern und folgte Garðar zum Treppenabsatz.

Trotz Taschenlampe mussten sie sich vorsichtig die steile Treppe ins Erdgeschoss hinuntertasten. Dort war der Schein der Lampe weniger intensiv als oben in dem kleinen Zimmer. Der Lichtkegel warf lange Schatten, die im Gleichklang mit Garðars schnellen Handbewegungen über die Wände huschten. Alles im Haus schien in Bewegung zu sein, und Katrín hielt sich dicht hinter Garðar, um das unheimliche Gefühl, das sie überkommen hatte, nicht überhandnehmen zu lassen.

»Hier ist niemand«, sagte Garðar in der Tür zur Stube. Der Lichtstrahl spiegelte sich im gegenüberliegenden Fenster, er wurde geblendet und hielt sich die Hand vor die Augen. »Ich checke mal die Haustür, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass das Geräusch vom Wetter war.« Er ließ Katrín neben sich in die Tür treten, damit sie sehen konnte, dass niemand in der Stube war, achtete aber darauf, die Taschenlampe nicht noch mal auf die Fensterscheibe zu richten. »Das ist doch alles Einbildung.« Der Sturm, der zwischenzeitlich etwas nachgelassen hatte, bäumte sich noch einmal auf. Das Haus knarzte, und Katrín zog instinktiv ihre Strickjacke fester zu.

»Lass uns nach der Haustür sehen und dann Brennholz nachlegen. Mir ist scheißkalt, ich kann's kaum erwarten, wieder nach oben zu kommen.« Sie warf einen Blick auf den Hund, der zitternd und mit eingeklemmtem

Schwanz zwischen ihnen stand. »Guck mal, der arme Putti. Der erfriert gleich.«

Garðar schaute den Hund an und schnitt eine Grimasse, die in dem merkwürdigen Licht der Taschenlampe noch übertriebener wirkte. Er sah aus wie ein Schauspieler in einem Stummfilm, der einen sehr erstaunten Mann mimte. »Er scheint eher Angst zu haben als zu frieren.« Garðar beugte sich hinunter und wollte dem Hund über den Kopf streichen, aber Putti duckte sich und wich ihm aus. »Er ist total verängstigt.« Garðar richtete sich wieder auf. »Der Arme ist solches Wetter nicht gewöhnt. Zu Hause merkt er gar nichts davon, wenn es richtig stürmt.«

Katrín hoffte, dass Garðar recht hatte. Die andere Möglichkeit war, dass er die Nähe eines fremden Menschen witterte. »Vielleicht muss er mal.« Katrín wollte zur Abwechslung auch mal eine normale Erklärung beisteuern.

»Dann hat er Pech.« Garðar richtete die Taschenlampe auf den Boden und beleuchtete den Weg zum Eingang. »Bei dem Wetter geht der nicht raus, dann muss er eben ins Haus pinkeln.« Garðar ging langsam weiter. Sie hatten an der Wand im Flur alle möglichen Baumaterialien aufgestapelt, und er beleuchtete sämtliche Stellen, an denen sich ein Kind verstecken könnte. Es dauerte ewig, aber Katrín war jedes Mal erleichtert, wenn sie nichts fanden. Als sie bei der Tür angekommen waren und diese sich als verschlossen herausstellte, entspannte sie sich noch mehr.

»Hab ich doch gesagt.« Garðar ruckelte zur Sicherheit an der Klinke und richtete die Taschenlampe dann auf den Boden. »Was zum Teufel ist das denn?« Er stand mitten in einer Pfütze. »Hat der verdammte Köter hier hingepisst?«

Putti hatte sich die ganze Zeit dicht neben Katrín gehalten und war ihr wie ein Schatten gefolgt. »Nein, er ist nicht von meiner Seite gewichen, das ist nicht von ihm.«

Garðar hockte sich auf die Fersen und inspizierte die Pfütze. »Nee, das ist nur Wasser.« Er beleuchtete den Boden des Flurs, der zur Küche führte. Dort glitzerten mehrere Pfützen auf. Garðar stand so schnell wieder auf, dass Katrín ihm gerade noch ausweichen konnte. »Um Gottes willen.« Seine Stimme war nur noch ein Flüstern, und Katríns Herz schlug wie wild. Putti spürte, dass etwas in der Luft lag, und

winselte.

»Was ist das?«, flüsterte Katrín. Am liebsten hätte sie die Augen zugemacht, sich an Garðar gehängt und sich von ihm weiterführen lassen, am besten direkt nach oben zu ihrem Schlafsack. Von Líf war kein Mucks zu hören, und Katrín beneidete sie zutiefst, nicht mit runtergekommen zu sein.

»Das sind Fußspuren. Jemand ist reingekommen«, sagte Garðar und stellte das Licht der Taschenlampe etwas schwächer. »Sie führen in die Küche.« Den letzten Satz sprach er so leise, dass Katrín ihn gerade noch verstehen konnte.

»Lass uns raufgehen.« Sie zog an Garðars Ärmel, obwohl sie genau wusste, dass er nie auf sie hören würde, zumal es Unsinn war raufzugehen, wenn sich ein Fremder im Erdgeschoss aufhielt. Damit würden sie nicht verhindern, dass er raufkommen würde, wenn er wollte.

»Was sollen wir machen, wenn jemand in der Küche ist?«

Garðar hätte bestimmt geantwortet, wenn die Küchendiele nicht erneut geknarrt hätte. Katrín erschrak so sehr, dass die Luft aus ihren Lungen entwich und sie ihr Gesicht in Garðars Fleecepulli verbarg. Sie spürte, dass jeder Muskel seines Rückens angespannt war und sein Herz genauso schnell schlug wie ihres.

»Wer ist da?« Garðars tiefe Stimme klang trotz allem bestimmt und furchtlos. »Bitte zeig dich, du kannst hier unterschlüpfen, aber wir wollen nicht, dass du heimlich im Haus bist.«

Keine Antwort. Die Stille im Flur war schwer und erdrückend, wie in einem tiefen Loch. Trotzdem hätte sich Katrín gerne die Ohren zugehalten – wenn es noch einmal knarrte, würde sie sich die Seele aus dem Leib brüllen. Plötzlich wurde die Stille durchbrochen, aber aus einer ganz anderen Richtung. Líf hatte Garðar gehört und rief etwas Unverständliches. Das riss sie aus ihrem Bann, und Garðar ging zielstrebig durch den Flur. »Bitte zeig dich!«, rief er. Wieder keine Antwort.

»Was, wenn er ein Messer dabei hat?«, wisperte Katrín Garðar ins Ohr. Sie stand dicht hinter ihm und krallte sich an ihm fest. Entweder musste sie ihm folgen oder zurückbleiben, aber sie wollte unter keinen Umständen alleine in der Dunkelheit stehen. »Das Brotmesser und das Fleischmesser liegen noch auf dem Tisch.«

Garðar antwortete nicht und ging mit entschlossenen Schritten weiter. Als er plötzlich stehen blieb, merkte Katrín, dass sie schon vor der Küchentür standen. Sollte sie die Augen aufmachen oder weiter geschlossen halten? Ein erneutes Knarren des Fußbodens nahm ihr die Entscheidung ab, und sie kniff die Augen noch fester zu. Das Geräusch kam eindeutig aus der Küche, und das Einzige, was sie davon trennte, war die alte, abgenutzte Türplatte. Vielleicht ging die Person gerade mit erhobenen Messern auf die Tür zu. Katrín musste sich zwingen weiterzuatmen. Putti knurrte leise, aber wütend.

»Nicht aufmachen«, flüsterte Katrín in die leicht geriffelte Rückseite von Garðars Fleecepulli, als sie spürte, wie sich sein rechter Arm auf die Tür zubewegte. Es knarrte wieder, doch bevor das langgezogene, gespenstische Geräusch ganz zu Ende war, brach es mittendrin ab, und die Türangeln quietschten.

Garðar sagte nichts, und Katrín traute sich nicht, ihn zu fragen, was er sehe. Dann machte er zwei Schritte, und sie spürte die Türschwelle unter ihren Füßen. »Was zum Teufel ist hier los?«, tönte Garðar verblüfft und zornig, aber nicht ängstlich.

»Was?«, ächzte Katrín. Sie wollte die Antwort gar nicht hören.

Vielleicht hatte der ungebetene Gast sich selbst mit dem Messer verletzt.

»Hier ist niemand.« Garðar trat so schnell in die Küche, dass Katrín von ihm losgerissen wurde und auf der Türschwelle zurückblieb. Sie öffnete die Augen einen Spalt und sah, dass er den einzigen Schrank aufriss, in den ein Mensch passen würde, aber ihm fiel nur ein Besenstiel entgegen.

Dann drehte er sich zum Fenster, das geschlossen und von innen verriegelt war. »Was zum Teufel ist hier passiert? Hast du das Knarren gehört, bevor ich die Tür aufgemacht habe? Hier war jemand drin!«

»Ja.« Katrín schlang die Arme um ihren kalten Oberkörper, da sie Garðars Wärme nicht mehr spürte. Verwirrt versuchte sie, die Dinge zu begreifen. Sie betrat die Küche und merkte, dass Putti ihr nicht folgte. Er blieb auf der Türschwelle stehen, winzig und bemitleidenswert. Er zitterte am ganzen Körper, und sein kurzes, braunes Fell vibrierte. Katrín beugte sich zu ihm hinunter und versuchte, ihn zu sich zu locken, aber der Hund wollte nicht. Sie richtete sich wieder auf und drehte sich zu Garðar. »Kann das eine Ratte gewesen sein?«

»Klang eher wie ein Elefant. Bei einem so kleinen Tier knarren die

Dielen nicht so laut. Sogar Putti läuft völlig geräuschlos hier rum. Er ist zwar winzig, aber ich möchte mal eine Ratte sehen, die an ihn heranreicht.« Trotzdem zog Garðar jede einzelne Schublade in der Küche auf und leuchtete hinein. »Ich weiß nicht, wo hier eine Ratte sein sollte.« Er kniete sich mit einem Bein hin und leuchtete unter den Schrank, in den Kaminofen und durch die gesamte Küche. Auf dem Boden glitzerte wieder eine ebensolche Pfütze wie im Flur auf. »Das gibt's doch nicht!« Garðar stand auf und ging zu der Stelle. »Das war doch vorher nicht so, oder?«

Katrín trat zu ihm und starrte auf den schwarzen Fleck, der sich stark vergrößert hatte. »Sind das Feuchtigkeitsschäden? Das ist vielleicht die Erklärung für die Pfützen. Ist vielleicht nur Zufall, dass sie aussehen wie Fußspuren.«

Garðar kniete sich wieder hin und beleuchtete die Ränder des Flecks.

»Sieht aus wie Schimmel.« Er stand auf. »Der Fleck ist eher grün als schwarz, aber ich bin kein Experte für Feuchtigkeitsschäden.« Er schnupperte. »Es riecht aber nicht nach Schimmel, eher nach Meer.«

Nun bückte sich Katrín und inspizierte die nassen Fußspuren auf dem Boden. Sie atmete konzentriert durch die Nase ein und roch etwas, das an Strand erinnerte. »Die Pfützen riechen nach Meer, Garðar. Das ist bestimmt Meerwasser, das dringt nicht von außen ins Haus.«

Garðar ging zu ihr, roch ebenfalls an der Pfütze, steckte auch noch einen Finger hinein und leckte ihn ab, bevor Katrín ihn davon abhalten konnte. Dann spuckte er auf den Boden und stieß Putti weg, der gerade das Wasser auflecken wollte.

»Es ist Meerwasser.« Das Licht der Taschenlampe flackerte, als Garðar wieder aufstand. »Das kapiere ich nicht, jemand muss hier reingekommen sein. Aber wie?«

Katrín wollte die nassen Fußspuren nicht länger anschauen und ließ ihren Blick zum Küchentisch schweifen, an dem sie vorm Schlafengehen heißen Kakao getrunken hatten. Der braune Kreis von Lífs Tasse, aus der Kakao geschwappt war, befand sich noch an derselben Stelle. Aber auf dem Tisch war noch etwas anderes. Eine Tageszeitung, die bei näherem Hinsehen etwas überdeckte.

»Garðar.« Katrín blieb wie angewurzelt stehen und wunderte sich, dass sie überhaupt etwas herausbrachte. »Garðar«, wiederholte sie. »Warum

sind die Kreuze wieder hier?«

Bevor er antworten konnte, brach ein Holzscheit im Kaminofen knackend entzwei, und sie zuckten zusammen. Garðar richtete die Taschenlampe mit zitternder Hand auf den Ofen, und der zuckende Lichtschein umspielte den schwarzen Stahl.

»Mein Gott, hab ich mich erschrocken«, seufzte Katrín und rang nach Atem, als ein kleiner, zerbissener Ball, den Líf für Putti mitgenommen hatte, unter dem Kaminofen hervorrollte. Sie stürzte wieder zu Garðar. Durch seinen Pullover spürte sie sein Herz genauso schnell hämmern wie ihres. »Was ist da drunter?« Putti war in eine Ecke zurückgewichen, starrte das Spielzeug an und knurrte leise. Normalerweise freute er sich über den Ball.

»Der Boden hat sich nur bewegt, als das Holzscheit im Kamin zusammengefallen ist«, sagte Garðar. Er hatte selten so wenig überzeugend geklungen. »Lass mich los, damit ich unter den Ofen schauen kann. Nur zur Sicherheit. Da kann nichts Lebendiges drunter sein, das ist viel zu heiß.« Katrín gehorchte, obwohl sie sich überwinden musste, ihre verkrampften Finger zu lösen. Garðar legte den Kopf fast auf den Fußboden, um unter den Kaminofen schauen zu können. »Da ist nichts, aber komisch, dass der Boden nach hinten abfällt und nicht nach vorne.« Er stand wieder auf und wischte sich die Hände an den Hosenbeinen ab.

»Ich muss rauf«, sagte Katrín mit zitternder Stimme. »Ich kann nicht mehr.« Sie rief zaghaft nach Putti, der zögerlich zu ihnen kam. »Bitte, komm!« Garðar machte den Mund auf, sagte dann aber doch nichts. Anscheinend wollte er genauso wenig unten bleiben wie sie. Von oben hörten sie Líf rufen, was los sei.

»Wir kommen!« Katríns Stimme war viel zu brüchig, um weit zu tragen, aber da Líf nichts entgegnete, musste sie sie gehört haben.

Garðar ließ den Schein der Taschenlampe mehrmals durch den Raum schweifen, bis er endlich überzeugt war, dass sich dort nichts verbarg. Dann drehte er sich zu Katrín und ließ sie vor sich her zur Tür gehen. Er dirigierte sie in den Flur und zur Treppe. »Geh rauf, ich warte so lange hier.« Katrín hatte keine Kraft mehr zu fragen, warum er unten warten wollte. »Halt dich am Geländer fest, ich brauche das Licht hier unten. Ich will nur sicher sein, dass uns niemand auflauert.« Das reichte. Katrín

eilte nach oben ins Dunkle. Als nur noch eine Stufe vor ihr lag, roch sie etwas Merkwürdiges und verlangsamte ihren Schritt. Sie sah nichts, außer dem konturlosen, menschenleeren Flur. Natürlich war das Einbildung, aber sie spürte, wie sich die Haare auf ihren Armen aufrichteten, als sie den letzten Schritt gemacht hatte und den Flur betrat. Bevor ihr klar wurde, was passierte, wurde die Tür neben dem Treppenabsatz mit voller Wucht aufgestoßen. Der Schlag traf sie und katapultierte sie nach hinten. Sie merkte, dass sie das Gleichgewicht verlor, und die Stufen verschwammen unter ihren Füßen.

12. Kapitel

Der Sturm war in der Nacht über Ísafjörður hinweggefegt und nach Norden zu den verlassenen Siedlungen in den Jökulfjorden gezogen. Freyr konnte fast auf die Minute genau sagen, wann sich der Wind gelegt hatte, denn er hatte kein Auge zugemacht. Erst hatte ihn das ständige Trommeln des Schneeregens gegen das Schlafzimmerfenster daran gehindert, bis er sich die Stöpsel seines iPods in die Ohren gesteckt und sich der Musik überlassen hatte, um nicht verrückt zu werden. Ihm war klar, dass er kurz davor war, den Boden unter den Füßen zu verlieren, dass er ihn nach den üblichen Diagnosen, die er auf seine Patienten anwandte, sogar schon verloren hatte. Er hörte Stimmen und hatte Wahnvorstellungen, die nicht mit der realen Welt übereinstimmten, und davor hatte er sich immer gefürchtet. Was für eine Ironie des Schicksals, wenn man bedachte, dass er Sara verlassen hatte, um dem womöglich Unumgänglichen zu entfliehen. Vielleicht hatte er sich nicht früh genug von ihr getrennt, und der Keim der Krankheit hatte bereits Wurzeln geschlagen, als er seine Sachen gepackt hatte. Im Grunde wunderte er sich gar nicht so sehr über die Entwicklung der Dinge, vielmehr überraschte ihn, wie real ihm das Irreale vorkam. Jetzt verstand er die Patienten, die vor ihm gesessen und ohne mit der Wimper zu zucken die unglaublichsten Dinge erzählt hatten, vollkommen überzeugt, dass diese Wahnvorstellungen wirklich waren. Er hatte immer geglaubt, dass die Leute solche Halluzinationen wie im Rausch erlebten, wie eine dickflüssige Wirklichkeit, die man leicht von der Normalität abgrenzen konnte – zumindest im Nachhinein. Aber das war nicht der Fall. Bennis Stimme hatte genauso geklungen wie die Stimmen seiner Kollegen an einem normalen Arbeitstag.

Was die Vision noch eindrucksvoller gemacht hatte. Als Freyr gestern Abend endlich Mut gefasst hatte, in den Gang zu schauen, hatte er seinen Sohn weglaufen sehen – genauso groß wie am Tag seines Verschwindens und in derselben Kleidung. Auch wenn sein Verstand ihm sagte, dass das unmöglich war, war er sich sicher, dass seine Augen ihn nicht getäuscht hatten. Es half nichts, sich immer wieder zu sagen, dass Benni ohne jeden Zweifel tot war und dass er, selbst wenn er noch

leben würde, in den drei Jahren seit seinem Verschwinden erheblich gewachsen wäre. Freyr konnte sich am ehesten vorstellen, dass es ein anderes Kind gewesen war, ein Kind mit denselben Haaren wie sein Sohn und in derselben Kleidung. Aber die Absurdität eines solchen Zufalls und die Art und Weise, wie der Junge aus seinem Blickfeld verschwunden war, verunsicherten ihn. Nach einer wilden Verfolgungsjagd, bei der der Junge durch mehrere Türen geflohen war, stets in unerreichbarer Entfernung, war er in eine Krankenstation gerannt und hatte sich in Luft aufgelöst. Als Freyr keuchend dort angekommen war, hatte niemand eine Menschenseele gesehen. Zwei Krankenschwestern, die Freyr fast umgerannt hätte, als er um die Ecke gebogen war, hatten nur den Kopf geschüttelt und sich über Freyrs Benehmen gewundert. Er hatte japsend und keuchend mit zerzausten Haaren vor ihnen gestanden und nicht richtig erklären können, was los war. Zumal er laut Schichtplan an diesem Abend freige habt hätte und gar nichts im Krankenhaus zu suchen hatte. Als ihm die vielsagenden Blicke zwischen den Krankenschwestern unangenehm geworden waren, hatte sich Freyr entschuldigt und war gegangen. Erst da hatte er gemerkt, dass er verrückt wurde. Da war kein Kind gewesen, und schon gar nicht sein längst verstorbener Sohn.

Nun war er wieder bei der Arbeit und stand in der Mitarbeiterumkleide vorm Spiegel. Er riss sich von seinem Spiegelbild los und atmete tief durch. Die gelblichen, glänzenden Fliesen hatten ihn schon immer gestört, aber als sie jetzt sein erschöpftes Abbild einrahmten, fand er sie noch unerträglicher als sonst. Seine Augen waren blutunterlaufen und sein Gesicht nach der schlaflosen Nacht aufgedunsen. Er hatte am Morgen so lange darüber nachgedacht, ob er verrückt wurde, dass er es nicht mehr geschafft hatte, sich zu rasieren. Deshalb war sein Kinn zu allem Überfluss auch noch mit dunklen Bartstoppeln verziert, und Freyr war sich ziemlich sicher, dass Patienten und Kollegen ihn verdächtigen würden, gestern Abend zu tief ins Glas geschaut zu haben. Er konnte nur hoffen, dass der Tag es gut mit ihm meinen würde. Er war es gewohnt, zwei Tage am Stück zu arbeiten, und hatte im Grunde keine Angst davor. Das war immer noch besser, als zu Hause zu sitzen und sich in Gedanken immer nur im Kreis zu drehen. Hier konnte er sich immerhin auf die Arbeit konzentrieren und hatte keine Zeit, über solchen Quatsch

nachzudenken. Nur einen Gedanken musste er immer wieder hartnäckig verdrängen. Eigentlich hätte er seinem Chef mitteilen müssen, dass er sich Sorgen um seine psychische Stabilität machte. Aber Freyr wusste, wie das enden würde: Man würde ihn für zehn Tage beurlauben, was eine zusätzliche Belastung für seine Kollegen darstellen würde. Er nahm sich vor, sofort zu seinem Chef zu gehen, wenn er das Gefühl hatte, seinen Job nicht mehr ausüben zu können und die Sicherheit der Patienten zu gefährden.

Im Augenblick schien diese Gefahr jedoch nicht zu bestehen. Die Dinge liefen reibungslos, und er sah und hörte nichts Ungewöhnliches. Wenn er jedoch wirklich ernstzunehmende psychische Störungen hätte, wäre er gar nicht urteilsfähig und könnte nicht mehr einschätzen, was normal war. Trotz seiner fachlichen Ausbildung und seiner Erfahrung mit Menschen, die eine gestörte Wahrnehmung hatten, war er tief im Inneren davon überzeugt, dass das nicht auf ihn zutraf. Es konnte nicht sein. Und durfte einfach nicht sein. Freyr hatte die Krankenschwester bei der Visite genau beobachtet, und sie hatte ganz normal auf ihn reagiert.

Sicherheitshalber hatte er eine dumme Bemerkung über den Zustand eines Patienten gemacht und sich gefreut, als die Frau die Stirn gerunzelt und ihn fragend angeschaut hatte. Hoffentlich blieb der gestrige Vorfall eine Ausnahme.

Freyr eilte in sein Büro und wollte den Arzt anrufen, der Halla obduziert hatte. Er hatte es am Morgen schon zweimal versucht, aber nur die Zentrale erreicht. In dem leeren Büroflur zögerte er. Er ging weiter und rechnete damit, etwas Absurdes zu sehen oder zu hören. Das nervige Quietschen seiner Schuhe wurde immer lauter. Der Linoleumboden glänzte unangenehm. Die Neonlampe flackerte und knisterte immer noch. Freyr musste unbedingt den Hausmeister darauf hinweisen, die Birne auszutauschen. Im Grunde war er der blöden Lampe sogar dankbar, als er mit feuchter Hand die Klinke zu seinem Büro herunterdrückte. Wenn er an so profane Dinge wie Reparaturen dachte, verschwand das Bild von seinem Sohn, der durch den Flur rannte, aus seinem Kopf.

Freyr wollte die Tür hinter sich zumachen, hielt jedoch inne, als ihm einfiel, dass sie zweimal von alleine aufgegangen war. Natürlich konnte sie kaputt sein. Ein verzogener Türrahmen oder eine defekte Klinke

konnten dafür verantwortlich sein, dass sie sich geöffnet hatte, was wiederum eine Vision in ihm ausgelöst haben konnte, die sich nach langer seelischer Belastung und allgemeiner Müdigkeit in ihm angestaut hatte. Das klang alles sehr überzeugend, während er zu seinem Schreibtisch ging und die Tür hinter sich weit offen stehen ließ. Bis sie mit einem lauten Knall zuschlug. Freyr lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Er schluckte und ging ganz ruhig weiter. Wenn die Tür kaputt war, konnte sie ebenso gut von alleine zufallen wie aufgehen. Als er sich gesetzt hatte, starrte er die braune Tür an, sämtliche Nerven und Muskeln angespannt, und wartete darauf, dass ein Zucken durch seinen Körper ging, sobald sich die Tür wieder öffnete. Doch nichts geschah. Ohne die Tür aus den Augen zu lassen, nahm er den Telefonhörer, wählte die Nummer der Zentrale und fragte nach dem Hausmeister. Er war erleichtert, als er hörte, dass seine Stimme ganz normal klang. Der Hausmeister antwortete nach sechsmaligem Klingeln, als Freyr gerade schon wieder auflegen wollte. Er war ein älterer Mann, ein ruhiger, angenehmer Zeitgenosse. Als Freyr sein Anliegen vorbrachte, war er verwundert und sagte, er hätte die Glühbirne erst am Morgen ausgewechselt. Freyr brauchte eine Weile, um den Mann davon zu überzeugen, dass sie vor einer Minute noch geackert hatte, aber am Ende ließ er sich widerwillig dazu überreden vorbeizuschauen. Dann fragte Freyr noch, ob ihm ein Problem mit den Türen im Bürotrakt bekannt sei, ob das Haus schief sei oder es sonst einen Grund gebe, warum sie einfach so auf- und zugingen. Der Mann verstand die Frage zunächst nicht, und Freyr fügte hinzu, seine Tür würde von alleine aufgehen und zufallen, ohne dass man sie berührte. Da entgegnete der Hausmeister, soweit er wusste, sei das Haus ziemlich gut gebaut und rechtwinkelig. Und falls es schief sei, müsse Freyrs Tür entweder auf- oder zugehen, nicht beides. Es sei denn, das Haus sei nicht schief, sondern schaukele hin und her.

Freyr verabschiedete sich mit geröteten Wangen und wandte sich dem nächsten Telefonat zu. Obwohl er wusste, dass Dagný darauf wartete, dass er sich wegen der Unterlagen bei ihr meldete, konnte er im Moment nicht mit ihr reden. Noch weniger wollte er sie in seinem momentanen Zustand treffen. Stattdessen wählte er die direkte Durchwahl des Arztes in der Rechtsmedizin in Reykjavík. Der ging beim ersten Klingeln ran.

Freyr stellte sich vor, und sie wechselten ein paar Höflichkeitsfloskeln, bevor sie zum Thema kamen: Halla, die nach der Obduktion auf der harten Metallbank lag.

»Eigentlich wäre es am besten, wenn Sie mal vorbeikommen könnten.« Der Arzt namens Karl war sehr erstaunt darüber, dass Freyr in Hallas gesamter Krankenakte keine einzige Bemerkung über die Narben auf ihrem Rücken gefunden hatte. »Vielleicht hat sie sich diese Verletzungen selbst zugefügt und war psychisch labil. Ich bin kein Experte auf diesem Gebiet und würde gerne Ihre Hilfe in Anspruch nehmen.«

»Die Frühmaschine ist schon weg, ich könnte erst gegen Abend da sein, wäre das machbar?« Freyr merkte, dass er den starken Drang hatte wegzukommen. »Ich könnte natürlich auch über Nacht bleiben und direkt morgen früh bei Ihnen sein, wenn das besser passt.«

Karl überlegte kurz und sagte dann, die zweite Alternative passe ihm besser. »Aus Sparmaßnahmen schließt die Rechtsmedizin schon um fünf Uhr. Wir können natürlich trotzdem rein, aber ich habe zur Zeit keine große Lust, umsonst zu arbeiten.«

Das war bei Freyr völlig anders. Er würde noch nicht mal um die Erstattung seines Flugtickets bitten, aus Angst, die Sache zu verkomplizieren und die Gelegenheit zu einer kleinen Spritztour zu verpassen. Er würde sogar einen Urlaubstag dafür opfern, wenn es sein musste. »Gut, dann sehen wir uns morgen früh um acht«, sagte er. »Okay, ich rolle Halla noch mal zurück in den Kühlraum.«

Der Zustand des alten Mannes hatte sich verschlechtert. Das überraschte niemanden, am allerwenigsten ihn selbst. Die Ringe unter seinen Augen waren gelblich verfärbt, und trotz des Fiebers, das sich in seinem Körper eingenistet hatte, war er ganz bleich im Gesicht. Selbst der Husten brachte keine Farbe in seine Wangen, und das schwache Röcheln störte ihn beim Reden.

»Entschuldigung«, sagte er, führte seine knochige Hand an sein Gesicht und wischte sich mit einem Taschentuch Spucke von der violetten Unterlippe. »Ich kann mich gut an die Kinder erinnern, ich habe die Klasse, ein Jahr nachdem das Foto gemacht wurde, übernommen. Die Klassenlehrerin hatte einen Unfall, und ich bin eingesprungen, da meine alte Klasse im Frühjahr mit der Schule fertig war.« Er legte das Bild in

seinen Schoß und sackte zurück ins Kissen. Die Lehne des Krankenbetts war hochgestellt, so dass er mehr saß als lag. »Es wurde viel darüber diskutiert, warum der Einbrecher sich ausgerechnet dieses Foto ausgesucht hatte. Es hingen noch mehr an der Wand, aber die hat er alle in Ruhe gelassen.«

»Hatten die Kinder, deren Gesichter er durchgestrichen hat, etwas gemeinsam?« Freyr hatte die Liste mitgenommen und las die Namen vor. »Waren sie befreundet, in einer Clique oder so?«

»Das wussten wir nicht so genau. In den Pausen gab es keine besondere Gruppenbildung. Die meisten Schüler hatten einen besten Freund oder eine beste Freundin. Solche Freundschaften hat man natürlich registriert, wenn die Kinder unbedingt nebeneinandersitzen wollten und außerhalb des Unterrichts unzertrennlich waren. Ansonsten haben wir von der Freizeit der Kinder nicht viel mitbekommen. Damals gab es noch mehr Disziplin, und die Schule hatte vorrangig die Aufgabe, den Kindern in kürzester Zeit möglichst viel beizubringen. Es wurde kein Wert auf spielerisches Lernen, oder wie das heutzutage heißt, gelegt. Bestimmt haben sie außerhalb des Unterrichts Grüppchen gebildet, aber wir Lehrer hatten nach der Schule meistens genug mit unseren eigenen Kindern zu tun und haben uns keine Gedanken über unsere Schüler gemacht. Das war Aufgabe der Eltern.«

Freyr nickte. »Glauben Sie, dass eines dieser Kinder noch in Ísafjörður wohnt? Ich würde zum Beispiel gerne mal mit Lárus Helgason reden.«

Er sagte nicht, dass Lárus das einzige Opfer war, das noch lebte.

Der alte Mann überlegte. »Soweit ich weiß, wohnt der schon lange nicht mehr in Ísafjörður. Er ist als junger Mann nach Reykjavík gegangen, um Automechaniker zu lernen, und nicht mehr zurückgekehrt. Aber vielleicht irre ich mich auch.«

»Ich finde ihn bestimmt im Telefonbuch.« Freyr lächelte dem Mann zu.

»Erinnern Sie sich noch an Halla? Sie war auch in dieser Klasse, hat aber später in Flateyri gewohnt.«

Wieder überlegte der alte Mann eine Weile, bevor er antwortete: »Doch, doch, ein kleines, dunkelhaariges Pummelchen. Ziemlich impulsiv, wenn ich mich recht erinnere.« Er schaute Freyr mit seinen wasserblauen Augen an. »Ihr Vater war Trinker und hat ihre Mutter und die Kinder schlecht behandelt. Das Mädchen hat sich für die Umstände unheimlich

gut gemacht. War aufgeweckt, wenn auch nicht allzu intelligent. Zum Glück hat der Vater keinem seiner Kinder diese schlechte Veranlagung vererbt. Die waren alle sehr anständig.«

»Das ist ein Glück.«

»Es gab damals ein paar ganz schlimme Säufer in der Stadt. Aber ich glaube, das wird langsam weniger. Den Leuten sind die Gefahren des Alkohols bewusster als damals.« Der alte Mann nahm das Bild wieder in die Hand. »Der Vater von dem Kleinen hier hatte auch ein schlimmes Alkoholproblem. Ein widerwärtiger Kerl.«

Der krumme Finger des alten Lehrers zeigte auf den zerlumpten Jungen, der etwas abseits von der Gruppe am Rand der Mittelreihe stand.

»Hat der Kleine es geschafft?«, fragte Freyr

»Bernódus? Nein, das kann man leider nicht sagen.«

Freyrs Mund wurde auf einmal so trocken, dass ihm das Wasserglas mit dem Gebiss des Alten verlockend vorkam. »Haben Sie Bernódus gesagt?«

»Ja, so hieß der Kleine. Er war nicht mehr in der Klasse, als ich sie übernommen habe, aber ich kann mich noch gut an den Namen erinnern. So ein Schicksal vergisst man nicht so leicht.«

»Ist er auch dem Alkohol verfallen?«, fragte Freyr. Der alte Mann legte das Foto weg, und Freyr nahm es wieder. Die Augen des Jungen starrten ihn von der schlechten Kopie aus an. *Bernódus*.

»Nein, nein, so weit ist es nicht gekommen. Er ist einfach verschwunden.« Der alte Mann hustete wieder. »Spurlos.«

13. Kapitel

Das Wetter hatte sich gebessert, aber eine gewisse Feuchtigkeit im Haus hinterlassen, die die Kälte unerträglich machte. Líf hatte es endlich geschafft, noch einen vierten Pulli über die drei anderen zu ziehen. Sie war in ständiger Bewegung und beschwerte sich bitterlich über die kratzigen Wollsocken, deren borstige Fäden durch die Baumwollsocken stachen. Aber da das Jucken weniger schlimm war als der Kältetod, ergab sie sich in ihr Schicksal und kratzte sich mit einer alten Stricknadel, die Garðar zwischen den losen Dielenbrettern gefunden hatte. Katrín fand es nervig, Lífs Zappelei mitanzusehen. Sie saß bibbernd und zitternd auf dem Küchenhocker und wusste nicht, ob die Kälte oder der Schock von gestern Abend daran schuld waren. Von dem Sturz war sie ganz blau und voller Prellungen, aber wenn man bedachte, was alles hätte passieren können, hatte sie Glück gehabt.

Katrín konnte sich nicht mehr erinnern, wie sie gefallen war, welcher Körperteil auf welche Treppenstufe geprallt war und wann ihr Kopf einen so heftigen Schlag abbekommen hatte, dass sie bewusstlos geworden war. Garðars Beschreibung nach war sie wie eine Stoffpuppe die Treppe heruntergepurzelt. Nur weil sich ihr Körper so geschmeidig abgerollt hatte, war nichts Schlimmeres passiert. Als sie wieder zu sich gekommen war, hatte sie am Fuß der Treppe gelegen und verwirrt in Garðars und Lífs besorgte Gesichter geschaut. Durch den sich langsam lichtenden Nebel waren deren Worte in ihr Bewusstsein gedrungen, was wohl der Grund dafür war, dass sie sich mit dem Unfall so gut abfand. Líf hatte nämlich geglaubt, sie sei tot, und in ihrem seltsamen Zustand hatte Katrín das auch geglaubt und gespürt, wie sie von Trauer über ihren eigenen Tod ergriffen wurde. Als Garðar gesagt hatte, er fühle ihren Puls, war sie ungeheuer erleichtert gewesen, und alles andere war unwichtig geworden, die Schmerzen und das Dröhnen in ihrem Kopf, an das sie sich langsam gewöhnte.

»Bist du dir sicher, dass dir nicht schlecht wird?«, fragte Garðar und musterte Katrín. An seinem Gesicht ließ sich ablesen, wie schlimm sie aussehen musste. »Wenn du eine Gehirnerschütterung hast, müssen wir was unternehmen.« Er machte keinen Vorschlag, was sie unternehmen sollten, und Katrín bezweifelte, dass er irgendeine Idee hatte. Sie hatten

vereinbart, den Kapitän anzurufen und ihn zu bitten, sie abzuholen, und konnten im Grunde nichts tun, bis Hilfe eintraf.

»Nein, mein Magen ist das Einzige, was mir nicht weh tut.« Katrín war heiser und hatte noch nicht viel gesagt, seit sie wieder zu sich gekommen war. Nach dem Schock hatte sie viel wirres Zeug geredet und war darüber eingeschlafen, nachdem Garðar und Líf sie nach oben in ihren Schlafsack verfrachtet hatten. Die Worte waren völlig zusammenhanglos und von Schluchzern unterbrochen aus ihr herausgesprudelt. Garðar und Líf, die versucht hatten, sie zu trösten, waren völlig überfordert gewesen. Schließlich hatte Katrín Trost im Schlaf gefunden, nach dem sie sich so sehr gesehnt hatte. Sie war durchs Land der Träume geschwebt, in dem Garðar und sie frisch verheiratet und ziemlich glücklich gewesen waren. Obwohl sie sich nicht mehr genau an den Traum erinnern konnte, wusste sie noch, dass sie damit gerechnet hatte, beim Aufwachen ein trauriges, kleines Wesen neben sich zu sehen, das sie aus seiner dunklen Kapuze heraus anstarrte. Erst hatte sie sich nicht getraut, die Augen aufzumachen, aber dann war alles ganz harmlos gewesen und sie hatte nur die schmutzige Zimmerdecke gesehen.

Katrín massierte ihre Stirn. »Hast du einen Spiegel, Líf?« Sie war neugierig, obwohl sie eigentlich gar nicht wissen wollte, wie sie aussah. Als sie den kleinen Kosmetikspiegel in der Hand hatte, musste sie erst zweimal schlucken, bevor sie ihn sich vors Gesicht hielt. Zum Glück sah sie besser aus als erwartet: eine Hautabschürfung an der Wange und eine blau angelaufene Schwellung unter dem Auge. Sie hielt den Spiegel etwas höher und berührte den großen, roten Fleck an ihrem Haaransatz.

»Das geht alles wieder weg.« Líf stand neben Katrín und lächelte mitleidig. »Du wirst wieder hübsch.« Sie warf Garðar einen Blick zu.

»Falls dieser Junge es nicht schafft, dich umzubringen.«

Garðar versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr ihn dieses Gerede nervte. Líf hatte seit dem Aufwachen ununterbrochen Monologe über die besorgniserregende Entwicklung der Dinge gehalten, obwohl sie beschlossen hatten abzureisen. Líf war davon überzeugt, dass der Junge hinter dem Unfall steckte, da die Tür so schnell und unerwartet aufgegangen war. Garðar behauptete hingegen, es sei Durchzug gewesen, dabei waren alle Fenster geschlossen. Katrín traute sich nicht, eine Meinung zu äußern, zumindest nicht laut. Tief im Inneren wusste

sie, dass der Wind die Tür nicht aufgestoßen hatte, bewunderte jedoch Garðars Beharrlichkeit, das Offensichtliche und Unangenehme auszublenden.

»Hör auf mit dem Unsinn, Líf, und denk nicht mehr daran. Es bringt nichts, darüber zu spekulieren.« Garðar schnitt mit dem Teppichmesser das braune Klebeband an einer der Kisten durch, die der Voreigentümer zurückgelassen hatte. »Solange wir warten, bis es richtig hell ist, können wir uns ja mal die Sachen anschauen. Und gleich gehen wir auf den Berg und rufen den Typen mit dem Boot an. Ich dachte, darüber wären wir uns einig.«

»Das war, bevor du uns erzählt hast, was mit dem Voreigentümer passiert ist. Ich fasse es nicht, wie du das für dich behalten konntest«, entgegnete Líf und machte einen Schmollmund. »Ich wäre nie mitgekommen, wenn ich das gewusst hätte.«

Katrín glaubte ihr nicht. Líf hörte nur das, was sie hören wollte. Einar hatte ihr bestimmt von der Geschichte erzählt, als sie damals das Haus gekauft hatten. Obwohl Katrín sauer auf Garðar war, weil er ihr die Sache verheimlicht hatte, meinte sie, ihn in Schutz nehmen zu müssen. Bisher hatte sie nur zugehört, wie Garðar und Líf die Geschichte von vorne bis hinten durchgekauft hatten, aber nachdem sie im Spiegel gesehen hatte, dass sie nicht zu einem Monster mutiert war, fasste sie wieder Mut.

»Bist du dir ganz sicher, dass der Mann hier verschollen ist? Nicht auf See oder bei einer Wanderung?«, fragte sie.

»Laut Einar war es hier.« Garðar öffnete die Kiste. »Er hatte dasselbe vor wie wir, das Haus zu renovieren, und als man ihn wieder abholen wollte, war er weg. Ich hab keine Ahnung, was genau passiert ist, er wurde jedenfalls nie gefunden. Ich wollte euch nicht beunruhigen, aber wegen dieses seltsamen Einbruchs gestern Abend sieht die Sache schon anders aus.«

»Das Kind hat den Typen umgebracht.« Lífs Tonfall duldete keine Diskussion. »Ihn die Treppe runtergestoßen und dann erwürgt.«

»Es spielt jetzt keine Rolle, wie der Mann zu Tode gekommen ist. Wir sehen uns die Sachen mal an, vielleicht ist ja was Aufschlussreiches dabei«, sagte Garðar, ohne den Frauen in die Augen zu schauen. »Damit wart ihr einverstanden, wisst ihr noch?«

Katrín hatte weder zugestimmt noch widersprochen. Es war ihr schon schwer genug gefallen runterzugehen. Sie hatte sich mühsam die Stufen hinuntergetastet und in die Küche geschleppt, sich zitternd hingesetzt und dem Gespräch der beiden gelauscht. Sie wäre niemals runtergegangen, wenn Garðar die Kreuze nicht aus dem Haus geworfen und ihr versichert hätte, dass keine weiteren Spuren dazugekommen seien.

»Hast du nicht gesagt, er wäre vor drei Jahren verschwunden?«, fragte Katrín und hoffte inständig, dass die beiden Vorfälle nichts miteinander zu tun hatten, aber je länger sie darüber nachdachte, desto unwahrscheinlicher kam ihr das vor. »Ich schätze, dieses Kind ist nicht älter als elf oder zwölf. Vor drei Jahren wäre es acht oder neun gewesen. Ein so kleines Kind kann doch keinen Mann umgebracht und die ganze Zeit hier gehaust haben.«

»Es sei denn, es ist jemand bei ihm«, sagte Líf messerscharf und konnte ihre Genugtuung, eine so schlaue Theorie aufgestellt zu haben, nicht verbergen.

Garðar antwortete nicht und kramte in der Kiste herum. »Wer weiß, ob hier nicht ein Funkgerät drin ist. Dann müssen wir nicht auf den Berg. Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber ich kann gut darauf verzichten.« Katrín sah zum Fenster, wo sich der Ausblick geändert hatte. Statt der trüben Erdfarben der schlafenden Pflanzen war alles schneeweiß. Der Regen hatte sich über Nacht in dicke Schneeflocken verwandelt, und über der Landschaft lag eine dünne Schneedecke. Es war heller geworden, aber Katrín verspürte trotzdem kein Verlangen, auf den Berg zu klettern. Sie war einfach zu fertig, außerdem konnte sich unter dem Schnee eine Eisschicht verbergen, und sie hatten keine Steigeisen dabei. Da sie zu dritt waren, konnten sie sich nicht in zwei Gruppen aufteilen, ohne dass einer allein bleiben musste. Ein Windstoß wirbelte den Schnee vor der ruinierten Terrasse hoch, und sanfte Schneeflocken zeichneten die tanzenden Bewegungen des Windes in der Luft nach. Dann wurde es windstill. Katrín richtete ihren Blick wieder auf den Küchenboden und die staubigen Kisten, die auf zwei Stapeln nebeneinander standen. Garðar hatte aus der ersten Kiste ein paar Dinge genommen: zwei Bücher, einen Hammer, ein Portemonnaie und eine Taschenlampe. Katrín reckte sich nach der Lampe und versuchte, sie einzuschalten, aber

die Batterie war leer.

»Braucht man für ein Funkgerät nicht auch Batterien?« Líf ging zu Katrín, die auf dem Hocker kauerte, und nahm das Portemonnaie in die Hand.

»Ich weiß nicht, aber wenn hier überhaupt ein Funkgerät ist, dann läuft es bestimmt mit Batterien«, antwortete Garðar, während er die Gegenstände in der Kiste sortierte, um weiter nach unten zu dringen.

»Verdammt Krempel.«

»Wer das wohl eingepackt hat?« Katrín legte die Taschenlampe beiseite und zupfte geistesabwesend an dem Klebeband an der Seite der Kiste.

»Der Mann hat ja wohl nicht die ganzen Kisten eingeräumt, bevor er verschwunden ist.«

»Vielleicht die Rettungsleute, die nach ihm gesucht haben. Oder jemand, der was mit dem Nachlass zu tun hat.« Garðar zog zwei Küchentücher aus der Kiste und musterte sie. »Die Sachen sind einfach nur in die Kiste geschmissen worden, ich glaube nicht, dass er das gemacht hat. Ich würde meine Sachen jedenfalls nicht so einpacken. Hier ist alles durcheinander.« Er legte die karierten Tücher wieder in die Kiste und nahm einen Plastikteller in greller Neonfarbe heraus. »Es ist überhaupt nichts sortiert und richtig verpackt. Der Mann wäre bestimmt sorgsamer mit seinen Sachen umgegangen.«

»Er hieß Haukur. Haukur Grétarsson.« Líf schwenkte eine Kreditkarte, die sie aus dem Portemonnaie genommen hatte.

»Das wissen wir.« Garðar nahm ihr die Karte ab und betrachtete sie. Dann gab er sie zurück und kramte weiter in der Kiste herum.

»Wer auch immer die Kiste gepackt hat, muss geglaubt haben, dass sie bald nach Hause fahren. Das Portemonnaie ist voller Kreditkarten, Visa-Quittungen und Kleingeld.« Sie inspizierte die Quittungen. »Und wenn der Mann es selbst eingepackt hat, dann wollte er sich das Leben nehmen. Niemand packt sein Portemonnaie in eine Kiste.«

»Was hat er denn eingekauft?« Katrín nahm die Quittungen, die Líf schon durchgeschaut hatte. Sie waren alle ungefähr drei Jahre alt, und die Beträge waren ziemlich niedrig, ein paar tausend Kronen im Supermarkt, ein Haarschnitt beim Friseur am Busbahnhof Hlemmur, Domino's Pizza, Subway und Benzin. Der nächste Schwung war ähnlich: verblichene Zettel mit bedeutungslosen Erinnerungen an

uninteressante, alltägliche Ausgaben. Auf Katríns Armen bildete sich eine Gänsehaut. »Diese Quittungen zeigen, dass Haukur alleinstehend war. Die meisten sind von Supermärkten und Imbissen, alle ziemlich niedrig.«

»Sie sind natürlich schon drei Jahre alt, seitdem ist alles teurer geworden, aber er hat wohl nicht oft jemanden zum Essen eingeladen. Jedenfalls hat es den Hauskauf vereinfacht, dass er keine engen Verwandten hatte.« Garðar zog ein paar zusammengefaltete Blätter aus der Kiste und glättete sie. Dann grinste er breit. »Super!« Er zeigte den Frauen die Blätter: eine Rechnung vom Byko-Baumarkt und eine Bleistiftzeichnung mit Beschriftungen. »Das ist eine Anleitung für die Klärgrube.« Katrín und Líf starrten ihn verständnislos und desinteressiert an. »Kapiert ihr nicht? Damit können wir das Klo anschließen.« Seine Begeisterung ließ ein wenig nach. »Vielleicht nicht jetzt, aber beim nächsten Mal.«

»Beim nächsten Mal?« Líf schüttelte heftig den Kopf und lachte spöttisch. »Es ist genauso unwahrscheinlich, dass ich noch mal herkomme, um eine Klärgrube anzuschließen, wie dass ich anschließend ein Bad darin nehme.«

Garðar legte die Blätter weg. »Okay, vielleicht kommt ihr nicht mit, aber ich kann ja fahren«, sagte er enttäuscht. »Wenn wir ein Klo haben, können wir die Zimmerpreise erhöhen.« Er schloss die Kiste und holte die nächste. »Im Frühling kommt uns das alles nur wie ein böser Traum vor, das verspreche ich euch.«

Katrín und Líf widersprachen nicht, stimmten ihm aber auch nicht zu. Katrín würde ihn niemals alleine nach Hesteyri fahren lassen. Dieses Haus war ein schlechter Ort, der Unglück brachte. Garðar öffnete die Kiste und wühlte schweigend darin herum. Das einzig Brauchbare war ein Fernglas, das Líf ihm sofort abnahm und ausprobierte. Sie ging ans Fenster und sah sich die Aussicht an.

»Ich hab eine Idee«, sagte Katrín und beobachtete Garðar, der die dritte Kiste herbeischleppte. »Wir könnten nachher ins Arzthaus ziehen. Von da kann man das Haus mit dem Fernglas beobachten, vielleicht sehen wir dann, wie das Kind reinkommt.« Wenn sie ehrlich war, hatte sie weniger Interesse zu erfahren, wie das Kind ins Haus kam, als aus dem Haus wegzukommen und woanders Unterschlupf zu finden. Am liebsten wäre

sie sofort zurück nach Ísafjörður gefahren und von dort nach Hause geflogen, aber der Kapitän würde eine Weile brauchen, bis er losfahren konnte. Er würde ja nicht alles stehen- und liegenlassen. Sie tastete in der Tasche ihrer Strickjacke herum und spürte die vertrauenerweckenden Kanten ihres Handys. Sie holte es heraus, und das vertraute Gerät wärmte ihre kalten Handflächen. Bald würden sie auf dem Berg stehen, den Kapitän in der Leitung. Aus alter Gewohnheit schaltete sie, ohne nachzudenken, das Handy ein. Nichts geschah.

»Wie gesagt, am besten halten wir uns an den ursprünglichen Plan«, sagte Garðar, nahm ein paar Notizbücher aus der Kiste und blätterte darin herum. »Gleich ist es hell genug, um loszugehen und anzurufen.« Katrín starrte auf das graue Display. »Mein Akku ist leer. Das Handy muss aus Versehen eingeschaltet gewesen sein.« Sie schüttelte das Gerät wie verrückt und zweifelte an ihrer eigenen Erklärung.

»Was?« Garðar klopfte sich den Staub von den Händen und kam zu ihr. »Seltsam.« Er holte sein eigenes Handy und schaltete es ein. Dann hielt er es ein Stück von sich weg und starrte es ungläubig an. »Willst du mich verarschen?«, sagte er zu sich selbst und schüttelte sein Handy dann genauso wie Katrín ihres. Er drückte noch einmal etwas fester auf den Einschaltknopf. Nichts passierte. Das Handy war tot. »Das gibt's doch nicht!« Er drehte sich zu Líf, die unbekümmert durch die runden Linsen des Fernglases aus dem Fenster schaute. »Líf! Versuch mal, dein Handy einzuschalten. Unsere gehen nicht mehr.«

Líf drehte sich langsam um und ließ das Fernglas sinken. Ihr entsetzter Gesichtsausdruck war ihnen inzwischen schon vertraut. »Nein.« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Ich will das nicht. Lasst uns auf den Berg klettern und es da probieren. Ich bin mir sicher, dass mein Handy in Ordnung ist.«

»Gib mir dein Handy, Líf.« Garðar streckte die Hand aus. »Wir gehen nirgendwohin, wenn wir kein funktionierendes Handy haben.« Als er merkte, dass Líf schon wieder kurz vorm Nervenzusammenbruch war, fügte er schnell hinzu: »Wenn deins auch leer ist, finden wir eine andere Lösung. Kein Grund zur Panik.«

Líf klappte ihren Mund zweimal auf und zu, ohne etwas zu sagen. Dann reichte sie Garðar zögernd ihr grellrosa Klapphandy, das mit einem glitzernden Herzchen verziert war. »Sag mir nicht, dass es nicht

funktioniert. Ich will es gar nicht wissen.« Sie machte die Augen zu, schielte aber durch die zusammengekniffenen Lider.

»Verdammt nochmal, das glaube ich nicht!« Garðar hämmerte auf den Tasten des kleinen, rosafarbenen Handys herum, bis einer der Schmucksteine abfiel.

»Wie kann das sein?«, fragte Katrín und nahm Garðar das Handy ab. Das Display des bunten Geräts war genauso tot wie bei ihrem Handy. »Wie können drei Handys, die die ganze Zeit ausgeschaltet waren, auf einmal leer sein?«

Líf murmelte etwas Unverständliches und ließ sich gegen die Wand fallen. Die dunklen Pupillen in ihrem blassen Gesicht stachen hervor.

»Warum hast du es probiert? Vielleicht hätte es funktioniert, wenn wir einfach losgegangen wären und es auf dem Berg eingeschaltet hätten. Das hat Unglück gebracht.«

Garðar vergrub das Gesicht in den Händen und atmete ruhig aus. Dann stand er einen Moment lang reglos da, ließ die Arme sinken und seufzte vernehmlich. »Okay, ich hab mir das ein bisschen anders vorgestellt.« Er klopfte mit zwei Fingern leicht gegen die Kiste. »Ich kriege das jetzt echt nicht geregelt. Lasst mich einfach erst mal so weitermachen, als wäre gar nichts passiert, sonst schlage ich ein Loch in die Wand, und die Liste unserer Renovierungsarbeiten wird noch länger.« Sein Blick wanderte von Líf zu Katrín. Die kannte diese Reaktion nur zu gut. Garðar war nicht in der Lage, solche Schocks zu realisieren. Katríns Kopfschmerzen wurden unerträglich und drückten gegen ihren Schädel.

Líf wollte erst etwas entgegnen, blieb dann aber still. Katrín fiel auch nichts ein, und die Atmosphäre war innerhalb von Sekunden wie an Bord eines U-Boots, das sich unter einer Eisscholle festgefahren hatte. Katrín beobachtete frustriert, wie Garðar die Kiste weiter durchwühlte.

Während sie schwiegen, waren auf einmal Geräusche zu hören, die vorher untergegangen waren: leises Pfeifen des Windes und vereinzelter Knarren und Knacken im Haus, das Katrín Schauer über den Rücken jagte und Líf ständig zusammenzucken ließ.

»Seht mal!« Garðar nahm eine abgerundete, schwarze Kameratasche aus der Kiste. »Ist das eine Videokamera?« Mit einem scharfen Surren zog er den Reißverschluss auf. »Ja.« Ein schickes, silbernes Gerät kam zum Vorschein. Garðar neigte den Kopf und schloss die Augen. »Bitte, lass

die Batterie in eines der Handys passen.«

»Du kannst mir nicht erzählen, dass die noch läuft.« In Lífs Stimme war keine Spur von Aufregung oder Neugier. »Das wäre verrückt, total verrückt.«

Nachdem Garðar eine Zeitlang mit der Kamera herumhantiert hatte, schaltete er sie ein, aber natürlich war die Batterie leer. Sie wäre ohnehin viel zu groß für die Handys gewesen. Er untersuchte die Kamera weiter und öffnete ein kleines Fach an der Seite, in dem die Speicherkarte steckte. »Ob man die in einen Fotoapparat stecken kann?«

»In meinen passt die nicht, meine Karte ist viel kleiner«, antwortete Líf. Katrín reckte sich nach der Speicherkarte. »Die ist wie die in unserem Fotoapparat.« Sie hatten sich vor fünf Jahren eine Kamera gekauft, damals topaktuell, aber heute im Vergleich zu Lífs funkelndem Gerät ein Witz. »Aber ich weiß nicht, ob man damit auch Filme anschauen kann.« Garðar eilte in den Vorraum, kam mit dem Fotoapparat zurück, holte die Speicherkarte heraus und steckte die andere hinein. Als der Apparat ansprang, grinste er bis über beide Ohren. »Na, also!« Er hielt den Frauen das kleine Display vor die Nase, und sie schauten sich die Filme aus dem ersten Ordner auf der Karte an. Die meisten waren vom Haus und der Umgebung und zeigten Reparaturen und Arbeitsgänge. »Er wollte die Arbeit, die er ins Haus gesteckt hat, dokumentieren. Der hatte wohl zu viel Zeit.« Garðar klickte zur Übersicht mit den weiteren Ordnern. »Hier sind ein paar ganz schwarze Filme.« Er runzelte die Stirn und versuchte, einen davon abzuspielen. Líf und Katrín reckten sich über seine Schultern, um besser sehen zu können. Katríns Kopfschmerzen waren schwächer geworden, als sie aufgestanden war, aber ihr restlicher Körper schmerzte bei jeder Bewegung.

Sie sahen einen stockdunklen Film und spitzten die Ohren, um die undeutlichen Geräusche aus dem kleinen, eingebauten Lautsprecher hören zu können. Ein paarmal wiederholte sich das ihnen vertraute Knirschen und Knacken, bevor die Aufnahme plötzlich abbrach. Garðar klickte die nächste an, die ebenfalls so dunkel war, als wäre das Display gar nicht eingeschaltet. Er wollte den Film gerade stoppen und einen anderen ausprobieren, als ein rhythmisches Knarren, wie sie es von den Holzböden im Haus kannten, aus der Kamera drang. Als der entsetzte Kameramann auf einmal etwas flüsterte, hätte Garðar fast den Apparat

fallen lassen:

»Er ist im Haus.«

14. Kapitel

Was war Zufall? Darüber hatte sich Freyr auf dem Weg zur Polizeiwache den Kopf zerbrochen. Sein Arbeitstag war unerträglich langsam vergangen, als hätte sich die Leere, in der er steckte, mit zähem Honig gefüllt. Dennoch hatte er es auf wundersame Weise geschafft, seine Arbeit zu verrichten, ohne dass jemand merkte, wie durcheinander er war. Am Ende seiner Schicht hatte er das Krankenhaus im Laufschrift verlassen. Als er im Auto saß, steckte er mit zitternder Hand den Schlüssel ins Zündschloß. Dagný hatte versprochen, sich mit dem Verschwinden des Jungen in Ísafjörður vor fast sechzig Jahren zu befassen. Solange Freyr beschäftigt gewesen war, hatte er nicht darüber nachgedacht, was diese Tragödie mit dem Fall seines Sohnes zu tun haben könnte. Als er auf dem Weg zur Polizeiwache endlich Zeit zum Überlegen hatte, schwand seine schwache Hoffnung, vielleicht eine Erklärung für Bennis Verschwinden zu finden.

Die beiden Vermisstenfälle waren sich zwar unglaublich ähnlich, aber es lag viel zu viel Zeit dazwischen, als dass es eine Verbindung hätte geben können. Wobei ... Freyr mochte keine Zufälle – dafür gab es am Ende meistens doch vernünftige Erklärungen. Aber was genau war ein Zufall? Wenn zwei ähnliche Ereignisse in kurzem Abstand passierten? Waren sechzig Jahre kurz? Wenn zwei Meteore mit einigen Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden Abstand an derselben Stelle auf der Erde landeten, galt das als kurzer Zeitraum. Aber wie war das mit Ereignissen im Leben von Menschen? Waren ein paar Jahrzehnte eine zu lange Zeit, um als Zufall zu gelten? Freyr war sich nicht sicher. Kinder verschwanden nur selten spurlos, wenn auch leider öfter, als dass Meteore durch die Erdatmosphäre sausten und an derselben Stelle aufprallten. Je seltener etwas geschah, desto größer musste der Abstand zwischen den Ereignissen sein, um als Zufall zu gelten. War die ganze Sache also letztendlich nur Zufall?

Freyr wusste, dass es helfen würde, diese Überlegungen laut auszusprechen, sie in Sätze zu fassen und zu hören, wie sie klangen. Dennoch schaffte er es nicht, seine Gedanken zu formulieren, als er neben Dagný auf der Polizeiwache saß. Stattdessen krallte er sich mit

einer Hand an der Kante des wuchtigen Tisches fest, der zweifellos für die Ewigkeit gemacht war, und blätterte mit der anderen durch alte Polizeiberichte. Er musste sich zwingen, sich darauf zu konzentrieren. Dagnýs angestrengter Miene nach zu schließen, hatte sie keine Konzentrationsprobleme, obwohl sie am Ende eines langen Arbeitstags müde sein musste. Wenn sie ihm diesen Gefallen nicht tun würde, wäre sie längst zu Hause.

»Ich glaube, das ist alles, was wir über den Fall haben.« Dagný legte das letzte vergilbte Blatt auf den Stapel vor ihnen. Die altmodische, schwarze Schriftart des Berichts ließ Freyr an eine Schreibmaschine denken. »Der Junge könnte natürlich auch noch in Protokollen anderer Fälle erwähnt worden sein, aber es ist hoffnungslos, sämtliche Polizeiberichte aus Ísafjörður durchzusehen.« Sie lächelte Freyr dumpf an. »Ich habe einen Kollegen, der gerade pensioniert worden ist, gefragt. Er konnte sich an den Fall erinnern, zu der Zeit war er selbst noch ein Kind. Er hat mir versichert, dass der Junge nie gefunden wurde. Wir haben nichts übersehen.«

»Nein.« Freyr las noch einmal den letzten Bericht über den Fall. Er war vom 23. Dezember 1953, gut zwei Monate nachdem der Junge verschwunden war. Ein Mann sagte aus, spät abends bei bitterer Kälte ein orientierungsloses, schlecht gekleidetes Kind am Strand in der Nähe des Hafens gesehen zu haben. Die Beschreibung traf auf den Jungen zu. Er hatte reglos dagestanden und auf seine Füße gestarrt, die von den kalten Wellen umspült worden waren. Als der Mann ihm etwas zurief und runter zum Strand gehen wollte, war das Kind aus seinem Blickfeld verschwunden. Der Mann hielt es für möglich, dass es ins Meer gefallen war. Seine Suche am Strand blieb ergebnislos, und er informierte die Polizei. Deren Nachforschungen waren schnell beendet, das Kind wurde nicht gefunden, und es gab keine Hinweise, dass es sich am Strand aufgehalten hatte. Auch am nächsten Tag fand man nichts. Der Mann musste den Jungen genau beschreiben, und einem aufmerksamen Polizisten fiel auf, dass seine Kleidung genau mit der des verschollenen Jungen übereinstimmte.

»Die Fahndung wurde damals ziemlich abrupt beendet. Bei Benni war sie wesentlich umfangreicher und genauer. Ich hoffe, das hat mit den veränderten Zeiten und nicht mit dem gesellschaftlichen Status der

Jungen zu tun«, sagte Freyr. Bernódus, der 1953 verschwunden war, hatte bei seinem alkoholabhängigen und psychisch instabilen Vater gelebt, während Benni in seinen Eltern zwei stabile Stützen gehabt hatte, die auf einer umfangreichen Ermittlung bestanden hatten.

»Wahrscheinlich spielt beides eine Rolle. Die Arbeitsmethoden der Polizei haben sich natürlich auch geändert.« Dagný nahm die Papiere und stand auf, um sie zu kopieren. »Wenn deine Frau und du euch nicht so dahintergeklemmt hättet, wäre die Suche nach Benni vielleicht früher abgebrochen worden. Das Verhalten der Angehörigen hat immer einen gewissen Einfluss.« Sie schob die Blätter auf der Tischplatte zu einem ordentlichen Stapel zusammen. »Ich habe mir die Unterlagen über den Fall deines Sohnes noch mal angeschaut. Die Polizei fand dich ja eine Zeitlang ziemlich verdächtig.« Sie musterte ihn neugierig.

Freyr sah keinen Grund, sich herauszureden. »Ich hab dir ja schon gesagt, dass es eine schreckliche Zeit war, die Sorgen um meinen Sohn haben mich total fertiggemacht, und dann kam auch noch dieser falsche Verdacht dazu. Das Merkwürdige war, dass mir das scheißegal war, meine Sorgen um Benni waren einfach viel stärker.«

»Das kann ich gut verstehen.« Dagný stand immer noch da und schaute ihn an. »Hat man denn nie rausgefunden, was mit dem fehlenden Insulin passiert ist?«

Freyr lockerte seinen Griff an der Tischkante und massierte seine Schläfe. »Nein, das ist nie rausgekommen. Ich hatte das Medikament die ganze Zeit im Blick und verstehe gut, dass die Polizei das damals verdächtig fand, aber alles, was ich gesagt habe, entsprach der Wahrheit und wurde bestätigt. Ich hoffe, das steht auch so in den Berichten, ich bin mir jedenfalls sicher, dass die Polizei mir geglaubt hat. Ich hab das Insulin nicht aus der Packung genommen.« Wenn er für jedes Mal, das er sich den Kopf über die Sache zerbrochen hatte, hundert Kronen bekommen hätte, wäre er jetzt ein reicher Mann. Er konnte sich am ehesten vorstellen, dass man ihm in der Krankenhausapotheke ein falsches Päckchen mit nur einem Insulin-Pen ausgehändigt hatte. Das war wesentlich wahrscheinlicher, als dass etwas aus dem Päckchen gefallen war, ohne dass er es bemerkt hätte. Er war ins Krankenhaus gefahren, um das Medikament zu holen, hatte das Päckchen in einer kleinen Tüte bekommen und nicht weiter darüber nachgedacht. Er hatte

es eilig gehabt, ins Büro zu kommen, wo er zwei Stunden verbracht hatte, ehe er nach Hause gefahren war.

Noch heute bekam er einen Stich im Herz, wenn er daran zurückdachte. Warum war er nicht direkt nach Hause gefahren? Natürlich hatten ihn die Umstände in seinem Büro mehr gereizt, als Sara und ihrer Schwester beim Backen und den Geburtstagsvorbereitungen zu helfen. Trotzdem hatte er nur selten etwas so bereut, aber daran ließ sich nun nichts mehr ändern, und es war am besten, diese unangenehme Erinnerung zu verdrängen.

»Das war in jeder Hinsicht ein schrecklicher Tag«, sagte er. Auf dem Heimweg hatte er sich noch mehr verspätet, hatte einen Autoanhänger gerammt und war beim Gedanken an Saras Reaktion noch nervöser geworden. Er wollte noch schnell hinter einem Auto vorbeihuschen, um die Ausfahrt von der Ártúnsbrekka zu erwischen, und hatte den Anhänger übersehen. Sein Wagen hatte keinen Kratzer abbekommen, aber der Anhänger war verbeult und die Hängerkupplung beschädigt. Der einzige Moment, an dem er die Papiertüte mit dem Medikament aus den Augen ließ, war, als er auf dem Parkplatz bei der Tankstelle ausstieg, mit dem wütenden Fahrer sprach und die Versicherungspapiere ausfüllte, während der Mann die Schäden an seinem Anhänger begutachtete. Währenddessen lag die Tüte auf dem Beifahrersitz. »Ich vermute, dass entweder von Anfang an nicht genug Insulin in dem Päckchen war oder dass jemand es an der Tankstelle geklaut hat. Wobei ich es bestimmt gemerkt hätte, wenn jemand zu meinem Wagen geschlichen wäre, ich stand ja direkt daneben. Alles andere ist einfach zu unrealistisch.«

»Und auf den Überwachungskameras der Tankstelle war nichts zu sehen?«

»Nein, leider nicht. Wir standen ganz am Ende des Parkplatzes, die Kamera hat nur das Auto vor dem Anhänger aufgezeichnet. Wie gesagt, es ist sehr unwahrscheinlich, dass jemand an meinem Wagen war, und selbst wenn, hätte er bestimmt die ganze Tüte mitgenommen.«

»Ja, das stimmt.« Dagnýs Gesichtsausdruck war unergründlich. »Aber das spielt ja jetzt keine Rolle mehr. Ich war nur neugierig, weil mir das beim Lesen aufgefallen ist.«

Während Freyr Dagný in den Flur gehen sah, versuchte er, sich

vorzustellen, was für ein Mensch Bernóðus' Vater gewesen war und wie man sich so wenig für das Verschwinden seines Sohnes interessieren konnte. Vor dem Hintergrund seiner eigenen Erfahrung konnte Freyr das wirklich nicht verstehen. Der Vater hatte den Jungen noch nicht mal vermisst gemeldet, sondern die Schulkrankenschwester. Sie hatte den Lehrer des Jungen aufgesucht, da dieser nicht zu einer Untersuchung erschienen war, und erfahren, dass er am Morgen nicht in die Schule gekommen war. Daraufhin rief die Krankenschwester bei dem Jungen an und erfuhr von seinem Vater, dass er nicht in seinem Bett lag. Sie informierte sofort die Polizei. Bei der ersten Vernehmung sagte der Vater aus, er hätte nicht gemerkt, dass sein Sohn am Tag zuvor nach der Schule nicht nach Hause gekommen sei. Er sei besoffen eingeschlafen und hätte am nächsten Morgen gedacht, der Junge sei in der Schule. Erst als der Anruf von der Schule gekommen sei, hätte er bemerkt, dass etwas nicht stimmte. Da hätte er in das Zimmer seines Sohnes geschaut und gesehen, dass das Bett unbenutzt war.

Auch wenn sich der Protokollant offensichtlich bemüht hatte, sich neutral auszudrücken, merkte man, wie unsympathisch ihm der gleichgültige Vater gewesen war. Der Mann hatte keine Ahnung gehabt, wo sich sein Sohn aufhalten könnte, und schien auch nicht besonders erpicht darauf gewesen zu sein, es zu erfahren. Bei der letzten Vernehmung zwei Wochen später fiel es sogar dem Polizisten schwer, höflich zu bleiben. Der Vater sagte, es sei gar nicht so schlimm, wenn sein Sohn nicht gefunden würde, dann spare er sich wenigstens die Kosten für die Beerdigung. Freyr war so schockiert, dass er den Absatz mehrmals lesen musste. Er würde alles dafür geben, die sterblichen Überreste seines Sohnes beerdigen zu können.

Natürlich war der Mann krank gewesen. Als Psychiater interessierte sich Freyr für seine Geschichte, aber es gab kaum Informationen darüber. In den Unterlagen stand nicht, was mit der Mutter des Jungen passiert war und ob sie ihn auch vernachlässigt hatte. Vielleicht konnten ältere Einwohner von Ísafjörður etwas darüber erzählen, wobei Freyr sofort an seinen Patienten, den alten Lehrer, dachte. Vater und Sohn hatten allerdings erst kurz in der Stadt gewohnt, und nirgends stand, wo sie vorher gelebt hatten. Hoffentlich konnte der Lehrer Licht auf die Geschichte des Jungen werfen, in der Schule war bestimmt viel darüber

geredet worden.

Das Geräusch des Kopierers verstummte. »Möchtest du einen Kaffee?« Dagný erschien mit zwei Papierstapeln in der Türöffnung: mit den vergilbten Vorlagen und den schneeweißen Kopien. »Ich muss nicht extra einen aufgießen, wir haben einen Kaffeeautomaten.«

Freyr schüttelte den Kopf. »Nein, danke.« Im Moment wollte er weder etwas essen noch trinken. Plötzlich musste er daran denken, wie dünn Sara nach Bennis Verschwinden geworden war. Sie hatte kaum noch etwas zu sich genommen, und ihre Ehe war immer schlechter geworden. Völlig gleichgültig. Sein Herz zog sich zusammen, als er die rundliche, lebenslustige Sara mit dem Hungerhaken verglich, zu dem sie geworden war und der nur noch aus Gewohnheit weiterlebte. Auch wenn es vielleicht keinen Grund für die Befürchtung gab, dass er auf demselben Weg war, musste er sich der Gefahr bewusst sein. Sara war schließlich auch nicht klar gewesen, wozu das alles führen würde, als sie die erste Tasse Kaffee abgelehnt hatte. Freyr straffte sich. »Äh, oder doch, gerne.« Er zwang sich, Dagný anzuschauen, die in der Tür kehrtmachte, um den Kaffee zu holen. Er bewunderte ihre Hüften und ihre weiblichen Rundungen, die von der unförmigen Uniform nicht gänzlich verdeckt wurden. Als er an dem starken Kaffee nippte, fühlte er sich schon etwas besser.

»Es ist nicht ersichtlich, ob Halla nur mit Bernódus in der Grundschule in derselben Klasse gewesen ist oder mehr mit ihm zu tun hatte.« Dagný setzte sich wieder neben ihn und steckte die alten Berichte zurück in die Aktenordner. »Jedenfalls wurde damals nichts dazu angemerkt.« Sie schüttelte ausgiebig den Kopf, wie um ihr Gehirn in Gang zu bringen. »Aber es muss einen Grund geben, warum Halla so besessen von dem Jungen war.« Dagný rautte sich die kurzen Haare. »Ich habe keine Ahnung, was Kinder in diesem Alter so stark aneinander binden kann, dass es selbst Jahrzehnte nach dem Tod des einen noch Einfluss hat. Selbst wenn sie gut befreundet waren, was ich mir allerdings kaum vorstellen kann. Nach Aussage der Schule war Bernódus ein Einzelgänger und hat sich meistens abseits gehalten.«

Freyr stimmte ihr zu. Er wusste, dass Kinder wie Bernódus, die von ihren Eltern körperlich und seelisch vernachlässigt wurden, oft Außenseiter waren. Sie hatten nur selten einen »besten Freund« und

konnten froh sein, wenn die anderen Kinder sie nicht die ganze Zeit hänselten. »Bernókus' Verschwinden könnte natürlich damals ein Schock für sie gewesen und wieder hochgekommen sein, als sie psychisch labil war. Kinder sind in diesem Alter sehr sensibel, und schlimme Erlebnisse in den prägenden Jahren hinterlassen Narben auf der Seele«, sagte Freyr. »Oder sie wusste etwas oder hat gesehen, wer für Bernókus' Tod verantwortlich war.«

»Aber warum hat sie das nicht erzählt?«

»Dafür kann es viele Gründe geben. Vielleicht weil sie Angst hatte, die Nächste zu sein, vielleicht ist ihr auch erst später klargeworden, was sie gesehen hat, und da war es zu spät, vielleicht hat sie sich geschämt, weil sie Bernókus nicht geholfen hat, oder sie wollte den Täter schützen.«

»Aber wer sollte das sein?« Dagný wirkte nicht mehr ganz so skeptisch im Hinblick auf Freyrs Theorie wie am Anfang.

»Zum Beispiel ein naher Verwandter. Hallas Vater war anscheinend auch Alkoholiker. Vielleicht war er auch gewalttätig.«

Dagný nickte nachdenklich, und ihr zerzaustes Haar folgte der Kopfbewegung einen Sekundenbruchteil später in einer Wellenbewegung, so als bräuchte es einen Moment, um sich zu orientieren. »Das würde natürlich einiges erklären. Es muss furchtbar sein, wenn man seit seiner Kindheit so ein Geheimnis für sich behält.« Sie setzte sich auf ihrem Stuhl zurecht und schlug die Beine übereinander. »Kann es sein, dass Halla die damaligen Ereignisse verdrängt hat und dann von ihnen eingeholt wurde, was zu ihrem Selbstmord geführt hat?«

Freyr lächelte. »So etwas passiert sehr selten, und es ist wissenschaftlich umstritten. In den Medien wird ja im Zusammenhang mit sexueller Gewalt gegen Kinder häufig über verdrängte Erinnerungen diskutiert. Allerdings ist das bisher nie nachgewiesen worden. Es würde mich sehr wundern, wenn das hier der Fall ist.«

»Hast du eine Idee, welche Verbindung es zu deinem Sohn geben könnte?« Dagný schaute Freyr in die Augen. Sie war nervös und hielt den Augenkontakt etwas zu lange, so dass er sich wie bei einer mündlichen Prüfung fühlte. »Ich meine, bist du auf irgendwas gestoßen, dass Hallas Interesse an Benni erklären könnte? Sie scheint von ihm ja genauso besessen gewesen zu sein wie von Bernókus.«

»Ich habe nichts gefunden. Ich glaube, dass sie mit meinem Sohn, mit mir und meiner Familie überhaupt nichts zu tun hatte.« Freyr zog die Kopien zu sich heran. »Ihre Verbindung zu Benni hat nur in ihrer eigenen Vorstellung existiert, wie auch immer die aussah.«

»Aber das ist schon ein bisschen seltsam, findest du nicht?« Dagný schaute ihm immer noch in die Augen. »Dein Sohn verschwindet, du ziehst hierher, und dann kommt ein uralter Fall hoch, bei dem ein Junge auf ganz ähnliche Weise verschwunden ist.«

Es wäre am einfachsten gewesen, alles abzustreiten, zu sagen, es handele sich um einen unglaublichen Zufall, und das Gespräch dann auf ein anderes Thema zu lenken. Aber Freyr wollte sich Dagný anvertrauen.

»Das ist mehr als seltsam. Es ist total verrückt. Wenn ich nicht so geschockt wäre, könnte ich vielleicht klar denken und einen Zusammenhang herstellen. Aber das ist alles so absurd und kompliziert, dass ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll.« Freyr trank einen Schluck lauwarmen Kaffee und fuhr fort. »Mein Sohn und Bernóðus hatten nichts gemeinsam, außer dass sie verschwunden sind. Dazwischen liegen Jahrzehnte. Sie sind auch nicht miteinander verwandt, das habe ich schon überprüft. Bernóðus' Verschwinden ist zu lange her, als dass derselbe Täter dahinterstecken könnte. Alles weist darauf hin, dass es keine Verbindung gibt, aber ich kann das einfach nicht glauben. Die beiden Namen stehen ja in Hallas Abschiedsbrief und in den SMS in ihrem Handy. Das kann doch kein Zufall sein!«

Dagný lächelte ihn dumpf an. »Ich stimme dir voll und ganz zu. Natürlich habe ich gehofft, du hättest eine Idee. Und ehrlich gesagt, haben wir sämtliche Möglichkeiten abgeklopft, mit Hallas Mann und ihren Kindern und ihren früheren Arbeitskollegen gesprochen, aber keiner weiß was, und alle sind irritiert, wenn das Gespräch auf deinen Sohn oder Bernóðus kommt.« Sie zog ein paar Blätter heran, die sie bisher noch nicht angerührt hatte. »Sowohl ihr Mann als auch ihre Tochter sagen, dass Halla in den letzten Jahren so gut wie keinen Kontakt zu ihren Freundinnen hatte. Stattdessen hat sie versucht, Freundschaften aus ihrer Kindheit wiederaufleben zu lassen. Von den alten Schulkameraden waren einige weggezogen, daher hat sie viel telefoniert, und ihr Mann hat sich über die hohen Telefonrechnungen beschwert. Eine alte Freundin wohnte in Ísafjörður, aber die ist

gestorben, kurz nachdem Halla sie kontaktiert hat. Ihr Mann und ihre Tochter sind sich einig, dass der Tod dieser Freundin der Auslöser dafür war, dass Halla wieder Kontakt zu ihren alten Schulfreunden aufnehmen wollte. Ihr sei klargeworden, dass sie dafür nicht mehr viel Zeit hatte. Ihr Mann sagt auch, er hätte, nachdem er mit dir gesprochen hat, viel über ihren neu erweckten Glauben nachgedacht. Er meint, dass der Anstoß dafür auch der Tod dieser Frau gewesen sei. Halla hätte sich einen Platz im Himmel sichern wollen.«

Dagný schob ihm zwei Blätter zu: eine Kopie des Klassenfotos, das er schon besser kannte, als ihm lieb war, und eine Namensliste mit Anmerkungen. Er überflog sie. Lárus Helgason, Védís Árnrímsdóttir, Silja Konráðsdóttir, Jón Ævarsson und Steinn Gunnbjörnsson. »Wie du siehst, sind Hallas alte Freunde genau die, die damals auf dem Foto unkenntlich gemacht wurden. Die meisten sind, wie wir wissen, tot. Nachdem Halla anfang, sie ausfindig zu machen, ist einer nach dem anderen gestorben.«

Freyr schob die Liste wieder zu Dagný. Das Foto lag noch vor ihm, und Bernóðus' erbärmlicher Anblick stach ihm ins Auge. »Habt ihr mit diesem Lárus gesprochen?«, fragte er.

»Jein.« Dagný faltete das Blatt zusammen. »Er hat den Hörer aufgeknallt, als er gehört hat, worum es geht, und da er in Reykjavík wohnt, können wir nicht einfach bei ihm vorbeigehen. Ich möchte die Kollegen in Reykjavík im Moment nicht in den Fall hineinziehen. Ich kann die Hintergründe einfach nicht vernünftig erklären.«

Freyr wandte seinen Blick von dem Foto ab, das ihn zu hypnotisieren schien. »Und wie sind die anderen gestorben? Mit siebzig muss man zwar mit allem rechnen, aber das sind ziemlich viele Todesfälle in verhältnismäßig kurzer Zeit.«

Dagný räusperte sich. »Keiner ist an einer Krankheit gestorben. Védís hatte einen Unfall und ist verblutet, Jón ist an Brandwunden gestorben, Silja ist erfroren, Steinn wurde überfahren, und bei Halla handelt es sich eindeutig um Selbstmord.«

Dagnýs Worte wirbelten durch Freyrs Kopf, während er versuchte, aus dieser traurigen Statistik Schlüsse über die Gruppe zu ziehen. Er hätte gerne ein Blatt Papier und einen Stift gehabt, um sich Notizen zu machen. »Wurden diese Todesfälle untersucht? Gibt es Anlass zu der

Vermutung, dass sie miteinander in Zusammenhang stehen?«, fragte er. »Nein, sie wurden nicht näher untersucht. Dafür braucht man eine spezielle Genehmigung, und da verschiedene Polizeidienststellen betroffen sind, würde das ewig dauern. Die Leute haben im ganzen Land verstreut gelebt. Außerdem fände ich das problematisch. Es wäre schwer zu erklären, warum wir solche Informationen brauchen. Nichts weist darauf hin, dass es sich um Verbrechen handelt, und wir haben nichts, worauf wir uns stützen können.« Dagný schweig einen Moment und holte tief Luft. »Aber da ist noch was.«

»Was?«

»Die erste Verstorbene aus dem Freundeskreis, Védís ...« Dagný gab Freyr ein weiteres Blatt, die Zusammenfassung eines Obduktionsberichts. »Sie hat hier in Ísafjörður gewohnt, daher konnte ich überprüfen, wie sie gestorben ist. Wie du siehst, hatte sie vor drei Jahren einen Unfall in ihrem Garten.« Dagný befeuchtete ihre Lippen. »Sie ist in eine offene Gartenschere gestürzt, dabei wurden die Halsschlagader und die Speiseröhre durchtrennt. Frag mich nicht, wie man so was anstellt, aber das ist in dem Bericht alles genau beschrieben, es handelt sich zweifellos um einen Unfall.«

»So was passiert wohl einfach.« Der Kaffee war inzwischen eigentlich zu kalt zum Trinken, aber Freyr nahm trotzdem einen Schluck.

»Kannst du die Frau?«

»Nicht direkt, aber ich kann mich an sie erinnern. Sie war sehr speziell, hat manchmal in ihrem Haus Séancen abgehalten, aber das ist nicht so wichtig.« Dagný verzog das Gesicht. »Ich wollte dich auf etwas anderes hinweisen, auf den Zeitpunkt des Unfalls.«

Freyr suchte in der Zusammenfassung danach. Er musste das Datum sicherheitshalber zweimal lesen, obwohl er diese Zahlenkombination schon sehr oft gesehen hatte. Mit trockenem Mund murmelte er: »Das ist der Tag, an dem Benni verschwunden ist.«

»Und hast du das gesehen?« Dagný zeigte auf eine Zeile über dem Todesdatum. »Sie hat im selben Haus gewohnt wie du jetzt und ist in deinem Garten gestorben.« Sie schaute ihn eindringlich an. »Zufall?«

15. Kapitel

Putti schien zu wissen, dass die Nacht mit all ihren Begleiterscheinungen kurz bevorstand. Er lag neben Katrín, die zusammen mit Líf und Garðar auf einer gefalteten Wolldecke saß und in die Dunkelheit vor dem Haus starrte. Ihr tat immer noch alles weh, aber sie gewöhnte sich langsam daran, zumal die Kopfschmerzen weg waren. Ab und zu wurde der Hund plötzlich wachsam, hob den Kopf von den kurzen Vorderbeinen und entblökte seine Zähne. Es war unmöglich zu sagen, warum er das tat. Es gab keinen ersichtlichen Grund für sein Verhalten, und er ließ sich nicht dazu bringen, sich wieder ruhig hinzulegen. Das Plätschern des Flusses und das Rauschen der Wellen, die immer weiter den Strand hinaufrollten, hätte unter normalen Umständen beruhigend gewirkt, aber jetzt kam es ihnen so vor, als überdecke es andere, bedrohlichere Geräusche. In diesem Moment wäre es ein Leichtes, sich von hinten ans Haus heranzupirschen, daran entlangzuschleichen und sich langsam und unbemerkt zu der Stelle vorzutasten, an der sie saßen. Trotzdem war das besser, als drinnen zu sitzen und darauf zu warten, dass die toten Büsche vor dem Haus raschelten und die Bodendielen knackten.

»Lass mich noch mal sehen.« Líf streckte sich über Katrín hinweg zu Garðar nach der Kamera aus. »Bitte!«

»Vergiss es.« Garðar kontrollierte, ob seine Jackentasche zu war, damit Líf nicht an die Kamera kam. »Du siehst sowieso immer nur dasselbe, und die Batterien werden leer.«

»Warum brauchen wir Batterien in dem Fotoapparat?«, fragte Katrín ruhig. Im Moment nahm sie die Dinge einfach so, wie sie kamen. Sie wusste nicht, wie lange diese innere Ruhe anhalten würde, aber sie genoss sie, solange sie da war. Eine Sache beunruhigte sie jedoch: dass ihre Angst offenbar nachließ, weil sie sich in das Unumgängliche fügte. Es würde ihnen so ergehen wie dem früheren Besitzer des Hauses, sie würden einfach verschwinden, und niemand würde jemals etwas über ihr Schicksal erfahren. »Ich mache bestimmt keine Fotos.«

Garðar schaute sie fast beleidigt an. »Natürlich nicht. Aber wenn wir noch eine Speicherkarte finden? Wir müssen noch zwei Kisten durchschauen.«

»Auf einer Speicherkarte kann nichts sein, was uns hilft. Wenn der Typ was gewusst hätte, das uns helfen könnte, dann hätte er ja wohl seine eigene Haut gerettet, oder?«, entgegnete Katrín. Sie kniff die Augen zusammen und versuchte vergeblich, die ausgefransten Wäscheleinen zu erkennen, die irgendwo in der Dämmerung hingen.

»Sei doch nicht so negativ«, sagte Líf und rückte ein Stück von Katrín ab, besann sich dann aber und rutschte wieder zurück. Dabei stieß sie gegen Putti, der empört aufschaute, den Kopf schüttelte, so dass seine Ohren hin und her schlackerten, ausgiebig gähnte und den Kopf wieder sinken ließ. Seine glänzenden, dunkelbraunen Augen starrten unter seinem buschigen Schopf auf das karierte Muster der Decke. »Du darfst dich jetzt nicht hängenlassen. Es ist alles schon schlimm genug.«

»Ich lasse mich nicht hängen.« Katrín bekam einen Muskelkrampf und streckte ihr schmerzendes Bein aus. Sie hatte keine Ahnung, ob die Kälte Wadenkrämpfe förderte, aber ihre Beine froren trotz der dicken Skihose.

»Ich bin nur realistisch. Wir haben es alle gesehen, der Mann hat genau dasselbe erlebt wie wir, aber er war alleine. Wahrscheinlich war er sogar zu einer ähnlichen Jahreszeit hier. Auf ein paar Filmausschnitten konnte man Schneereste sehen.«

»Das muss gar nichts heißen. Hier kann es auch im August schneien.«

Garðar dehnte seinen Hals, offenbar war er auch schon ganz eingerostet.

»Wir sollten unsere Lage nicht einfach so mit seiner vergleichen. Wie du schon sagst, wir sind immerhin zu dritt, und er war alleine.«

Katrín schwieg, obwohl sie am liebsten laut aufgelacht hätte. Sie konnten zwar abwechselnd schlafen, aber ansonsten erging es ihnen nicht besser als dem armen Mann, der an diesem einsamen und verlassenem Ort sein Leben verloren hatte. Den Filmausschnitten nach war sein Handy auch plötzlich tot gewesen. Er hatte, so wie sie, einen Jungen gesehen, der gebeugt in Reichweite gestanden hatte und verschwunden war, sobald man sich ihm näherte. Auch die beiden Kreuze waren ohne Erklärung im Haus aufgetaucht, und Katrín spürte immer noch das beklemmende Gefühl, als sie auf dem kleinen Bildschirm der Kamera erschienen waren, mit der zitternden Stimme des Mannes unterlegt. Er schien genauso wenig wie sie zu wissen, was es damit auf sich hatte. Das Ganze wurde noch beklemmender, als in einem anderen Filmausschnitt die Muscheln zu sehen waren. Doch der letzte Teil verblüffte sie am

meisten. Dabei verflog sogar ihre Angst, und eine merkwürdige Ruhe überkam sie. Der Mann klang resigniert. Er sprach leise, so dass man ihn kaum verstehen konnte, zumal er übermüdet war und ständig gähnte. Er grüßte verschiedene Leute, die sie nicht kannten, und schien sich in sein Schicksal zu fügen. Er sagte, er komme nicht mehr zurück in die Zivilisation, zumindest nicht lebendig.

Sie hatten den Film immer wieder abgespult, weil sie den Mann besser verstehen wollten, und dabei die Batterie übermäßig beansprucht. Aber es hatte nicht viel gebracht. Er benutzte die Kamera wie ein Diktiergerät, und in der Dunkelheit konnte man nichts erkennen. Mit zitternder Stimme sagte er, seine Taschenlampe sei verschwunden und er spüre, dass gleich etwas geschehen würde. Im Haus rieche es unerträglich, und er stieße ständig auf nasse Fußspuren, die nicht vom ihm stammten.

Etwas Heimtückische, Widerwärtiges liege in der Luft und sei hinter ihm her, wobei er nicht wisse, was er verbrochen und womit er das verdient hätte. Dann verstummte der Mann plötzlich. Unmittelbar darauf erschien eine andere Person ganz kurz im Bild, aber zu schnell, um sie richtig sehen zu können. Im Grunde war es nicht mehr als ein schwarzer Schatten vor einem etwas helleren Hintergrund. Sie versuchten, den Film in Zeitlupe abzuspielen, ihn anzuhalten und Bild für Bild zu betrachten, aber sie trafen nie den richtigen Augenblick. Dennoch zweifelte keiner von ihnen daran, dass es sich um den Jungen handelte, obwohl er heute, drei Jahre später, noch genauso alt wirkte. Man konnte hören, wie der Mann die Luft anhielt. Dann ergriff er wieder das Wort, doch der Film brach mitten im Satz ab. Entweder war die Batterie leer oder es war etwas Schlimmes passiert. Obwohl der Mann nur flüsterte, konnte man jedes Wort verstehen: »Er kommt. Er kommt. O mein Gott, o mein Gott, er ...« Das war die letzte Aufnahme auf der Speicherkarte.

Putti hob den Kopf und knurrte, diesmal länger und tiefer als zuvor. Garðar schnaubte verächtlich. »Ich wette, dass wir vor allem wegen dieses Köters so angespannt sind. Wenn der mal das Maul halten würde, würden wir uns auch nicht immer so erschrecken. Man kann sich in allen möglichen Schwachsinn reinsteigern und sich die unglaublichsten Dinge einbilden.«

»Sprich nicht so über den armen Kerl. Komm, Putti, komm zu Frauchen.« Líf klopfte auf ihre Schenkel, aber Putti wirkte nicht sehr

begeistert, hörte jedoch auf zu knurren. Er ging nicht zu ihr, sondern blieb dicht neben Katrín liegen. Seit ihrem Sturz von der Treppe schien er sich vorgenommen zu haben, nicht von ihrer Seite zu weichen. Garðar beobachtete den Hund, schüttelte den Kopf und gähnte. Dabei mussten sie alle an den Film und die abgerissenen Sätze des übermüdeten Mannes denken. Garðar bemühte sich, sein Gähnen zu unterdrücken. »Sollen wir reingehen? Es wird kühl, wir können nicht die ganze Nacht hier sitzen.«

»Ich will nicht ins Haus.« Líf kraulte Putti hinter den Ohren, eindeutig eifersüchtig, dass es ihren Hund jetzt eher zu Katrín hinzog. »Ich fühle mich eigentlich ganz wohl hier draußen in der Kälte.« Sie liebte den Hund, der sich nicht großartig darum kümmerte. »Können wir nicht einfach unsere Schlafsäcke rausholen?«

»Nein«, sagte Katrín. Sie fühlte sich an ihre Schüler erinnert. Wenn die Kinder mit etwas Unangenehmem konfrontiert wurden, schlugen sie alle möglichen unrealistischen Lösungen vor, um das Unumgängliche hinauszuzögern. Líf wusste genau, dass sie am Ende reingehen würden. Im Moment kam es ihnen zwar angenehmer vor, draußen zu sein, aber bestimmt nur so lange, bis sie die Augen zumachen, einschlafen und der Phantasie freien Lauf lassen würden. »Wir könnten auch rüber zum Arzt gehen und da schlafen. Wir haben ja den Schlüssel«, schlug Katrín vor. Sie wollte es nicht aussprechen, dachte aber daran, dass es dort möglicherweise ein Funkgerät gab, mit dem sie Kontakt zur Außenwelt aufnehmen könnten. Offenbar war sie mit ihren unrealistischen Erwartungen auch nicht besser als Líf.

Líf begrüßte die Idee, aber Garðar brauchte noch etwas Bedenkzeit.

»Sind wir denn da besser aufgehoben?« Immerhin stand er auf und spähte in die Richtung, in der das Arzt stand. Der Nachthimmel war bedeckt und nicht von Mondlicht oder Sternen aufgehell. »Dieses Horrorkind kann uns da genauso verfolgen wie hier.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.« Katrín stand ebenfalls auf, obwohl ihre steifen Glieder heftig protestierten. Putti blieb still liegen, schaute aber besorgt zu ihr hoch. Sie schaute zurück und lächelte ihn an, unsicher, ob Hunde unterschiedliche Gesichtsausdrücke wahrnehmen können. »Ich finde es jedenfalls besser, rüberzugehen, als heute Nacht hier zu bleiben. Und ihr?«

Sie mussten nicht lange darüber diskutieren; keiner war besonders scharf darauf, sich im Obergeschoss einzurichten, in dem Raum, den sich der frühere Besitzer auch zum Schlafen ausgesucht hatte. Ohne etwas zu sagen, brachten sie die Decke ins Haus und machten sich bereit. Dann marschierten sie los, jeder mit seinem Schlafsack und etwas Kleinkram. Putti folgte ihnen auf dem Fuß und hielt sich immer in Katríns Nähe. Es wurde beschämend deutlich, dass er Katrín seinem Frauchen vorzog. Katrín war nicht überrascht, dass der arme Kerl gemerkt hatte, dass Líf keine wirkliche Stütze war, wunderte sich aber, warum er sich nicht an Garðar hielt. Schließlich war er derjenige, der zumindest so tat, als sei alles in Ordnung, und als Letzter zugeben würde, dass er Angst hatte.

»Ich glaube, es schneit.« Líf schob den Schlafsack auf ihrem Arm zurecht und strich sich über die Wange. »Ist doch gut, wenn es noch mehr schneit, oder? Dann können wir vielleicht Spuren sehen.«

»Und die willst du dann verfolgen?«, entgegnete Garðar. Er war hinter Katrín und Líf, die auf dem schmalen Pfad nur mit Mühe nebeneinander passten, und konnte nicht viel besser laufen als Katrín, da die Blase an seinem Fuß noch nicht verheilt war. »Das sehe ich nicht so richtig vor mir.«

»Ich sage ja nicht, dass wir heute Nacht noch mal rausgehen, aber vielleicht morgen, wenn es hell wird. Hier ist ja nicht so viel los, dass alles mit Fußspuren übersät sein wird. Stell dir vor, wir finden diesen verdammten Jungen, fesseln ihn und haben endlich Ruhe. Dürfen wir ihn töten, weil er den Mann, dem das Haus gehört hat, umgebracht hat?«, fragte Líf. Katrín hob die Brauen und spürte dabei die schmerzende Stelle an ihrem Scheitel. Líf war doch verrückt. Katrín überließ es Garðar, auf diesen Unfug einzugehen, und die beiden begannen, sich darüber zu streiten. Normalerweise langweilte es Katrín, Streitereien mit anzuhören, aber jetzt fand sie es angenehm. Es war so alltäglich und vertraut, fast so wie bei einem alten Ehepaar, das sich nie über etwas einig wurde. Katrín hatte noch nicht mal Herzklopfen, als sie auf einer morschen Brücke vorsichtig einen Flussarm überquerten, obwohl sie bisher schon allein bei dem Gedanken, ins eiskalte Wasser zu fallen, Panik bekommen hatte. Sie war zu sehr damit beschäftigt, Garðar zuzuhören, der sich erbot darüber ausließ, dass Fußspuren innerhalb kürzester Zeit wieder zuschneien konnten. Líf wollte das nicht glauben,

und der Streit war noch nicht beigelegt, als sie plötzlich bei dem kalkweißen, zweistöckigen Haus ankamen, in dem früher der Dorfarzt gewohnt hatte.

»Mann, sieht das unheimlich aus, wenn die Fenster so zugenagelt sind. Als hätte man dem Haus die Augen ausgestochen und Pflaster drübergeklebt.« Líf schüttelte sich.

Sie standen schweigend da und starrten das Haus an. Katrín und Garðar fanden Lífs Beschreibung ziemlich zutreffend. Garðar durchbrach als Erster die Stille. »Hier kommt zumindest niemand rein, der keinen Schlüssel hat. Die Tür ist das Einzige, was nicht zugenagelt ist. Auch wenn sich dieses Kind geschickt verstecken kann, ist es bestimmt kein Einbruchskünstler. Die Tür sieht nicht so aus, als hätte sich schon jemand daran zu schaffen gemacht.« Obwohl Garðar zuversichtlich wirkte, machte er keine Anstalten, zur Tür zu gehen.

Putti tippelte hektisch zwischen Katrín und Líf herum, was aber auch an der Kälte liegen konnte. Er sah furchtbar mitgenommen aus. Die Vorstellung, dass der arme Kleine fast erfror, ließ Katrín zur Tat schreiten. »Wer hat den Schlüssel?« Im selben Moment wurde ihr klar, dass keiner daran gedacht hatte, ihn mitzunehmen.

»Ich laufe schnell zurück. Dauert keine Minute.« Garðar hörte nicht auf Katríns und Lífs leise Proteste. Sie wollten zwar beide nicht umkehren, ihn aber auch nicht gehen lassen. Aber einer von ihnen musste den Schlüssel holen, und es war sinnlos, großes Theater darum zu machen, wenn sich schon jemand freiwillig bereit erklärte. Die Frauen schauten Garðar hinterher, wie er mit seiner verletzten Ferse in die Dunkelheit hinaushumpelte, und fanden, dass er unglaublich schnell aus ihrem Blickfeld verschwand. Nachdem sie lange dagestanden und in die Finsternis gestiert hatten, ging Katrín zum Haus und legte ihren Schlafsack vor die Tür. Líf tat es ihr nach. Dann setzten sie sich auf die Terrasse, die viel besser aussah als ihre, und warteten auf Garðar und den Schlüssel. Putti stand neben ihnen und schnüffelte in der Luft.

»Bitte nicht knurren.« Líf zog ihren Anorak fester um sich. »Ich kann es nicht mehr hören.« Der Hund hörte auf zu schnüffeln, drehte sich abrupt zur Hausecke und hielt inne. Das Haus stand viel näher am Meer als ihres, und die Wellen, die jetzt noch heftiger den Strand hinaufrollten, waren lauter. Ab und zu kam ein platschendes Geräusch hinzu, wie wenn

jemand am Strand entlanglief. »Wie lange ist Garðar schon weg? Er müsste doch bald wieder hier sein, oder?« Líf schaute Katrín nicht an, da sie wusste, wie dämlich ihre Frage war. »Ich kann es nicht erwarten, reinzukommen und in meinen Schlafsack zu kriechen.«

»Ich auch nicht.« Die Erschöpfung, die sich den Tag über aufgebaut hatte, brach hervor. Katrín spürte mal wieder, dass psychische Belastung genauso ermüdend sein konnte wie körperliche Anstrengung. Seit Garðar und sie Finanzprobleme hatten, war sie abends oft zusammengeklappt, und dann schienen die Probleme unüberwindbar und alles war hoffnungslos. »Ich glaube, es war richtig, dass wir umgezogen sind«, sagte sie. Dabei fiel ihr ein, dass sie kein Brennholz mitgenommen hatten und es ziemlich kalt im Haus werden würde. Aber immerhin war aus dem Schneefall, den Líf gespürt hatte, nichts geworden. »Wir haben nichts zum Heizen dabei.«

Líf stöhnte, war aber sofort wieder still. »Na und? Ich bin schon froh, wenn ich reinkomme.«

»Ich auch.« Katrín gähnte, hielt jedoch mittendrin inne, als Putti zu knurren begann. Er stand immer noch an derselben Stelle und starrte zur Hauswand. Als er verstummte, hörten sie ein deutliches Knarren. Líf tastete mit beiden Händen nach Katríns Arm und packte ihn.

»Was war das?«

Katrín befahl ihr, still zu sein, und lauschte. Es klang, als käme jemand um die Hausecke. Die Gelassenheit, die ihr so gutgetan hatte, verschwand im Handumdrehen, und Katríns Herz klopfte heftig. Sie hatte gehört, dass Tiere spürten, wenn es den Menschen in ihrer Nähe schlechtging. So war es auf jeden Fall bei Putti. Er geriet außer sich und bellte mehrmals laut. Das Knarren hörte auf.

»Was sollen wir tun?« Lífs Stimme war anzuhören, dass sie am liebsten die Augen zugekniffen und gehofft hätte, dass alles von alleine vorüberging, und Katrín hatte dasselbe Bedürfnis. Sie ließ es sich jedoch nicht anmerken, sondern befahl Líf erneut, still zu sein, und versuchte, sich etwas einfallen zu lassen. Sie traute sich nicht, aufzustehen und um die Ecke zu spähen. Das Einzige, was sie tun konnte, war, Líf auf die Beine zu zerren und Garðar nachzurrennen. Wie naiv von ihnen zu glauben, dass dieses Haus besser wäre.

Putti drehte völlig durch und hüpfte bei jedem Bellen mit allen vieren in

die Luft. Dann verstummte er urplötzlich und winselte erbärmlich, was noch schlimmer war als das Bellen – Ersteres vermittelte zumindest die Hoffnung, dass der Hund glaubte, es mit dem, was sich hinter der Hausecke verbarg, aufnehmen zu können. Das Winseln klang hingegen ganz anders. Katrín erhob sich vorsichtig und zwang Líf, ebenfalls aufzustehen. Sie flüsterte ihr ins Ohr: »Wir gehen langsam zur Treppe und rennen dann los. Die Sachen lassen wir einfach liegen.« Wie sie in ihrem Zustand rennen wollte, war völlig unklar – sie hatte schon Schwierigkeiten zu gehen.

Vielleicht hatte der Eindringling sie gehört. Das Knarren setzte erneut ein und näherte sich ungewöhnlich schnell. Katrín starrte entmutigt auf die Hausecke. Sie war davon überzeugt, dass sie gleich ihren Verfolger erblicken würde. Das Einzige, was sie tun konnte, war, die Ecke der Hauswand zu fixieren. Líf war wie hypnotisiert. Als eine kleine Hand um die Ecke fasste, schrien die Frauen laut auf. Vier kreideweiße Finger. Die Hand verschwand genauso schnell, wie sie aufgetaucht war. Als Nächstes hörten sie hinter der Hausecke undeutliches Brabbeln. Sie verstanden kein Wort, es war wie ein Selbstgespräch, das nicht für andere Ohren bestimmt war. Man konnte unmöglich sagen, ob es sich um ein Mädchen oder einen Jungen handelte. Als Katrín der Gedanke durch den Kopf schoss, dass es ein total durchgeknallter Erwachsener sein könnte, der mit einer Kinderstimme sprach, sträubten sich ihr die Haare. Der Tonfall hatte nichts von kindlicher Fröhlichkeit und Unschuld, aber angesichts der Größe der Hand konnte es kein Erwachsener sein. Die Kinderstimme verstummte.

»Was hat er gesagt?« Líf presste Katríns schmerzenden Körper so fest, dass ihr fast schwindelig wurde. »Was hat er gesagt?«

»Psst!« Das Knarren hatte wieder begonnen und wurde von einem ekelhaften Gestank begleitet, der sich nicht genau beschreiben ließ – wie eine Mischung aus Algen und verdorbenem Fleisch. Die Stimme setzte wieder ein, diesmal lauter und deutlicher: *Geht nicht. Geht noch nicht. Ich bin noch nicht fertig.*

Mehr konnte Katrín nicht hören, denn Líf fing an zu schreien und hechtete zur Treppe, ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen. Einen Moment lang stand sie alleine auf der Terrasse, zu betäubt, um Putti zurechtzuweisen, der wie verrückt bellte. Aber es gelang ihm nicht, die

abartige Stimme zu ersticken, die grimmig sagte:
Ich wiederhole: Ich bin noch nicht fertig.

16. Kapitel

Freyr hatte dem Grundstück und dem Haus noch nie besondere Beachtung geschenkt. In seinen Augen war es nur eine Übernachtungsgelegenheit, an die er sich nicht binden wollte. Die meisten Möbel gehörten zum Haus und würden dort bleiben, wenn er auszog, ob zurück nach Reykjavík oder in ein anderes Haus in den Westfjorden, das er vielleicht kaufen würde. Im Moment verhielt er sich wie in einem Hotel, faltete seine Kleidung und legte sie in eines der Fächer im Schrank, in dem er auch seine Hemden und Anzüge aufhängte. Die Schubladen benutzte er nur sehr sparsam, wie ein Gast, der nicht alle Türen und Schränke aufmachen wollte. Er belegte sogar nur ein Fach im Kühlschrank. Die einzigen privaten Gegenstände waren die Fotos von seinem Sohn, und die konnte er in fünf Minuten in eine Kiste packen. Freyr durfte das Haus natürlich uneingeschränkt benutzen – als der Personalleiter des Krankenhauses ihm die Schlüssel übergeben hatte, hatte er gesagt, er solle sich wie zu Hause fühlen. Freyr hatte sich bedankt und keine weiteren Fragen gestellt, hatte gar nicht wissen wollen, wie das Krankenhaus in den Besitz der Immobilie gekommen war.

Jetzt, da er ein paar vage Informationen über die ehemalige Bewohnerin hatte, wirkte das Haus ganz anders auf ihn. Er war durch die Zimmer gegangen und hatte sich die Bücher und Gegenstände in den Regalen, die Möbel und anderen Dinge angeschaut, die schon dort gewesen waren, als er das Haus zum ersten Mal betreten hatte. Bisher hatte er sie überhaupt nicht beachtet, geschweige denn sich Gedanken über ihre Herkunft gemacht. Am Ende seiner Besichtigungstour hatte er die Vermutung, dass die meisten Dinge nicht der ehemaligen Besitzerin des Hauses gehört hatten, die in ihrem eigenen Garten gestorben war. Die Sachen passten vom Alter und vom Stil einfach nicht zusammen. Die Bilder waren verblasste Nachdrucke, die Möbel billig und abgenutzt. Die bauschigen, hübschen Gardinen waren im Grunde das Einzige, was Freyrs Meinung nach zum Haus gehörte. Sie waren mit Sorgfalt und Liebe ausgewählt, auch wenn sie nicht seinem Geschmack entsprachen. Wenn man davon ausging, dass Védís so wie Halla und die anderen aus

der Klasse um 1940 geboren war, hätte die Einrichtung aus den siebziger Jahren stammen müssen und kein Sammelsurium aus verschiedenen Epochen sein dürfen. Geschirr, Gläser, Tischdecken, Töpfe und Pfannen sahen aus wie in einer Schaufenstereinrichtung von IKEA.

Ausgeschlossen, dass nach all den Jahren kein einziger Löffel aus dem Haushalt einer älteren Dame übrig war. Das Krankenhaus musste das Haus leer übernommen und neu möbliert haben, die meisten Sachen im Secondhandladen, auf dem Flohmarkt oder im Restelager von IKEA gekauft haben. Die Möbel sagten daher wenig über Védís aus. Dagný hatte bei der Krankenhausverwaltung angerufen und sich ausführlich über die Vorgeschichte des Hauses erkundigt. Freyr wollte das nicht selbst tun, er hatte sich in den letzten Tagen schon merkwürdig genug verhalten. Demnach hatte die frühere Eigentümerin dem Krankenhaus das Haus vererbt. In der Verwaltung war man sehr überrascht gewesen, da Védís nichts mit dem Krankenhaus zu tun gehabt hatte, sie hatte nie lange dort gelegen oder die medizinischen Dienste mehr als üblich in Anspruch genommen. Trotzdem hatte etwas sie dazu bewegt, eine knappe Woche vor ihrem Tod ihr Testament zu machen und für ihren einzigen nennenswerten Besitz diese Vorkehrung zu treffen. Auch wenn die Gründe dafür unklar waren, freute sich das Krankenhaus über diese Großzügigkeit, denn es gab viele zugezogene Mitarbeiter, die irgendwo untergebracht werden mussten.

Und so war Freyr an das Haus gekommen. Eine alleinstehende ältere Dame hatte beschlossen, ihren einzigen Besitz seinem zukünftigen Arbeitgeber zu vermachen. Und kurz darauf war sie auf die scharfe Gartenschere gestürzt. Freyr kam das fast zu banal vor, als er an die Verschwörungstheorien dachte, die ihm durch den Kopf gegangen waren, als Dagný ihm zum ersten Mal von der Sache erzählt hatte. Er schämte sich, dass er sofort etwas in die Sache hineininterpretiert und sich dadurch genauso verhalten hatte wie seine Patienten – neuerdings offenbar nichts Ungewöhnliches. Freyr ließ die schwere Gardine fallen und betrachtete den hellroten Stoff, der sanft hin- und herschwang, bis er reglos herabhing. Es war sinnlos, den Fleck und die verwilderten Pflanzen anzustarren, die nicht mehr gehegt und gepflegt wurden. Freyr meinte zu wissen, wo der Unfall passiert war, auch wenn er sich dabei nur auf seine Intuition verließ.

Es war eine Stelle direkt gegenüber dem großen Wohnzimmerfenster am Rand des Gartens, wo eine Steinmauer das Grundstück vom Bürgersteig abgrenzte. Dort stand ein Strauch, der schon seit Freyrs Einzug keine Blätter mehr hatte. Freyr hatte keine Ahnung, welche Sorte es war. Wenn er raten müsste, würde er auf einen Rosenstrauch tippen, aber nur, weil sich in dem dunklen Gewirr von Zweigen Dornen verbargen. Man konnte sie von Freyrs Platz am Wohnzimmerfenster nicht erkennen, aber er hatte sie gesehen, als er für die Jungen aus dem Viertel dort einen Ball geholt hatte. Sie hatten aus irgendeinem Grund nicht in den Garten gehen wollen, sondern an die Haustür geklopft und Freyr gebeten, ihnen den Ball zu bringen. Während er darüber nachdachte, fiel ihm ein, dass nur einer der Jungen auf dem Treppenabsatz vor der Tür gestanden hatte. Die anderen waren auf dem Bürgersteig geblieben und hatten sie aus sicherer Entfernung beobachtet. Damals hatte Freyr geglaubt, sie wollten nicht ohne Erlaubnis den vertrockneten Rasen betreten oder meinten, der Hausherr würde sie ausschimpfen, aber jetzt beschlich ihn der Verdacht, dass die unheimliche Geschichte des Gartens daran schuld war. Die Jungen waren alt genug, um sich an den Unfall zu erinnern, und damals hatte es im Viertel bestimmt kein anderes Thema gegeben als Védís plötzlichen Tod. Freyr war sich nicht ganz sicher, ob es Einbildung gewesen war, aber als er sich bei dem Strauch nach dem bunten Plastikball gebückt hatte, hatte er sich unwohl gefühlt. Er hatte das Gefühl gehabt, als hätten bunte Plastikbälle in der Stille und Dunkelheit an den Wurzeln des Strauchs nichts zu suchen.

Wahrscheinlich war diese Erinnerung in seinem Kopf etwas durcheinandergeraten, aber das war nebensächlich. Vor dem Strauch befand sich nämlich ein dunkler Fleck, dunkelbraune Erde in der ansonsten gepflegten Rasenfläche, die der Winter milde behandelt hatte. An der Stelle war nichts, das den kahlen Fleck erklären konnte, und obwohl Freyr sich nicht besonders für den Garten interessierte, hätte er bestimmt gemerkt, wenn ein Stein oder ein großer Gegenstand dort gestanden hätten, zumal die Stelle vom Wohnzimmerfenster aus gut einsehbar war. Nein, er war davon überzeugt, dass die Frau dort verblutet war und dass man vernünftige Gründe für die kahle Stelle finden würde, wenn man genauer nachforschte. Vielleicht hatte der Salzgehalt in Védís' Blut das Gras kaputtgemacht, oder die Nachbarn oder ein

Reinigungstrupp hatten aus Versehen giftiges Putzmittel auf die Stelle gesprüht. Die Frau musste stark geblutet haben.

Freyr trat von einem Bein aufs andere. Er hatte gegessen, ein paar Sachen gepackt, die er morgen früh mit nach Reykjavík nehmen wollte, und obwohl gleich die Spätnachrichten anfangen, konnte er sich nicht überwinden, den Fernseher einzuschalten. Er war zu aufgewühlt, um auch noch die Ärgernisse der Innenpolitik zu verkraften. Instinktiv zog er seinen Jogginganzug an. An der Haustür blieb er kurz stehen und starrte auf den Schlüsselbund mit dem Wahrzeichen der Stadt Ísafjörður. Daran hingen vier Schlüssel, zwei für die Haustür, einer für die Garage und einer für den Keller, den er nicht benutzte. Freyr hatte bei der Hausübergabe nur kurz hineingeschaut. Nachdenklich knabberte er an der Innenseite seiner Wange, steckte die Schlüssel dann in die Tasche und ging in den kühlen Winterabend hinaus. Er würde seine übliche Runde laufen und sich anschließend besser fühlen, zumindest wäre er dann körperlich erschöpft und könnte besser einschlafen. Freyr versuchte, sich nur noch auf den Weg zu konzentrieren.

Doch als er vor dem Haus stand, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick auf die Stelle zu werfen, die er für Védís' Todesort hielt. An diesem milden Winterabend roch die schlafende Natur nicht sehr intensiv, aber Freyr konnte ihren vagen Duft dennoch wahrnehmen, wenn er tief einatmete. Als er vor dem dunklen Fleck stand, stieg ihm ein schwererer, schärferer Geruch in die Nase. Seine Nasenflügel brannten, als er die stinkende Luft einatmete, und er hielt sich automatisch die Nase zu. Dann bückte er sich, zog einen dünnen Zweig unter dem Strauch hervor und stocherte damit in der dunkelbraunen Erde herum. Sie war feucht und schien wärmer zu sein als normal, aber Freyr brachte es nicht über sich, die Hand darauf zu legen. Falls hier nichts mehr wuchs, weil jemand Gift versprüht hatte, wollte er die Erde lieber nicht anfassen. Er richtete sich wieder auf, stockte jedoch mitten in der Bewegung, als ein klapperndes, metallenes Geräusch aus dem Strauch drang. In seinem Kopf entstand sofort das Bild von einer Gartenschere.

Freyr atmete tief ein und roch wieder den scharfen Geruch, der stärker geworden war, als er in der Erde herumgestochert hatte. Ihm wurde schwindelig, aber er bückte sich trotzdem noch einmal und spähte unter

den wuchernden, unansehnlichen Strauch. Natürlich lag dort keine Gartenschere und auch sonst nichts. Es war zwar überall dunkel, aber unter dem Strauch schien die Finsternis noch schwärzer zu sein, so dass man noch nicht mal die zwei Meter entfernte Wand sehen konnte. Die kahlen Zweige waren so dicht, dass das trübe Licht der Straßenlaterne nicht durch sie hindurchdrang. Freyr schüttelte den Kopf und ärgerte sich über seine blühende Phantasie. Er richtete sich auf, ging entschlossenen Schrittes zum Gartentor und ignorierte das erneute Klappern hinter sich. Er war heilfroh, als er den Garten verlassen hatte und durch die Straße joggte.

Obwohl er zügig lief, war er noch nicht weit gekommen, als er hörte, wie sich von hinten ein Jogger in schnellem Tempo näherte. Er lief rhythmisch und viel leichtfüßiger als Freyr. Als die Schritte fast bei ihm angelangt waren, wurde Freyr etwas langsamer, um den zügigen Jogger vorbeizulassen. Da wurde er ungelenkt an der Schulter gepackt, und Dagný bat ihn japsend, stehen zu bleiben.

»Hast du es eilig?« Sie stand da, die Hände auf den Oberschenkeln, und schnappte nach Luft. »Ich hab dich loslaufen sehen, als ich gerade vom Joggen zurückkam, und wollte kurz hallo sagen, aber du bist so schnell gelaufen, dass ich schon dachte, du läufst vor mir weg.«

Freyr, der auf der Stelle gejoggt war, um nicht an Fahrt zu verlieren, blieb jetzt stehen und grinste Dagný an. Er war so froh, sie zu sehen. Ihre geröteten Wangen und ihr hektisches Atmen symbolisierten das Leben und all das, was die Zukunft bereithielt, während die hässlichen Möbel und der ungepflegte Garten der Vergangenheit angehörten, die sich nicht mehr ändern ließ. »Entschuldige, ich wäre stehen geblieben, wenn ich dich gesehen hätte.«

Dagný straffte ihren Rücken. »Ich komme noch mal ein Stück mit, wenn du versprichst, ein bisschen langsamer zu laufen.«

Freyr hätte sich auch einverstanden erklärt, rückwärts zu laufen, wenn sie das gewollt hätte. »Gerne, ich bin total froh über ein bisschen Gesellschaft.« Er wäre durchaus auch auf dem Bürgersteig stehen geblieben und hätte einfach weiter in ihre graublauen Augen geschaut. Sie waren ein bisschen unterschiedlich, das eine war etwas schräger als das andere, aber genau das verlieh ihrem Gesicht diesen unwiderstehlichen Charme.

»Ich bin dir nach, weil ich eigentlich kurz bei dir reinschauen wollte«, sagte Dagný, als sie losgejoggt waren. »Du denkst bestimmt über die ganze Sache nach, vielleicht kann ich dir dabei helfen. Ich erinnere mich gut an die Frau.«

»Hast du schon hier gewohnt, als Védís gestorben ist?«

»Nein, ich hab das Haus vor zwei Jahren gekauft, da war sie schon tot. Aber sie war so auffällig, dass man sie einfach kannte, auch wenn man nicht neben ihr gewohnt hat.« Dagný verstummte, suchte nach dem richtigen Atemrhythmus und sprach dann weiter. »Gibt es nichts im Haus, das ihre Verbindung zu dem Fall erklärt? Ich kapiere immer noch nicht, worum es dabei eigentlich geht.«

»Ihre Möbel sind nicht mehr da. Die Angehörigen haben sie bestimmt abgeholt, bevor das Krankenhaus das Haus übernommen hat.« Freyr wurde etwas langsamer, er durfte nicht vergessen, dass Dagný schon genug gelaufen war.

Dagný war froh, ihr Tempo drosseln zu können. »Das Krankenhaus hat zwar alles geerbt, aber es gab ein paar Wertsachen aus dem Besitz ihrer Eltern, auch Antiquitäten. Das meiste davon wurde in Reykjavík verkauft, nur ihre persönlichen Dinge sind hiergeblieben, damit ein Angehöriger sie später abholen kann. Vieles ist natürlich auf dem Müll gelandet.«

»Es gibt einen Abstellraum im Keller. Vielleicht sind die Sachen dort aufbewahrt. Im Haus und in der Garage ist jedenfalls nichts. Ich wusste bisher gar nicht, wer vor mir da gewohnt hat, ich dachte, es wäre ein Arzt aus Reykjavík gewesen.«

»Ja, ein Kollege von dir. Er ist ein paar Monate vor dir ausgezogen.« Freyr wusste über den Mann nur das, was er im Krankenhaus gehört hatte – dass er die Probezeit nicht überstanden hatte. Deshalb war er im Krankenhaus nicht sehr beliebt gewesen, aber das konnte natürlich auch an seiner Person liegen. »Wenn persönliche Sachen in der Abstellkammer sind, darf ich sie mir dann ansehen?«

Dagný wurde noch langsamer. »Ich kann dir versichern, dass niemand wegen Neugier gegen dich ermitteln wird. Du hast den Schlüssel bekommen, und wenn der auf einen Keller mit Sachen der ehemaligen Besitzerin passt, ist es vollkommen egal, ob du sie anfasst.« Schweigend joggten sie noch ein Stück, bis Freyr vorschlug

umzukehren, da Dagný langsam müde wurde. Er hätte noch ein gutes Stück weiterjoggen können, wollte aber lieber mit ihr zurücklaufen. Als sie vor seinem Haus standen, beschloss er, sie einzuladen zu einem Glas Rotwein, Cola, Tee, Bier, Kaffee, Wasser oder was auch immer sie wollte. Sie wich seinem Blick aus, atmete tief durch und erklärte sich einverstanden, wollte aber erst duschen und dann in einer halben Stunde vorbeikommen. Vier Minuten später war Freyr bereits geduscht – er hatte sich während der Studienzeit, als er immer in Eile und jede Minute kostbar war, eine Schnellwaschtechnik angeeignet. Er trocknete sich ab, zog sich ebenso schnell an und wollte, um das Warten zu verkürzen, einen Blick in den Keller werfen. Der Abend war friedlich und die Umgebung ganz ruhig, so dass er bestimmt hören würde, wenn Dagný das alte Eisentor aufmachte.

Im Garten war es noch dunkler als vor dem Haus, und Freyr stützte sich sicherheitshalber an der Wand ab, als er die Kellertreppe hinunterging. Er wollte nicht hinfallen oder sich vertreten, wenn Dagný endlich zu Besuch kam. Als er die Kellertür öffnete, knarrte sie laut in den Angeln. Freyr reckte sich nach dem Lichtschalter und sah sich in dem fast leeren Keller um.

Es gab genauso wenig zu sehen wie beim letzten Mal. Im Lichtstrahl tanzte Staub. Freyr schaute hinter eine halbhohle Wand weiter hinten im Keller, die er beim letzten Mal nicht beachtet hatte. Dort war ein Pappkarton, auf dem mit schwarzem Filzstift »Védís Arngrímsdóttir« stand. Ohne lange nachzudenken, hob er den Karton hoch, ein bisschen nervös, weil er Angst hatte, Dagný zu überhören.

Eigentlich wollte er ihn erst öffnen, wenn sie wieder weg war, aber er konnte sich nicht beherrschen und warf einen Blick hinein. In dem Karton lagen überwiegend Bücher und obenauf ein abgegriffenes Schreibheft mit dem handgeschriebenen Titel:

Traumtagebuch 2001

17. Kapitel

Die Wolken schienen alle im selben Moment zu bersten, weil sie ihr Gewicht nicht mehr tragen konnten – eben war draußen noch alles ruhig gewesen, und jetzt tobte ein Schneesturm. Der Schnee schluckte sämtliche Geräusche, so dass der Fluss und das Rauschen der Wellen nicht mehr zu hören waren. Im ersten Moment waren sie erleichtert, dass sie die Umgebungsgeräusche nicht mehr hörten und nicht bei jedem Knacken des undichten Hauses zusammenzuckten, aber dann beschlich sie ein ungutes Gefühl. Die zugenagelten Fenster machten es noch schlimmer, denn dadurch hatten sie nur noch zwei von fünf Sinnesorganen und bekamen nicht mehr mit, ob sich draußen jemand herumtrieb.

»Ich würde gerne noch eine rauchen.« Líf schwenkte ihren Zeigefinger immer wieder durch die Flamme der Kerze, die auf dem alten Esstisch stand. Sie hatte eine angebrochene Packung Winston in der Küche gefunden und trotz Katríns lautstarker Proteste eine Zigarette herausgenommen. Katrín fand es schon schlimm genug, dass sie eine der Kerzen abbrannten, die in flachen, kupfernen Kerzenständern überall im Haus verteilt standen, und höchstwahrscheinlich so weitermachen würden, bis nur noch Kerzenstümpfe übrig waren. Aber das ließ sich immerhin durch die dringende Notwendigkeit rechtfertigen, im Gegensatz zu Lífs Raucherei, die sie eigentlich längst drangegeben hatte.

»Kommt ihr noch mal mit zur Tür?«

»Nein.« Katrín würde Líf bestimmt keinen Gefallen tun, nachdem sie einfach abgehauen war und sie mit der unheimlichen Stimme hinter der Hausecke alleine gelassen hatte. Aber es war nichts passiert, der Besitzer der Stimme war nach seinen vagen Drohungen einfach verschwunden, und Katrín hatte mit zitternden Gliedern und Putti neben sich in der geräuschlosen Nacht gehockt, bis Garðar und Líf angelaufen kamen. Líf war Garðar bei ihrer Flucht in die Arme gerannt und hatte ihm keuchend von ihrem Erlebnis erzählt. Er war sofort losgestürmt, ohne zu wissen, was ihn beim Arzthaus erwarten würde. Als er sah, dass Katrín unverletzt war, marschierte er wütend und mit energischen Schritten um die Ecke, um dem verrückten Rotzbengel ein für alle Mal tüchtig den

Kopf zu waschen. Aber es war niemand da, was Katrín nicht überraschte – der Junge war vor ein paar Minuten gegangen, und da er die Gegend tausendmal besser kannte als sie, war es zwecklos, ihn zu suchen. Außerdem lud die Dunkelheit nicht gerade zu Heldentaten ein. »Ich verstehe nicht, wie wir vergessen konnten, Kerzen mitzunehmen«, murmelte Garðar immer wieder in regelmäßigen Abständen vor sich hin. »Ich könnte schwören, dass ich beim Einkaufen noch nicht mal an die Existenz von Kerzen gedacht habe.«

»Bitte, kommt doch mit! Ich will nicht alleine gehen«, sagte Líf und zog ihre Hand zurück, da sie ihren Finger versehentlich zu langsam durch die Flamme geführt hatte. Sie schüttelte ihn hektisch und steckte ihn dann in den Mund. »Draußen ist es bestimmt wärmer als hier.«

Im Haus war es eiskalt. Nachdem Garðar überprüft hatte, dass sich niemand hinterm Haus versteckte, waren sie alle so versessen darauf gewesen, reinzukommen und die Tür hinter sich abzuschließen, dass sein Vorschlag, noch mal gemeinsam zurückzugehen, um Brennholz zu holen, nicht auf Zustimmung gestoßen war. Und jetzt, bei dem Schneegeästöber, stand das sowieso nicht mehr zur Debatte. Sie hatten alle keine gute Orientierung, hätten sich verlaufen und draußen erfrieren können. Nun saßen sie in Jacken und Pullis mit ihren Schlafsäcken über den Schultern da und klopfen sich warm. Katrín fiel sogar das schwer, denn ihr Körper tat so weh, dass er keine Berührung duldet.

»Ich will nicht, dass du diese Zigaretten nimmst. Wie fändest du es denn, wenn jemand bei dir einbrechen und deine Kippen rauchen würde?«, entgegnete sie.

»Wenn ich so lange weg wäre wie diese Leute, wäre mir das scheißegal. Zigaretten verderben, wenn die Packung zu lange geöffnet rumliegt. Man kann sie ja jetzt schon kaum mehr rauchen, geschweige denn im Frühjahr. Eigentlich tue ich den Leuten nur einen Gefallen.« Líf reckte sich nach der Packung, die zwischen ihnen auf dem Tisch lag, nahm eine Zigarette heraus und steckte sie sich in den Mund, ohne sie anzuzünden. »Wenn noch mehr Zigaretten in der Packung wären, würde ich euch zum Mitrauchen anstiften.«

Katrín hatte keine Lust, darauf einzugehen, und Garðar war in ein paar Bücher vertieft, die er in einem Fach in der hübschen Anrichte gefunden hatte. Es waren Beschreibungen der Gegend und Informationen über die

Westfjorde. Garðar hatte laut darüber nachgedacht, ob er eine ähnliche Sammlung für seine zukünftigen Gäste anlegen sollte. Katrín hatte nur die Lippen zusammengekniffen, obwohl sie ihn am liebsten angeschrien hätte, dass daraus nichts würde, dass sie nie wiederkommen würden, um die Renovierung abzuschließen – falls sie überhaupt jemals wegkämen. Jetzt studierte er die kleine Schrift und bemühte sich, dabei keinen Schatten auf die Seiten zu werfen. Er blätterte um.

»Steht da was Brauchbares drin?«, fragte Katrín.

Garðar schaute von dem Buch auf. »Na ja, ich hatte gehofft, was über die Häuser zu finden, am besten über unser Schlösschen, aber Fehlanzeige. Es geht hauptsächlich um Wanderwege und so.«

»Steht da was über einen Wanderweg, der in besiedelte Gegenden führt?« Líf spielte schon wieder mit der Kerze, diesmal mit schnelleren Bewegungen. »Vielleicht können wir von hier aus laufen.«

»Spinnst du?« Katrín musste gar nicht erst aus dem Fenster schauen, um die wirbelnden Schneeflocken vor sich zu sehen, die ihnen entgegengeschlagen waren, als Líf sie überredet hatte, zum Rauchen mit nach draußen zu kommen. »Da geht man bestimmt mehrere Tage. Es ist viel sinnvoller, wenn wir hier auf das Boot warten. Morgen sind es nur noch zwei Nächte, dann kommt der Kapitän und holt uns ab.« Sie erwähnte nicht, dass das davon abhing, ob der Schneefall nachließ.

Líf zuckte die Achseln. »Ich meine ja nicht, dass wir einfach loslaufen, bis wir nach Ísafjörður kommen. Wenn wir eine Karte hätten und wüssten, ob auf dem Weg Häuser stehen, könnten wir da übernachten. Von Hütte zu Hütte wandern oder so. Hier in Hornstrandir stehen doch jede Menge verlassene Häuser. Wir müssen nur wissen, wo.« Sie hob Puttis Ball vom Boden auf und warf ihn dem Hund zu. Der fixierte den Ball, wich ihm dann aus und machte einen großen Bogen, um ihm nicht zu nahe zu kommen. An den ersten Tagen hatte er noch damit gespielt, aber jetzt mied er ihn wie Feuer. Katrín und Garðar hatten Líf nicht erzählt, dass der Ball gestern Abend von selbst unter dem Kamin hervorgerollt war. Peinlich berührt beobachteten sie Lífs Versuche, das Tier zu animieren, ihn zu fangen.

»Ich verstehe einfach nicht, warum er nicht mehr mit dem Ball spielen will. Er wollte ihn doch sonst gar nicht mehr loslassen.« Líf sah irritiert und verletzt aus. Wahrscheinlich glaubte sie, dass der Hund sich nun

gänzlich von ihr abgewandt hatte.

»Hör auf, dir Gedanken über den Hund zu machen«, sagte Garðar wütend, aber Katrín wusste, dass ihm die Reaktion des Hundes auf den Ball genauso unangenehm war wie ihr. Das Plastik musste einen seltsamen Geruch angenommen haben. »Und Kata hat recht, es ist total absurd, von hier loszulaufen. Ich könnte mir vorstellen, dass dieser Haukur, dem das Haus gehört hat, genau dieselbe Idee hatte. Er ist einfach losgelaufen und draußen erfroren. Es ist unmöglich, mitten im Winter ohne GPS die paar menschlichen Behausungen zu finden, die es hier noch gibt. Wenn wir uns verlaufen, kommt niemand auf die Idee, nach uns zu suchen. Und du weißt doch, dass wir kein funktionierendes Handy mehr haben.«

»Natürlich weiß ich das, wenn wir eins hätten, würden wir den Typen anrufen und uns abholen lassen.« Líf wurde langsam sauer. »Ich versuche ja nur, Lösungen zu finden. Macht ja sonst keiner.«

Garðar sah alles andere als freundlich aus, als seine Augen Lífs trotzigem Blick begegneten. Katrín stöhnte innerlich. Jetzt würden sie wieder anfangen zu streiten, wie auf dem Weg zum Arzthaus, nur noch verdrossener. Diesmal hatte die Kabbelei nichts Beruhigendes mehr.

»Komm, Líf«, sagte Katrín, rückte ihren Stuhl von der dicken Holzplatte des alten Esstischs ab und stand auf. »Ich gehe mit dir raus. Wir kaufen einfach in Ísafjörður neue Zigaretten und Kerzen.« Líf lächelte Katrín dankbar an. Im ersten Moment wirkte sie ein bisschen verwundert, so als hätte sie aus dieser Ecke zuallerletzt eine freundschaftliche Geste erwartet. Katrín hatte einfach keine Lust auf diesen albernem Streit, und das war die einzige Möglichkeit, ihn im Keim zu ersticken. Wenn Líf eine rauchen und Garðar in Ruhe in seinem Buch blättern konnte, würde sich die Stimmung vielleicht bessern, und Líf würde ihre Idee, einfach loszuwandern, wieder vergessen.

»Cool, du bist super.« Líf lächelte immer noch, als sie sich die Zigarette ansteckte. Die Frauen standen dicht nebeneinander in der geöffneten Hintertür. Sie führte auf die Sonnenterrasse, die wesentlich schöner war als ihre. »Ich hätte mich nie getraut, alleine hier zu stehen.« Es schneite immer noch, und über der Landschaft lag ein dicker, weißer Teppich.

»Ist doch kein Ding.« Katrín rückte ein Stück von ihr ab, damit sie den Rauch nicht direkt ins Gesicht bekam. »Aber wenn wir ein Geräusch

hören, knalle ich sofort die Tür zu. Wenn du dann nicht schnell genug bist, wirst du eingeklemmt.«

»Okay.« Líf blies Rauch aus und schaute die Zigarette zerstreut an.

»Komisch.« Sie drehte sie hin und her und starrte wie hypnotisiert auf die orangefarbene Glut. »Ich hab nicht mehr geraucht, seit Einar gestorben ist.«

Katrín hatte sich schon oft darüber gewundert, dass Líf ausgerechnet nach Einars plötzlichem Tod aufgehört hatte zu rauchen. Sie hatte nicht nur um ihren verstorbenen Mann getrauert, sondern auch noch mit ihrer Sucht gekämpft. »War es nicht schwierig, in dieser Zeit aufzuhören?«, fragte sie.

Líf zog an ihrer Zigarette und schüttelte langsam den Kopf. »Nee, das war kein Problem. Ich stand so unter Schock, dass ich mehrere Tage nichts essen konnte, geschweige denn rauchen. Als ich mich wieder etwas gefasst hatte, war der Drang einfach weg. Sehr seltsam, aber so war es wirklich.«

Obwohl Katrín normalerweise nicht gut damit umgehen konnte, wenn Einars Tod zur Sprache kam, lösten die Stille und die Friedlichkeit des Schneefalls ihre Zunge. Sie hatte keine Angst mehr, etwas zu sagen, das falsch oder lächerlich klingen würde. »Es muss furchtbar gewesen sein. Ich hab oft versucht, mir vorzustellen, wie es für dich war, aber ich kann es einfach nicht.«

»Es war furchtbar.« Der Schneefall schien bei Líf genau das Gegenteil zu bewirken. Normalerweise war sie offen und gesprächig, aber jetzt wirkte sie abwesend. »Es war furchtbar.«

Katrín wusste nicht, was sie als Nächstes sagen sollte. Sie schlang die Arme um ihren Körper, um die Kälte abzuwehren. »Es ist natürlich viel zu spät, aber ich konnte dir bisher nicht sagen, wie leid es mir tut. Ich wollte dich trösten, mich aber auch nicht aufdrängen, ich hab einfach gehofft, dass du weißt, dass du immer zu mir kommen kannst. Du warst so fertig, dass ich das Gefühl hatte, dass alles, was ich sage oder tue, einfach nur blöd ist im Vergleich zu dem, was du durchmachst. Ich bin erst so spät zu diesem Freundeskreis gestoßen, dass ich mich immer noch ein bisschen wie ein Eindringling fühle. Nicht, dass ihr mich schlecht aufgenommen hättet, das ist so eine angeborene Unsicherheit bei mir.« Katrín atmete tief ein. Die Luft, die ihre Lungen füllte, war frisch und

erquickend, wenn auch ein wenig mit Rauch durchmischt. Vielleicht war sie auch nur erleichtert, endlich das gesagt zu haben, was sie so lange auf dem Herzen gehabt hatte. »Jedenfalls wünsche ich dir, dass du irgendwann einen anderen Mann kennenlernst, den du genauso liebst wie Einar.«

Líf hatte mit dem Mund einen Trichter geformt und eine dicke Rauchwolke ausgeblasen. Bei Katríns Worten musste sie schlucken, und es war, als sauge sie den Rauch wieder ein. Sie hustete ein paarmal und lachte dann freudlos. »Eigentlich hoffe ich, dass ich jemanden finde, den ich mehr liebe als ihn.«

»Äh?« Katrín wusste nicht, ob Líf einen Scherz machte oder es ernst meinte.

Líf lächelte sie aufrichtig an. »Mit Einar und mir lief es nicht besonders gut, das habt ihr doch bestimmt gemerkt. Wir hätten uns getrennt, wenn er nicht gestorben wäre. Die letzten vier Jahre unserer Ehe waren eine Katastrophe.«

Katrín tat ihr Bestes, um ihre Verwirrung zu überspielen, und antwortete: »Wir wussten schon, dass ihr zeitweise Probleme hattet, aber wir dachten, ihr hättet sie überwunden, als Einar gestorben ist. Du warst total fertig, und ich weiß, dass das nicht gespielt war.«

»Ich habe um die Vergangenheit getrauert. Um den Einar, den ich kennengelernt und geheiratet habe. Nicht um den Mann, mit dem ich die letzten Jahre zusammengelebt habe. Wir konnten die Nähe des anderen nicht mehr ertragen. Deshalb wusste ich auch nicht, dass er sein Herz hat untersuchen lassen, ich hatte zwar das Gläschen mit den Tabletten im Badezimmerschrank gesehen, aber wir haben kaum miteinander geredet, und ich hab ihn nicht danach gefragt. Als wir in der Nacht, in der er gestorben ist, ins Bett gegangen sind, haben wir uns noch nicht mal gute Nacht gewünscht. Natürlich konnten wir nicht wissen, dass wir uns nie wiedersehen würden. Zumindest nicht in diesem Leben. Dann hätten wir uns wohl zumindest voneinander verabschiedet. Aber so ist es nun mal. Unser Wunsch hat sich erfüllt, wenn auch anders, als geplant. Unsere Wege haben sich getrennt.«

Katrín war zu schockiert, um etwas sagen zu können. Wahrscheinlich hätte sie das gewusst, wenn sie Líf gegenüber offener gewesen wäre.

»Scheiße«, war das Einzige, was ihr einfiel.

»Ja, genau. Scheiße.« Líf schnippte die Asche von ihrer Zigarette, und ein großer, grauer Aschekrümel schwebte langsam zwischen den Schneeflocken zur Erde. »Eigentlich war es schlimmer, als jemanden zu verlieren, den man liebt. Ich hab natürlich um Einar getrauert, aber mich dabei ein bisschen wie eine Heuchlerin gefühlt. Ich hatte ihm die Hölle gewünscht.« Sie zog ein letztes Mal an ihrer Zigarette, bis sich die Glut in den Filter brannte. »Erinnerst du dich an die Frau bei der Beerdigung, die so furchtbar geheult hat? Eine hübsche, dunkelhaarige in einem grauen Kostüm?«

»Nein, nicht direkt.« Katrín hatte sich bei der Beerdigung nur um Garðar gekümmert, der seinen besten Freund zu Grabe getragen hatte.

»Spielt keine Rolle.« Líf schnippte die Kippe in die Nacht hinaus. »Seine ehemalige Assistentin. Ich glaube, er hat mich jahrelang mit ihr betrogen.« Sie drehte sich zu Katrín. »Ich glaube es nicht, ich weiß es.« Katrín riss die Augen so weit auf, dass ihre Lider brannten. »Wusste Garðar davon?«

Líf zuckte mit den Schultern. »Nee, wohl kaum. Ich glaube, Einar hat es vor ihm mehr geheim gehalten als vor mir. Sie waren ja immer noch Freunde. Und wir nicht.« Líf trat durch die Tür ins Haus, und Katrín folgte ihr.

»Habt ihr nicht versucht, euch wieder zusammenzuraufen? Unsere Ehe war auch nicht immer einfach, aber wir haben es jedes Mal geschafft, die Kurve zu kriegen.« Katrín wollte Líf gegenüber genauso ehrlich sein wie umgekehrt. »Das liegt allerdings an mir. Ich mache immer den ersten Schritt, während Garðar dichtmacht.«

Líf nickte und schaute Katrín tief in die Augen. »Brauchst du mir nicht zu erzählen. Einar war genauso. Natürlich habe ich am Anfang alles versucht. Uns bei einer Eheberatung angemeldet, zu der er nicht gekommen ist. Ich habe dann alleine eine Therapie gemacht, die hat mir sehr geholfen. Ich war nicht mehr frustriert, sondern wütend, und das ist ein viel, viel besseres Gefühl.« Sie grinste verschwörerisch und flüsterte Katrín ins Ohr: »Ich hab ihn sogar betrogen, um mich zu rächen. Spielausgleich. Eins zu eins.« Sie rückte wieder von Katrín ab, und ihr Gesicht entspannte sich. »Aber das habe ich wieder beendet, es war nichts Ernstes, und die Voraussetzungen stimmten nicht. Einar hat es nie kapiert, der war zu sehr mit seiner eigenen Affäre beschäftigt, um

mitzukriegen, was ich heimlich gemacht habe. Im Grunde bin ich froh, dass es so gekommen ist, aber manchmal wünsche ich mir, ich hätte es ihm gesagt, bevor er gestorben ist. Ich wollte mich einfach rächen.«

»Wer war es denn, wenn ich fragen darf?« Katrín kannte Einars, Lífs und Garðars Freundeskreis, der sie zähneknirschend aufgenommen hatte, ziemlich gut. Líf und Einar waren sehr nett zu ihr gewesen, aber die anderen hatten sich nur aus Rücksicht auf Garðar mit ihr abgegeben. Katrín hatte ihnen von den Augen ablesen können, dass sie sie nicht gut genug für ihn fanden, vor allem die Frauen – eine langweilige Lehrerin, die weder überdurchschnittlich intelligent noch besonders attraktiv war. Katrín war davon überzeugt, dass die Männer aus der Clique nicht gezögert hätten, ihren Freund zu hintergehen.

»Du kennst ihn nicht. Er ist älter als wir, und wir haben überhaupt nicht zueinander gepasst. Ich hab mich da in was reingesteigert.« Líf lächelte Katrín zu. »Ich denke, jemand in meinem Alter passt besser zu mir.«

»Okay.« Katrín wusste nicht, was sie dazu noch sagen sollte. Sie schämte sich ein bisschen für ihre Neugier, aber Líf schien sich nicht daran zu stören. Jedenfalls war Katrín froh, dass Líf nicht weiter über das Thema redete. Schweigend gingen sie zurück ins Haus, und Katrín hoffte zutiefst, dass Garðar nicht wieder anfangen würde zu sticheln. Sie brauchte Ruhe, um die Neuigkeiten zu verarbeiten. Aber ihre Sorge war unbegründet.

»Was glaubt ihr, was ich gefunden habe?«, fragte Garðar. Er war am Ende des Buches angelangt und hatte es noch näher an die flackernde Kerze geschoben. »Einen kurzen Abschnitt über unser Haus!« Er legte den Finger auf die Mitte der Seite. »Hier steht was über die Namen auf den Kreuzen.« Er bemerkte nicht, wie schweigsam die Frauen waren, und erzählte aufgeregt weiter: »Die Frau und ihr Sohn sind da unten ertrunken.« Er drehte sich um und zeigte auf das zugemagelte Fenster. Alle wussten, dass es Richtung Meer lag.

»Ist ein Schiff untergegangen?« Katrín versuchte, interessiert zu wirken, musste aber ständig an Lífs und Einars zerrüttete Ehe denken.

»Nein, nein, sie sind ins Eis eingebrochen.« Garðar erschauerte bei dem Gedanken. »Es war Winter, und der Fjord war zugefroren. Hier steht, dass der Junge aufs Eis rausgegangen und ein Stück vom Ufer entfernt eingebrochen ist. Sein Bruder hat es gesehen und die Mutter geholt, die

verzweifelt versucht hat, ihr Kind zu retten. Dabei ist sie auch eingebrochen. Als man es endlich geschafft hat, eine Art Floß zu bauen und sich damit übers Eis zu der Einbruchsstelle zu schieben, waren die beiden längst tot. Sie wurden auf dem Friedhof begraben. Das war die letzte Beerdigung hier in Hesteyri zu der Zeit, als das Dorf noch bewohnt war.«

Als er den letzten Satz gesagt hatte, wurde das Haus von einem donnernden Schlag erschüttert, den noch nicht mal der Schneesturm dämpfen konnte.

18. Kapitel

Auch wenn man den Zweck und die Bedeutung von Träumen schon seit Jahrhunderten erforschte, gab es noch keine endgültigen Ergebnisse. Das galt sowohl für Wissenschaftler, die versuchten, biologische Erklärungen zu finden, als auch für religiöse Gemeinschaften, die aus Träumen göttliche Botschaften lasen, oder für Esoteriker, denen sie angeblich die Zukunft voraussagten. Ein paar Dinge hatte man jedoch entdeckt: Wissenschaftlern war es gelungen herauszufinden, welche Botenstoffe im Organismus beim Träumen aktiv waren und verhinderten, dass sich die Gliedmaßen so bewegten, wie der Traum es dem Körper suggerierte. Zudem ließ sich messen, in welchem Schlafstadium die Träume einsetzten. Psychiater hatten Mitte des letzten Jahrhunderts mit Traumdeutungen experimentiert, aber diese Theorien waren schon nicht mehr aktuell, als Freyr sein Fachstudium aufgenommen hatte, und wurden nur noch in historischem Zusammenhang unterrichtet. Träume waren prinzipiell eine trügerische Sache: Ihr Inhalt war verzerrt, und wenn man sie nacherzählte, erhielt man bruchstückhafte Zusammenfassungen, bei denen womöglich etwas ausgelassen oder hinzugedichtet worden war. Bei Träumen gab es keine neutralen Zeugen, weshalb sie in der Psychoanalyse bestenfalls Hilfsmittel waren, wenn alles andere versagt hatte.

Zum ersten Mal bedauerte Freyr, sich nicht besser mit den neuesten Theorien über Traumdeutungen auszukennen. Er wusste, dass es klinische Untersuchungen auf dem Gebiet gab, aber die meisten Artikel in Fachzeitschriften hatte er nur flüchtig zur Kenntnis genommen. Er besaß ein gutes Buch über das Thema, in dem über fünfzigtausend Träume analysiert worden waren, aber das lag in irgendeiner Abstellkammer. Freyr erinnerte sich noch an das Ergebnis dieser großangelegten Studie: Auf der ganzen Welt träumten die Leute ähnliche Dinge, und ihre Träume waren größtenteils von Ereignissen des täglichen Lebens beeinflusst. Ein Feuerwehrmann träumte beispielsweise häufiger von Bränden als ein Taucher. Schwer zu sagen, wie diese Erkenntnis auf Védís zutreffen sollte – falls ihre Träume ihren Alltag widerspiegeln, dann war der zumindest ziemlich ungewöhnlich.

Freyr hatte jeden einzelnen Traum in ihrem Buch gelesen, aber es waren nicht viele, und sie waren kurz. Einige las er zweimal, manche auch dreimal. Er wollte herausfinden, was diese merkwürdigen Beschreibungen über die Frau aussagten, wie sie ihre Träume interpretierte, ihre wirren nächtlichen Gedanken nacherzählte und was ihr dabei am wichtigsten war. Er untersuchte sogar Védís' Schrift, in der Hoffnung, dadurch etwas über ihre seelische Verfassung in Erfahrung zu bringen, aber ihre zarte Handschrift war fast immer gleich und ließ keine emotionalen Schwankungen erkennen. Die Buchstaben waren akkurat und deutlich, die Schrift ein wenig nach rechts geneigt und die Großbuchstaben am Anfang der Sätze und Namen verschnörkelt. Die Handschrift sagte nicht viel über die Frau aus – im Gegensatz zu ihren Träumen. Freyr glaubte, dass die Beschreibungen echt waren und dass Védís nichts hinzugedichtet hatte, denn die Einträge waren unregelmäßig. Wenn sie ihre Träume jeden Tag ausführlich beschrieben hätte, wäre er misstrauischer gewesen, denn es war nicht üblich, dass man sich jeden Morgen daran erinnern konnte.

Védís' Träume waren erst ab 2007 wirklich interessant. Bis dahin zeugten sie von einem normalen Alltag, den der Schlaf auf groteske Weise entstellte und zu einem Abenteuer oder Albtraum machte. Védís fand sich in Umständen wieder, die mal übertrieben, mal reizvoll waren, oder in einer Welt, in der ihr Arm abfiel, ihr Haus von der Erde verschluckt wurde oder sie im Gefängnis landete. Védís'

Traumdeutungen waren sehr simpel: Schlechte Ereignisse wiesen auf etwas Gutes hin und umgekehrt. Wenn Freunde oder Verwandte in ihren Träumen vorkamen, erzählte sie ein bisschen über sie und gemahnte sich am Ende meist, Kontakt zu ihnen aufzunehmen, sie vor etwas zu warnen oder sie zu fragen, ob Nachwuchs anstünde. Zweimal hatten ihr verstorbene Angehörige werdender Eltern Namen für deren Nachwuchs übermittelt. Ganz normale Träume einer ganz normalen Frau.

Doch im Februar 2007 nahmen die Beschreibungen urplötzlich eine neue Gestalt an. Védís war zunächst etwas zögerlich mit den Deutungen dieser sonderbaren Träume. Sie drehten sich nicht mehr um Verwandte und Freunde oder andere vertraute Dinge, sondern um eine Welt voller Dunkelheit, Gefahren und Boshaftigkeit, und Védís wachte jedes Mal schweißgebadet auf. Zunächst versuchte sie, die Träume als positive

Vorzeichen zu deuten: Sie würde endlich im Lotto gewinnen, wenn sie bestimmte Ereignisse in ihren Träumen zählte. Aber schon bald gab sie auf und bekam immer größere Angst. Sie konnte nicht mehr richtig schlafen und war unausgeruht – die perfekte Voraussetzung für psychische Probleme, Ängste und Depressionen. Als diese Träume ein halbes Jahr angedauert hatten, ließen sich ihre Deutungen kaum mehr nachvollziehen, und es wurde immer schwieriger, daraus Hinweise über sie und ihre Lebensumstände abzulesen.

Man musste jedoch nichts über Védís wissen, um ein bestimmtes Detail mit ihrem Leben in Verbindung zu bringen. Oder vielmehr mit ihrem Tod. Die letzten zwei Monate vor ihrem Unfall erschienen ihr im Traum immer öfter Gartenscheren. Sie waren blutverschmiert und bedrohlich. Védís' Beschreibung nach befand sich die Schere entweder auf dem Boden oder in der Hand eines Jungen, der Hauptperson dieser wirren Träume. Védís konnte sein Gesicht nie erkennen und wachte immer dann schweißgebadet auf, wenn er kurz davor war, sie anzuschauen. Meistens erschien er weit entfernt oder drehte ihr den Rücken zu und stand gebeugt da. Es war unklar, wer dieser Junge war, aber im Traum hatte Védís die Aufgabe, ihn einzuholen und mit ihm zu reden. Sie schaffte es nie. Der Junge war nie greifbar, wie schnell sie auch rannte oder wie behutsam sie auf ihn einredete. Freyr war sich ziemlich sicher, dass Védís wusste, welcher Junge gemeint war, aber sie schrieb seinen Namen nie auf, erwähnte nur, dass er ihr bekannt vorkomme, sie sich aber nicht sicher sei, ob sie das überhaupt wissen wolle. Dies war ein Hinweis darauf, dass Védís Gewissensbisse hatte, die sie verdrängte, dass sie eine schmerzhaft Erfahrung nicht verarbeitet hatte. Wenn sie sich dem Problem in wachem Zustand nicht stellte, war es ganz natürlich, dass es in ihren Träumen vorkam.

Den letzten Traum hatte sie an dem Morgen aufgeschrieben, bevor sie in ihrem Garten gestorben war. Am selben Tag, an dem Freyrs Sohn verschwunden war. Freyr las ihn besonders aufmerksam, fand aber kaum etwas, das Licht auf diesen seltsamen Zufall warf. Der Traum war im Großen und Ganzen genauso wie sonst, eine aussichtslose Verfolgung des unbekannten Jungen durch dunkle, nebelhafte Gänge vorbei an weinenden Kindern. Die Kinder drückten sich an die Wände des Labyrinths, durch das Védís irrte, und weigerten sich, ihre Gesichter zu

zeigen, wenn sie sich zu ihnen hinunterbeugte. Sie waren wie üblich mit Schnitten, Wunden und blauen Flecken übersät, die Védís sehen konnte, wenn sie ihre Hände nach ihren Beinen ausstreckten. Im Grunde gab es nur einen einzigen Unterschied zu den vorherigen Träumen: Über allem lag ein grüner Schleier, und Védís konnte in dieser grünlichen Luft kaum atmen. Sie schrieb, sie habe sich wie in einem stickigen U-Boot gefühlt. Und der Traum ging anders zu Ende. Diesmal schaffte sie es, dicht hinter den Jungen zu kommen und ihn an der Schulter zu packen. Im selben Moment, als sie sein knöchiges Schultergelenk berührte, merkte sie, dass das ein schrecklicher Fehler war. Dann hörte sie den Jungen sagen: »Das hättest du besser nicht getan.« Die Stimme klang eher nach einem älteren Mann als nach einem Kind, aber das Schlimmste war, dass sie von hinten kam. Der Junge, den sie festhielt, war gar nicht derselbe wie der, den sie die ganze Zeit verfolgt hatte. Er stand hinter Védís, und als sie sich langsam umdrehte, wachte sie auf und fühlte sich völlig zerschlagen. »Es gibt nur eine Verbindung zu Benni, und die ist total abwegig.« Freyr strich sich mit der Hand durchs Haar, nachdem er Dagný ausführlich von Védís' Träumen erzählt hatte. »Einer der Jungen, die mit Benni Verstecken gespielt haben, hat ausgesagt, Benni hätte sich in einem U-Boot verstecken wollen. Anschließend hat er das wieder zurückgenommen.« Freyr brannten die Augen vom vielen Lesen, und er blinzelte ein paarmal. »Deshalb hat die Polizei es immer für wahrscheinlich gehalten, dass Benni im Meer ertrunken ist, aber sie haben nichts gefunden, das man mit den Augen eines Kindes als U-Boot bezeichnen könnte.« »Aber warum sollte sich der Junge das einfach so ausdenken?« Dagný saß Freyr am Küchentisch gegenüber, mit einem Glas Rotwein, der noch im Haus gewesen war. Es war kurz vor Mitternacht. »Und es dann wieder zurücknehmen?« »Kinder sind ganz schlechte Zeugen. Der Junge war offenbar schwer beeindruckt, dass die Polizei mit ihm geredet hat, und wollte unbedingt helfen. Vielleicht hat er sich in seiner Phantasie vorgestellt, dass Benni in einem U-Boot entführt wurde. Seine Eltern haben gesagt, er hätte kurz vorher einen Film gesehen, in dem ein U-Boot vorgekommen ist. Außerdem hatte dieser Junge schon aufgehört zu spielen und war zum Geburtstag seines Cousins gegangen, als Benni verschwand. Er kann

also gar nichts Wichtiges gesehen oder gehört haben. Seine Eltern konnten das bezeugen.«

Dagný nickte und wechselte dann das Thema. »Ich würde gerne wissen, ob Védís' Tod genauer untersucht worden wäre, wenn man das Traumtagebuch gefunden hätte.« Sie errötete leicht. »Du weißt schon. Wegen der Sache mit der Gartenschere.«

Freyr goss den restlichen Rotwein in ihr Glas. Er wollte keinen mehr. Es wäre ihm unangenehm gewesen, unter diesen Umständen betrunken zu sein. »Wer weiß. Kann schon sein, dass es eine Verbindung zwischen den Träumen und dem Unfall gibt, aber bestimmt keine kriminelle. Védís könnte sich wegen dieser Träume auch einfach ungeschickt angestellt haben, beim Hantieren mit der Schere nervös gewesen sein und deshalb nicht richtig aufgepasst haben. Ich habe keine Ahnung, warum sie überhaupt von einer Gartenschere geträumt hat, dafür kann es tausend Gründe geben. Ausgeschlossen, dass ihr das jemand absichtlich eingetrichtert hat, um damit ihren Tod herbeizuführen, falls du das meinst.«

»Nein, das meine ich nicht.« Dagný zog ihr Bein auf den Stuhl. »Es war eindeutig ein Unfall, an dem sonst niemand beteiligt war. Ich dachte eher an Selbstmord.«

Freyr zuckte die Achseln und stellte die Flasche auf die Anrichte zwischen der Essecke und der Küche. »Das halte ich für ziemlich unwahrscheinlich, auch wenn es natürlich die unterschiedlichsten Arten von Selbstmord gibt.«

»Findest du es nicht merkwürdig, dass sie geträumt hat, dass Halla weinend, mit blau angelaufenem Gesicht und heraushängender Zunge in einer Kirche sitzt, die der in Súðavík ganz ähnlich sieht?«

»Doch, das ist unglaublich. Und die Einzigen, die sie aus ihren Albträumen namentlich erwähnt, sind die Schulfreunde von dem Klassenfoto.«

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Dagný. Ihre Zähne hatten sich von dem Tannin im Wein blau gefärbt, aber Freyr fand sie dadurch nur noch anziehender. »Ich halte nicht viel von Weissagungen und Traumdeutungen, aber ich habe auch keine logische Erklärung dafür. Védís war schon tot, als die anderen gestorben sind. Es ist ausgeschlossen, dass sie irgendwas mit den Toden der anderen zu tun

hat, aber sie hat sie auf wundersame Weise vorausgesehen.« Dagný blätterte hektisch in dem Traumtagebuch, bis sie eine bestimmte Stelle fand. »Hier, siehst du? *Jón mit schwarzem Gesicht und ohne Augenlider. Seine Finger sind halb verbrannt und kohlrabenschwarz.*« Sie blätterte auf die nächste Seite. »*Silja blau und mit Reif bedeckt, sie spricht mit mir, ohne zu blinzeln, ihre Augen füllen sich nach und nach mit Schneeflocken.* Silja ist erfroren, weißt du noch?« Eifrig blätterte sie weiter. »Hier. Steinn. Liegt mit gebrochenen Knochen vor ihren Füßen, und Védís schreibt wortwörtlich, dass die Verletzungen tödlich sind. *Er liegt da wie eine Puppe, die von einem Hochhaus gestürzt ist, und starrt mich an, er kann nicht sprechen, nur mit gebrochenen Augen zwinkern.*« Dagný schaute von dem Buch auf. »Ich hab den Polizeibericht über Steinns Autounfall gelesen, ihre Beschreibung passt ziemlich gut. Und das trifft auf alle zu. Védís hat geträumt, wie ihre alten Klassenkameraden umkommen werden.«

Freyr war es unangenehm, dass das Thema in eine zweifelhafte Richtung abdriftete, und sagte: »Védís schreibt klar und deutlich, dass sie sich mit allen in Verbindung gesetzt hat. Sie haben zwar nicht positiv reagiert, aber auch nicht den Hörer aufgeknallt. Sie haben sich ihre Beschreibungen angehört, und wer weiß, ob das nicht einen gewissen Einfluss hatte. Ich glaube zwar nicht an so was, aber wenn mich ein alter Freund völlig verzweifelt anrufen und mir erzählen würde, dass er ständig davon träumt, dass ich ertrinke oder so, würde mich das auch beeinflussen. Vielleicht würde ich mich dann an Seen oder am Meer anders verhalten und dann womöglich erst recht reinfallen und ertrinken. Ich denke, so war es in diesen Fällen, auch bei Védís selbst. Daran ist nichts Geheimnisvolles.«

Dagný strich mit den Fingern über das Buch. »Entschuldige, es ehrt dich zwar, dass du es zumindest versuchst, aber das kaufe ich dir nicht ab.« Sie starrte die blaue Schrift an, so als suche sie nach einer verborgenen Bedeutung. »Kannst du dir vorstellen, dass es gefälscht ist? Dass sie das Buch gar nicht selbst geschrieben hat, sondern jemand anders nach ihrem Tod – als alle anderen schon nicht mehr gelebt haben?«

Daran hatte Freyr auch schon gedacht. »Tja, da sagst du was.« Er reckte sich nach dem Buch und schlug die erste Seite auf. »Ich bezweifle es, aber um es auszuschließen, müsste man ihre Schrift überprüfen.

Andererseits passt das alles zu dem, was Hallas Mann mir erzählt hat. Er sagt, dass Halla vor etwa drei Jahren angefangen hat, ihre alten Freunde anzurufen, und zwar nachdem Védís wieder Kontakt zu ihr aufgenommen hatte. Und so steht es auch in dem Buch, Védís hat ungefähr zu dem Zeitpunkt, als Halla zum ersten Mal in ihren Träumen aufgetaucht ist, wieder mit ihr gesprochen. Dann haben die beiden Kontakt gehalten, aber Védís ist kurz darauf gestorben.«

»Worüber sie wohl gesprochen haben? Über die Bedeutung von Träumen oder wie sie diese Vorhersagen nutzen können, um Gefahren aus dem Weg zu gehen?«, fragte Dagný.

»Vielleicht haben sich auch nur über Alltägliches geplaudert. Die Träume waren der Auslöser, wieder Kontakt aufzunehmen, und dann haben sie sich einfach gut verstanden.«

»Aber das erklärt nicht, warum Halla nach Védís' tödlichem Unfall die anderen Schulfreunde angerufen hat.« Dagný trank einen so kleinen Schluck Rotwein, dass die dunkelrote Flüssigkeit in ihrem Glas kaum weniger wurde. »Védís hatte ihr bestimmt von ihren Träumen erzählt, und als sie selbst gestorben war, wollte Halla die anderen warnen. Fragt sich nur, warum die ihre Anrufe weiter beantwortet haben und mit ihr reden wollten. Ihr Mann behauptet ja, es hätte sehr lange Telefonate über einen langen Zeitraum gegeben.«

Freyr antwortete nicht sofort und versuchte, sich an den Namen des Klassenkameraden zu erinnern, der noch lebte. »Es wäre natürlich naheliegend, den Einzigen aus der Gruppe, der noch lebt, zu fragen, was es damit auf sich hatte. Wenn er überhaupt mit uns reden will.« Freyr blätterte weiter bis zu dem entsprechenden Eintrag. »Lárus. Er ist Védís im Traum mit umgestülpten Eingeweiden erschienen.«

»Welcher Tod ihn wohl erwartet?« Dagný hob das Glas am Stiel hoch und schwenkte es wie eine erfahrene Weinkennerin, die sich darauf vorbereitet, den Wein zu probieren und dann auszuspucken.

»Keine Ahnung. Vielleicht Magenkrebs.« Freyr verdrängte den Gedanken an Unfälle und Krankheiten, bei denen die Bauchhöhle betroffen war. »Vielleicht versuche ich morgen, ihn zu finden, wenn ich schon mal in der Stadt bin. Er wohnt in Reykjavík.«

Dagný schaute auf die Küchenuhr. »Ich hab ganz vergessen, dass du morgen früh fährst. Ich gehe jetzt besser.« Sie stellte ihr Glas ab und

stand auf. »Es ist gut, wenn du Lárus besuchst, ich will das im Moment nicht in die Ermittlungen einbringen. Ich kann meinem Chef und den Kollegen in Reykjavík dieses ganze wirre Zeug nicht erklären.«

Als sie an der Haustür standen, hätte Freyr sie am liebsten gebeten, über Nacht zu bleiben, fürchtete aber, dass sie nein sagen würde. Er hatte das Gefühl, dass Dagný auch nicht wusste, wie sie sich verabschieden sollte. Sie wirkte erleichtert, als ihr noch eine Frage einfiel. »Védís hat doch geschrieben, dass sie von einem Geräusch im Keller aufgewacht ist und dass ihr Traum dadurch unterbrochen wurde, oder?« Freyr bejahte. »Hast du irgendwas gehört? Geräusche, Klopfen oder so?«

»Nein, nicht dass ich wüsste.«

»Schade.« Dagný lächelte. »Nicht, dass ich dir wünsche, dass es bei dir spukt, aber ich dachte, wenn das Geräusch noch da wäre, könnte es vielleicht von defekten Rohren oder so stammen, dann hätten wir zumindest ein Rätsel gelöst.«

Als Freyr im Bett lag, lauschte er auf die Geräusche des Hauses, anstatt wie sonst mit seinem iPod in den Ohren einzuschlafen. Es dauerte nicht lange, bis er das bitter bereute.

19. Kapitel

Die Nacht war ohne Zwischenfälle verlaufen – entweder waren sie zu müde gewesen, um etwas zu bemerken, oder der Umzug ins Arzthaus hatte den gewünschten Effekt. Der donnernde Knall hatte sich nicht wiederholt, und die Frauen hatten Garðar davon abgehalten hinauszustürzen. Sie hatten sofort alle Fenster und Türen kontrolliert, sich vergewissert, dass niemand ins Haus eindringen konnte, und zur Sicherheit einen Stuhl unter die Klinke der Haustür geklemmt. Einigermassen beruhigt hatten sie sich dann im Obergeschoss eingerichtet und sich in dem größten Bett zusammengekauert. Trotzdem fror Katrín beim Aufwachen so sehr, dass sie genauso gut alleine draußen auf der Terrasse hätte schlafen können. Ihre Glieder mussten erst langsam warm werden. Ihre Gelenke waren steif, und ihr ganzer Körper schmerzte von den Prellungen. Die wenigen blauen Flecke, die nicht von Kleidung bedeckt waren, waren seit gestern dunkler und größer geworden. Wegen der Kälte traute sie sich nicht, die betroffenen Stellen unter ihrer Kleidung zu begutachten. Jeder Atemzug und jedes Wort hinterließen weiße Atemwölkchen und ließen ihren angeschlagenen Körper erschauern. Im Dämmerlicht, das durch die undichten Fensterläden drang, konnte sie sehen, dass Líf und Garðar blasse Gesichter, verquollene Augen, rote Nasen und schmutzige Haare hatten. Sie hatten sich an den vergangenen Tagen nicht großartig um ihre Körperhygiene gekümmert.

Líf schien Katrín am Gesicht abzulesen, wie sie sich fühlte. Sie kratzte sich am Scheitel, was ihre Haare noch mehr zerzauste und sie noch geräderter aussehen ließ.

»O Mann, freue ich mich auf zu Hause und eine Dusche«, sagte sie. Der Traum von einem Spa schien in weite Ferne gerückt zu sein. »Können wir nicht Wasser heiß machen und den größten Dreck abwaschen? Mir wird schlecht, wenn ich an meinen Haaren rieche.« Líf klopfte sich warm. »Ich will nicht, dass man mich mit ungewaschenen Haaren findet, wenn wir hier krepieren.«

Garðar schnaubte, ging aber nicht auf ihre Bemerkung ein. »Wenn ihr mit zum Haus kommt, kann ich Wasser heiß machen, kein Problem.« Er

zog die Hose über seine lange, wollene Unterhose, die er sich extra für die Reise gekauft hatte. »Das Essen ist noch drüben, wir müssen sowieso rübergehen, wenn wir nicht verhungern wollen. Dann können wir auch gleich ein bisschen mit der Renovierung weitermachen. Es ist besser, was zu tun, als hier die ganze Zeit rumzuhängen und sich Sorgen zu machen. Ich garantiere euch, dass die Zeit dann viel schneller vergeht. Und wir wissen jetzt, dass der Junge hier genauso hinkommen kann wie zu unserem Haus.«

Katrín bückte sich nach dem Wollpulli, den sie ausgezogen hatte, bevor sie in ihren Schlafsack gekrochen war, aber jetzt schmerzlich vermisste. Der Pulli fühlte sich eiskalt an. »Sollen wir etwa streichen? Das muss ja wohl nicht sein«, sagte sie, und Putti schaute sie an, als stimme er ihr zu. Er wollte bestimmt nicht raus in den Schnee und hätte gerne weiter an ihren Füßen auf der Isomatte gelegen.

Líf stand immer noch mitten im Raum und zitterte. »Ich will lieber ein Stück in den Fjord gehen.« Endlich begann sie, ihre Klamotten zusammenzusuchen. »Vielleicht finden wir ja ein Boot, mit dem wir nach Ísafjörður fahren können. Wir müssen ja nur so weit gehen, bis wir den Fjord überblicken können. erinnert ihr euch an den großen Schornstein und die Ruinen der Walfangstation oder Fabrik oder was auch immer, die wir vom Schiff aus gesehen haben? Sollen wir nicht dahingehen?«

»Du kannst also mit einem Boot umgehen?«, fragte Garðar ironisch und war beleidigt, dass die Frauen seinem Vorschlag nicht zustimmten.

Katrín fand das ziemlich blöd – er hatte ja wohl nicht ernsthaft damit gerechnet, dass sie erfreut aufspringen würden. »Also, ich würde mir das nicht zutrauen.« Seine Stimme war vor Entrüstung fast schrill.

»Wenn es da ein Boot gibt, dann ist bestimmt ein Funkgerät oder ein Telefon drin«, entgegnete Líf trotzig.

Zum ersten Mal hatte Katrín das Bedürfnis zu schlichten. »Okay, ich schlage vor, dass wir zum Haus gehen, was essen, uns die Haare waschen, ein bisschen arbeiten und, wenn es richtig hell ist, einen Spaziergang machen.« Sie hatte keine Ahnung, ob es draußen stockdunkel oder strahlend hell war. Sie wusste auch nicht, ob sie überhaupt so weit laufen konnte, allerdings hatten die Schmerzen etwas nachgelassen. »Das hängt natürlich vom Wetter ab, aber es scheint

immerhin windstill zu sein.« Der Wind pfiff nicht, und draußen war es genauso still wie drinnen. »Ist doch ein super Plan, oder?« Sie drehte sich zu Líf, die mit den Schultern zuckte, und zu Garðar, der ihr tief in die Augen schaute und besorgt wirkte. Katrín wusste nicht, warum – vielleicht, weil ihm gerade klar wurde, dass die ganze Geschichte nur übel enden konnte. Selbst wenn sie zurück nach Hause kämen, würden der Stress und die Finanzprobleme noch schlimmer werden. Ein Gästehaus in einem verlassenen Dorf, ob es nun verfallen oder frisch renoviert war, würde daran nichts ändern. Katrín lächelte ihn liebevoll an, aber er wich ihrem Blick aus. Líf war hingegen begeistert über den Vorschlag, weil sie am Ende doch am Fjord entlangwandern würden. Um ein Boot zu suchen, das es nicht gab.

Das Wasser war viel zu heiß, oder wirkte das nur so, weil sie draußen in der Kälte auf der Terrasse standen? Katrín spürte, wie sich ihre Kopfhaut zusammenzog, als Garðar ihr aus dem Aluminiumtopf Wasser über den Kopf schüttete. Sie schaute auf das kaputte Holz und die schwarze Erde in dem klaffenden Loch, das sie noch reparieren mussten. Seltsam, dass kein Schnee darin lag. Alles andere war verschneit. Vielleicht war die schwarze Erde wärmer als die Umgebung und hatte den Schnee sofort wieder geschmolzen. Dunkle Flächen waren ja an Sonnentagen auch wärmer als helle. Zum Glück hatte Garðar das Fuchsskelett sofort wieder zugeschaufelt – Katrín wollte die Überreste des Tieres nicht vor Augen haben. Ein weiterer heißer Wasserguss prallte auf ihren Kopf, und sie bekam Shampoo in die Augen. Dafür brannte ihre Kopfhaut nicht mehr so stark.

»Scheiße.« Katrín rieb sich die Augen, was es nur noch schlimmer machte. »Gib mir mal das Handtuch.« Sie bückte sich, öffnete die Augen einen Spalt und zuckte zurück, als sie auf der Terrasse direkt unter ihrem Gesicht schmutzige Kinderfüße sah, so als stünde direkt vor ihr ein Kind. Sie schloss die Augen wieder, und als sie sie erneut aufschlug, sah sie nur noch die triefnassen Bretter der Terrasse. Katrín richtete sich so schnell auf, dass ihr schwindelig wurde. Das Wasser aus ihren Haaren spritzte in alle Richtungen.

»Was machst du denn da?« Genervt trocknete Garðar sich mit dem Handtuch ab, bevor er es Katrín reichte. »Ihr macht vielleicht eine

Schweinerei!«

Líf war als Erste dran gewesen, hatte auch Shampoo in die Augen bekommen und überall Wasser verschüttet. Putti hatte das meiste davon abbekommen, war von der Terrasse gesprungen und traute sich nicht mehr rauf. Katrín überlegte, ob Líf dieselbe Sinnestäuschung gehabt hatte, wollte aber nicht fragen. Sie wollte das Thema nicht schon wieder auf den Jungen lenken, denn sie hatten beim Renovieren ganze drei Stunden nicht mehr über ihn geredet. Aber es lag auf der Hand, dass alle an ihn dachten. Sie hatten die Fußleisten angebracht, die der Vorbesitzer im Erdgeschoss aufgestapelt hatte. Vor seinem Tod hatte er es nicht mehr geschafft, den neuen Holzboden fertig zu verlegen. So hatten sie alle im selben Zimmer arbeiten und die Nähe der anderen spüren können. Obwohl das Haus nicht groß war, wollte sich keiner von ihnen alleine in einem geschlossenen Raum aufhalten.

»Warte mal ab, bis du dran bist«, sagte Katrín und wickelte das Handtuch um ihre nassen Haare. »Wie viel Wasser haben wir noch?«

»Nicht genug.« Garðar zeigte ihr den Rest Wasser im Topf. »Ich hole schnell noch was, der Ofen brennt noch, und das Wasser wird schnell lauwarm. Ich brauche kein heißes, ich bin abgehärteter als ihr.«

»Ja, klar.« Líf erhob sich von dem Küchenstuhl, den sie mit nach draußen genommen hatte. Ihre Haare waren auch in ein Handtuch gewickelt, das auf ihrem Kopf aussah wie ein weißer Turban. Nach der Haarwäsche wirkte sie viel entspannter. »Du bist ein echter Held.« Sie nahm den Zigarettenstummel, den sie gerade ausgedrückt hatte, und steckte ihn mit besorgtem Blick zurück in die Schachtel. Der Tabakvorrat schien ihr wichtiger zu sein als die Kabbelei mit Garðar.

»Habt ihr im Arzthaus noch mehr Zigarettenpäckchen gesehen?«

»Nee.« Katrín fand es zwar nicht gut, dass Líf das Päckchen mitgenommen hatte, aber wenn sie eine Zigarette zur Hand hatte, war die Stimmung besser. Und die würde sich wieder ändern, sobald das Päckchen leer war. »Wir können ja heute Abend noch mal die Schränke durchsuchen. Vielleicht finden wir noch welche.« Sie hatten bereits beschlossen, wieder im Arzthaus zu übernachten. Ein Lächeln zog sich über Lífs Gesicht, und Katrín fürchtete, sie würde sich wieder eine anstecken, das Päckchen leer rauchen und darauf vertrauen, dass sie noch eins fänden. »Aber rechne lieber nicht damit.«

Garðar war runter zum Fluss gegangen. Katrín wollte eigentlich auf der Terrasse auf ihn warten, aber ihr war zu kalt, und die wenigen Haare, die unter dem Handtuch hervorlugten, waren schon steif und fühlten sich gefroren an. »Sollen wir reingehen?«

»Ja, gerne. Ich bin total durchgefroren«, antwortete Líf und schüttelte sich. »Kannst du dir vorstellen, wie kalt es damals war, als die Frau und das Kind im Eis eingebrochen sind? Ich dachte, es könnte kaum noch kälter werden, aber der Fjord ist ja noch nicht zugefroren. Wie kalt muss es eigentlich sein, damit das Meer zufriert?«

»Keine Ahnung.« Eigentlich wollte Katrín das gar nicht wissen. Sie hatte das Gefühl, eine eisige Kälte heraufzubeschwören, wenn sie zu viel darüber redeten. Und dann würde kein Boot am Steg anlegen und kein Schlauchboot zum Strand kommen.

Líf trat auf der Terrasse von einem Bein aufs andere, machte aber keine Anstalten reinzugehen. »Kannst du dir vorstellen, wie verzweifelt die Frau war, als sie beim Versuch, ihr Kind zu retten, gemerkt hat, dass sie es nicht schafft?« Katrín bekam eine Gänsehaut und wünschte sich, dass Líf aufhören würde, darüber zu reden. »Wie sie im Wasser nach dem Jungen getastet und versucht hat, ihn zu packen zu kriegen, um ihn rauszuziehen? Ob es ihr am Ende scheißegal war, was mit ihr geschieht, und sie sich nur noch gewünscht hat, dass ihr Kind gerettet wird?«

»Hör auf damit!«, sagte Katrín scharf. »Wir wissen beide, dass es ein schrecklicher Tod war, auch ohne ins Detail zu gehen.«

»Glaubst du, dass der Junge, den wir gesehen haben, dieses Kind ist?«

Líf sprach so leise, dass sie fast flüsterte. »Das würde den Schlag gegen das Haus erklären, als Garðar uns erzählt hat, was über die beiden in dem Buch steht. Wenn es ein Geist ist, erklärt das einiges.«

»Nein«, sagte Katrín entschieden. »Er ist viel älter als der Junge, der ertrunken ist. Der war fünf Jahre alt. Außerdem ist dieses Kind noch lebendig.« Ihre Stimme klang nicht überzeugend, und sie glaubte es selbst nicht mehr. »Lass uns reingehen.«

Die Wärme des Kaminofens schlug ihnen entgegen. Putti drückte sich so eng wie möglich an Katrín und legte sich dann hin, überglücklich, seinen kleinen Körper aufwärmen zu können. Das Gefühl, aus der Kälte ins Warme zu kommen, war das beste, seit sie in Hesteyri waren, und Katrín sehnte sich unbeschreiblich nach Reykjavík. Sofort beschlich sie der

Verdacht, dass innerhalb kürzester Zeit etwas Schreckliches passieren würde, weil es ihnen einen Moment lang gutging. Sie war den Tränen nahe, beherrschte sich aber.

»Am liebsten würde ich da reinkriechen«, sagte Líf, die mit ausgestreckten Händen vor dem Ofen stand. »Ich hab ganz vergessen, wie es sich anfühlt, wenn einem warm wird.«

Katrín tat es ihr nach. Sie sah, wie ihre Hände von den Fingerkuppen bis über die Handrücken rot wurden, bis die Röte unter den Ärmeln ihrer Jacke verschwand. Die Schmerzen ließen nach, und sie spürte sie kaum noch.

»Ich auch. Ich hab jetzt schon Angst davor, dass mir wieder kalt wird.« Weiter kam Katrín nicht, denn hinter ihnen ertönte ein heftiger Knall, fast wie ein Schuss. Líf schrie so laut auf, dass der nächste Knall erstickt wurde, und griff nach Katrín. Putti sprang auf und schaute sich verwirrt um. »Was zum Teufel war das?« Katrín versuchte, Líf abzuschütteln, war aber bei dem Schreck an ihr Handtuch gekommen, das fast runterfiel. Sie befreite sich von Líf und griff nach dem Handtuch, bevor es auf den Boden rutschte. Sie hatte die schmutzigen Kinderfüße immer noch lebhaft vor Augen und traute sich nicht, sich umzudrehen. Auf der Terrasse waren Garðars schnelle Schritte zu hören, und Katrín beschloss, abzuwarten und ihn rausfinden zu lassen, was los war, wenn er sich schon so heldenhaft fand.

»Was war das für ein Lärm?«, fragte Garðar atemlos. »Ich hab mich total erschreckt, als ihr geschrien habt, und fast das ganze Wasser verschüttet. Was ist denn passiert?«

Im Zimmer schien nichts Ungewöhnliches zu sein, da Garðar ziemlich ruhig wirkte. Katrín drehte sich um und kämpfte mit dem Verlangen, die Augen zuzukneifen. Sie wollte ihm nicht sagen, dass nur Líf geschrien hatte, und war sich darüber auch gar nicht mehr so sicher. Schon denkbar, dass sie aufgeschrien hatte, ohne es zu merken. »Wir haben einen schrecklichen Knall gehört, und dann bist du reingekommen. Ich hab keine Ahnung, was passiert ist.«

Garðar und Katrín schauten sich um. Líf stand immer noch mit dem Rücken zum Zimmer am Ofen und vergrub ihr Gesicht in den Händen.

»Sagt mir, wenn ihr was gefunden habt.« Hastig fügte sie hinzu: »Bitte lügt mir einfach was vor, wenn es was Schlimmes ist. Ich kann einfach

nicht mehr.«

»Wir müssen dir nichts vorlügen.« Garðar betrat den Raum und ging zu der Wand, wo die Stelle mit den morschen Holzdielen war. »Ich sehe, was passiert ist.« Er bückte sich und hob etwas auf. Eine zerbrochene Fußleiste. »Die Leiste ist gesprungen«, sagte er verwundert. »Vielleicht haben wir sie mit zu starker Spannung festgenagelt, und das Holz hat bei der Hitze gearbeitet.« Er bückte sich nach einer weiteren Leiste, die ebenfalls lose an der Wand lag. »Oder es hat was mit der morschen Stelle zu tun.« Er begutachtete die Holzleiste, so als wüsste sie die Antwort. »Ich denke, wir sollten die Bodenbretter an dieser Stelle austauschen. Unser Vorgänger hat noch welche übrig.«

»Ist das nicht viel zu aufwendig?« Katrín hätte die Fußleiste am liebsten ins Feuer geworfen, und die restlichen Bodenbretter und Leisten gleich mit. »Wir kriegen noch nicht mal alles fertig, womit wir schon angefangen haben, geschweige denn irgendwelche neuen Baustellen.« Garðar starrte wie hypnotisiert nach unten und antwortete nicht sofort. »Irgendwas an diesem blöden Boden sagt mir, dass wir ihn reparieren müssen. Ich könnte mir vorstellen, dass sich das im ganzen Haus ausbreitet, wenn nichts daran gemacht wird.«

»Der Fleck ist aber nicht größer geworden. Warum sollte er sich weiter ausbreiten?« Katrín betrachtete die Stelle und versuchte einzuschätzen, ob sie wirklich recht hatte. Der Fleck sah genauso aus wie vorher, auch wenn sie sich die Konturen nicht genau gemerkt hatte. »Der ist ungewöhnlich viereckig.« Die Umrisse und die Ecken des Flecks kamen ihr unnatürlich gerade vor. »Könnte da was drunter sein?«

»Was denn?« Garðar wusste genauso wenig über Schimmel und Feuchtigkeit wie Katrín. »Das müsste man ja feststellen können, wenn man ein paar Dielen rausreißt.«

Líf stand jetzt zwischen ihnen und starrte auf den Fleck. Sie hatte bisher noch nichts gesagt und schien sich nur begrenzt für das Thema zu interessieren. »Wenn wir noch spazieren gehen wollen, sollten wir uns beeilen. Lasst uns das Wasser warm machen, damit du dir die Haare waschen kannst, Garðar, und dann gehen wir los. Sonst werden wir unterwegs von der Dunkelheit überrascht.« Garðar schaute sie an und wollte etwas sagen, aber Líf fiel ihm ins Wort. »Du hast es versprochen, Garðar. Wir gehen zur Walfangstation.«

Anstatt Líf zuzustimmen oder zu widersprechen, warf Garðar Katrín einen kurzen Blick zu, machte auf dem Absatz kehrt und ging raus, um den Topf zu holen, den er in der Eile stehen lassen hatte. Trotz der Wärme des Ofens spürte Katrín, wie ihr ein Schauer über den Rücken lief; irgendetwas sagte ihr, dass Garðar auch eine schlimme Vorahnung hatte. Sie konnte nur nicht sagen, welche.

20. Kapitel

Freyr schlief ein, bevor die Maschine startete, und wachte erst wieder auf, als eine verlegene Stewardess ihn in dem leeren Flugzeug leicht an der Schulter rüttelte. Er hatte in der Nacht nicht viel geschlafen. Seine Phantasie und die Erschöpfung hatten ihm ein Schnippchen geschlagen, so dass er alle möglichen Geräusche im Haus gehört und das Gefühl gehabt hatte, dass jemand durch den Keller irrte. Er hatte es nicht über sich gebracht aufzustehen, sich anzuziehen und nachzuschauen, nicht wegen der Kälte, sondern wegen des Anblicks seines Sohnes im Krankenhausflur. Freyr hatte die böse Ahnung, dass ihn im Keller etwas Ähnliches erwartete. Als er aufstand und in den Spiegel schaute, sah er dunkle Ringe unter seinen Augen, und obwohl die kalte Dusche ihn ein bisschen aufweckte, sah er schlimmer aus, als ihm lieb war. Eigentlich hatte er mit der Idee geliebäugelt, seine alten Kollegen im Landeskrankenhaus zu besuchen oder gar bei Sara vorbeizuschauen. Nach dem Treffen mit dem Rechtsmediziner hatte er noch genug Zeit bis zur Nachmittagsmaschine, selbst wenn er Lárus Helgason, den einzigen noch lebenden Schulfreund von Halla und Védís, treffen wollte. Aber jetzt wusste er gar nicht mehr, wie er den Tag durchstehen sollte, und bekam Panik bei dem Gedanken, seine früheren Kollegen könnten aus seinem ungepflegten Äußeren schließen, dass er kurz davor war, die Kontrolle über sein Leben zu verlieren. Wut, Paranoia, üble Nachrede – damit konnte er umgehen, aber Mitleid ertrug er nicht. Er konnte einfach nicht darauf reagieren, und alles, was er tat oder sagte, machte es nur noch schlimmer. Nein, er würde sich die Kollegen sparen und es bei einem Besuch bei Sara belassen.

»Das Merkwürdige ist, dass ich dieselben Markierungen schon mal bei einer anderen Person gesehen habe. Ich habe ein bisschen recherchiert und rausgefunden, dass es sogar mehrere Leichen mit genau denselben Schnitten auf dem Rücken gibt«, sagte der Rechtsmediziner durch einen weißen Mundschutz. Sein Gesicht war wegen der klobigen Sicherheitsbrille und dem Mundschutz kaum zu sehen. Freyr hätte den Mann auf der Straße wahrscheinlich nicht wiedererkannt, denn er konnte sich noch nicht mal an seiner Haarfarbe orientieren – er hatte ihn mit

einer grünen Operationsmütze auf dem Kopf begrüßt, nur den Mundschutz vom Kinn gezogen und die Brille auf die Nasenspitze geschoben. »Schon seltsam, dass das nicht in ihre Krankenakte aufgenommen wurde, die Verletzungen müssen vor längerer Zeit aufgetreten sein. Das Kreuz ist zwar vollständig, besteht aber aus vielen kleinen Wunden, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten verheilt sind, die letzte ist noch ziemlich frisch.«

Freyr starrte Hallas bläulich-weißen Rücken an. Er hatte dieselbe Schutzkleidung angezogen wie der Rechtsmediziner und hätte am liebsten die Brille abgesetzt, um besser sehen zu können. »Glauben Sie, dass sie sich das selbst zugefügt hat? Aus den Wunden ein Kreuz gebildet hat?« Über die gesamte Wirbelsäule zog sich eine Reihe von weißen und hellroten Narben. Sie waren alle länglich, aber unterschiedlich groß. An einigen Stellen gingen sie ineinander über, und die Reihe war keineswegs gerade, auch wenn es aus einiger Entfernung so aussah. Unter den Schulterblättern verlief eine ebensolche Reihe von Narben quer über den Rücken und bildete ein Kreuz. Es war gut zu sehen, welche Narben am frischesten waren: Die am linken Ende der Querreihe waren röter als die anderen.

»Es ist schwer vorstellbar, wie sie sich diese Verletzungen zugefügt haben soll.« Der Arzt zeigte mit seiner behandschuhten Hand auf die Rückenmitte, wo die beiden Linien des Kreuzes aufeinandertrafen. »Sie könnte natürlich ein Werkzeug benutzt haben, aber da sich keine Narbe außerhalb des Kreuzes befindet, hätte sie auch noch zwei Spiegel gebraucht. Ich würde sagen, es ist sehr schwierig, das hinzukriegen.« Er nahm seine Hand von Hallas Rücken und steckte sie in die Tasche seines Kittels. »Ich vermute, dass ihr jemand dabei geholfen hat. Falls man das helfen nennen kann. Vielleicht ist es auch gegen ihren Willen passiert, und sie hat sich aus unerfindlichen Gründen nicht gewehrt.«

»Wie sah es denn bei den anderen Fällen aus, die Sie erwähnt haben? Haben sich die Betroffenen die Verletzungen selbst zugefügt?«

»Das ist nie ans Licht gekommen.« Der Arzt bedeckte Halla mit einem weißen Laken. »Es waren zwei Personen, ein Mann und eine Frau. Ich habe sie beide nicht obduziert und weiß nicht viel über sie.«

»Was waren das für Leute?« Freyr betrachtete den weißen Hügel, den Hallas sterbliche Überreste bildeten. Ihre Leiche sollte mit der

Nachmittagsmaschine in die Westfjorde gebracht und in zwei Tagen beerdigt werden. Freyr fand es immer wieder erstaunlich, was von einem Menschen übrig blieb; wo zuvor ein Herz geschlagen und unablässig Gedanken abgelaufen waren, gab es jetzt nur noch totes Fleisch an weißen Knochen. Und mit der Zeit blieben nur noch Knochen übrig.

»Der Mann wurde bei uns eingeliefert, weil er bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist, und bei der Frau hat man es im Beerdigungsinstitut entdeckt. Ich war zu der Zeit in Urlaub und habe erst jetzt davon gehört. Es gibt Fotos und Berichte darüber.« Der Arzt zog die

Gummihandschuhe aus und ließ sie in einen Mülleimer aus glänzendem Chrom fallen. »Zusammen mit diesem hier sind das drei ähnliche Fälle im Abstand von ungefähr zwei Jahren. Da denkt man schon darüber nach, ob es sich um ein Ritual in einer Glaubensgemeinschaft handelt, von der man noch nie was gehört hat.«

Freyr streifte ungeschickt seine Handschuhe ab und sagte: »Halla war gläubig, aber ihr Mann hat keine Religionsgemeinschaft erwähnt. Sie war in der Kirche ihres Heimatorts aktiv. Die beiden anderen haben aber nicht in Flateyri gewohnt, oder?«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Nein, die Frau hat, wenn ich mich recht erinnere, in Südisland am Meer gewohnt, und der Mann war aus Ísafjörður.« Er schwieg einen Moment, während er etwas in ein Protokoll eintrug, das auf einer Ablage neben dem Obduktionstisch lag. »Es gibt allerdings noch eine Gemeinsamkeit, auch wenn die drei nicht im selben Ort gewohnt haben. Sie sind alle 1940 geboren. Ich weiß nicht, ob das was zu sagen hat, aber es ist mir aufgefallen.«

Freyr befeuchtete unter der Maske seine Lippen. »Wie heißen die beiden, wenn ich fragen darf? Der Mann, der unters Auto gekommen ist, heißt der vielleicht Steinn?«

Die Schutzbrille des Arztes rutschte nach oben, als er verwundert die Augenbrauen hob. »Woher wissen Sie das?«

Es war ein komisches Gefühl, ohne Auto zu Besuch in der Stadt zu sein, in der er geboren war und die meiste Zeit seines Lebens verbracht hatte, und keine Anlaufstelle zu haben, wo er sich ein Stündchen ausruhen konnte. Freyr hatte keine Lust, seine Familie zu besuchen – die machte sich schon genug Sorgen um ihn, seit er in die Westfjorde gezogen war.

Weder seine Eltern noch sein Bruder verstanden Freyrs Entscheidung und betrachteten sie als Zeichen, dass er krank war. Was er letztendlich wohl auch war. Freyr saß gähmend hinten im Taxi und fuhr zu Sara, anstatt bei seinen Verwandten eine Tasse Kaffee zu trinken. Er wollte auf keinen Fall, dass sich der Zwischenfall im Flugzeug noch mal wiederholte, und kämpfte mit seiner Müdigkeit. Er hätte natürlich das kurze Stück in die Weststadt laufen können, aber dann würde er noch erschöpfter bei Sara ankommen. Der Besuch war schon heikel genug. Allerdings hatte Sara am Telefon gefasster geklungen als sonst und war ausnahmsweise mal nicht den Tränen nah gewesen. Freyr wünschte sich, dass sie sich endlich mit der Vergangenheit abfände, wollte aber an ein kurzes Telefonat nicht zu große Hoffnungen knüpfen. Natürlich hätte er sie gestern Abend anrufen sollen, aber die Dinge hatten sich nun mal anders entwickelt. Es war einfach nicht gegangen, solange Dagný bei ihm gewesen war, und nach Mitternacht war es zu spät. Freyr wusste noch nicht, ob und wann er Lárus treffen würde, denn der hatte seine Anrufe bisher nicht beantwortet. Deshalb hatte er Sara angerufen – weil alle anderen Pläne geplatzt waren. Das war nicht gerade höflich und bestimmt der Grund dafür, dass sie so abweisend reagiert hatte. Freyrs Gedanken drehten sich immer noch um das Treffen mit dem Rechtsmediziner. Freyr hatte ihn gebeten herauszufinden, ob die beiden anderen Verstorbenen aus der Gruppe, Védís und Jón, dieselben Narben hatten. Der Arzt konnte das leicht herausfinden, hatte Freyr aber nach der Verbindung zwischen diesen Personen ausgefragt. Freyr hatte seine Fragen gewissenhaft beantwortet, denn es gab keinen Grund, ihm etwas zu verschweigen. Vielleicht hatte der Glaube an Vorzeichen oder Geister Einfluss auf Leben und Tod der Klassenkameraden gehabt. Der Arzt hatte aufmerksam zugehört und am Ende gesagt, Freyrs Fachbereich sei einer der wenigen, bei denen es nicht leichter sei, einen toten Menschen zu diagnostizieren als einen lebendigen. Er selbst habe nicht viel Erfahrung mit psychischen Krankheiten, er sehe nur ihre Symptome, aber nicht die Ursachen, obwohl er in der Lage sei, die Regionen und Organe des Körpers zu durchforsten, die beim lebenden Menschen nicht untersucht werden könnten. Er könne Freyrs Aussage nicht bewerten, sondern ihm nur glauben. Als sie sich voneinander verabschiedeten, fragte der Arzt, ob er die Entwicklung des Falls mitverfolgen dürfe, und

ließ durchblicken, dass er eventuell einen Fachartikel über das Zustandekommen der Narben schreiben würde. Freyr bezweifelte, dass ein Artikel über ein so ungewöhnliches Thema in einer seriösen Ärztezeitschrift veröffentlicht würde, versprach aber, ihn auf dem Laufenden zu halten.

Das Taxi hielt vor dem hübschen Holzhaus, in dem Sara wohnte. Ihre Wohnung lag im ersten Stock, und Freyr konnte durchs Wohnzimmerfenster sehen, dass sie ihn beobachtete. Als er das Taxi bezahlt hatte und ausstieg, war sie verschwunden. Auf dem Weg zum Haus holte Freyr ein paarmal tief Luft. Ihm graute davor, seine Exfrau zu treffen, und er fragte sich, warum er das eigentlich machte; eigentlich wäre es für sie beide am besten, die Dinge auf sich beruhen zu lassen und jeglichen Kontakt abubrechen. Aber das war leichter gesagt als getan, denn Freyr hatte immer noch schreckliche Gewissensbisse, weil er sie ausgerechnet in der Zeit, als sie ihn am meisten gebraucht hätte, verlassen hatte. Bevor er auf die Klingel drückte, besann er sich darauf, dass er diese Entscheidung aus reinem Selbsterhaltungstrieb gefällt hatte – einem der stärksten Triebe im Leben.

Die Tür ging auf, bevor er klingeln konnte, und Sara stand in der Türöffnung. Sie war noch schmaler als beim letzten Mal. Ihr Kopf wirkte im Verhältnis zu ihrem Körper unnatürlich groß, und sie sah aus wie eine PEZ-Figur. Obwohl ihr Körper zerbrechlich war, wirkte ihr Gesicht viel gesünder als sonst, ihre Augen leuchteten, allerdings aus anderen Gründen, als er erwartet hatte. Sara war total sauer.

»Hallo.«

Freyr wollte ihr wie üblich einen Kuss auf die Wange geben, aber sie wich ihm aus und bat ihn einzutreten. Er ließ sich nichts anmerken, obwohl ihm die Sache unheimlich war, zog seine Schuhe aus und folgte ihr in die Wohnung. Überall standen vertraute Möbel aus der Zeit ihrer Ehe. In Freyrs Augen wirkten sie deplatziert, so als warteten sie darauf, zurück an ihren ursprünglichen Ort gebracht zu werden, wo sie hingehörten.

»Das ist meine Freundin Elísa«, sagte Sara. Sie stellte sich neben eine Frau, die auf dem Sofa saß, das sie damals so sorgfältig ausgewählt hatten. Freyr und Elísa begrüßten einander, und plötzlich dachte Freyr, Sara würde ihm eröffnen, dass sie ihre Homosexualität entdeckt hätte.

»Elísa ist ein Medium und hat mir in der letzten Zeit beigegeben. Du kannst dir deinen Spott sparen, sie hat mir nämlich viel mehr geholfen als du mit deinem ganzen Wissen über die Psyche.« Nach diesem Satz ließ sich Sara aufs Sofa fallen und klopfte auf die Sitzfläche, zum Zeichen, dass er sich neben sie setzen sollte. »Elísa war trotz deiner kurzfristigen Ankündigung so nett vorbeizukommen. Ich wollte, dass sie dich kennenlernt. Zum Glück hatte sie Zeit.«

»Entschuldige, Sara«, sagte Freyr und nahm auf einem Sessel gegenüber dem Sofa Platz. »Ich dachte, du wärst alleine. Ich hatte einfach viel zu tun und hab mich in der letzten Zeit nicht so gut gefühlt.« Er wandte sich Elísa zu, die mit geröteten Wangen dasaß und sich offenbar am liebsten schleunigst verdrückt hätte. Sie hatte sich dieses Treffen bestimmt anders vorgestellt, zumal es Sara nicht ähnlich sah, so barsch zu sein. »Ich gebe zu, dass ich nicht viel von Esoterik halte, aber natürlich darf jeder seine eigenen Ansichten haben. Zum Glück sind wir nicht alle gleich. Wenn Sie Sara helfen konnten, ist das gut. Ich würde mich nie gegen etwas sperren, das Wirkung zeigt.«

Elísa lächelte ihm erleichtert zu. Sie trug ganz normale Klamotten, Jeans, eine Bluse und eine Weste. Ihre Sachen waren sauber und ordentlich, sahen aber vielgetragen aus, die Ärmel der Bluse waren am Saum abgewetzt und die Jeans an den Knien fadenscheinig. Nichts an ihr erinnerte an das Klischee von einem Medium, vielleicht trug sie extra keine farbenfrohen langen Röcke und glättete ihre Locken.

»Vielen Dank. Sara und ich verstehen uns sehr gut, und ich hoffe, dass wir es gemeinsam schaffen, mit dem, was sie bedrängt, umzugehen.«

Elísa warf Sara einen Blick zu und lächelte kurz. »Aber wie Sara schon angedeutet hat, scheinen Sie dabei eine Rolle zu spielen. Das mag in Ihren Ohren merkwürdig klingen, aber der Kontakt zu den Verstorbenen läuft anders ab als ein Gespräch zwischen zwei Personen, er besteht aus einzelnen Wörtern und Schwingungen, die man spürt, ohne sie richtig zu verstehen.«

»Ist das nicht bei deiner Arbeit ganz ähnlich, Freyr?«, fragte seine Exfrau in einem Ton, den Freyr wieder an die alte Sara erinnerte. »Ärzte verstehen vielleicht, wie Muskeln und Organe arbeiten, aber sie wissen nicht, was einen Menschen fröhlich oder traurig macht, nicht wahr? Du könntest mir nicht erklären, was Gefühle sind, zweifelst aber nicht an

ihrer Existenz.«

Freyr bejahte, ohne sie mit psychologischen Erläuterungen über Gefühle zu traktieren. Von diesen analysierten und erforschten Phänomenen war es ein weiter Weg zu den simplen Erklärungen der Esoterik.

»Was soll ich denn jetzt dazu sagen oder machen?«, fragte er. Als er merkte, dass er sich mit dieser Frage zum Beteiligten an Saras verzweifelten Orientierungsversuchen machte und ihr damit grünes Licht zum Weitermachen gab, wurde er von bleierner Müdigkeit überfallen. Dieser Weg konnte nur auf eine Weise enden: mit Enttäuschungen und abermals Enttäuschungen.

»Sie tauchen sehr oft in Saras Träumen und in meinen Visionen auf. Das ist kein Zufall, es passiert immer wieder und ist in der letzten Zeit extrem häufig geworden«, sagte Elísa.

»Und was soll ich da machen?« Freyr hätte am liebsten seinen Kopf auf die weiche Sessellehne sinken lassen, die Augen zugemacht und darum gebeten, eine halbe Stunde in Ruhe gelassen zu werden.

»Ich weiß es nicht.« Immerhin war Elísa ehrlich. Freyr musste sich beherrschen, nicht laut aufzulachen. Die Frau schien zu merken, dass er sie nicht ernst nahm, und fügte hinzu: »Wenn Menschen eines ungewissen Todes sterben, stecken sie zwischen den Welten fest. Sie gelangen nicht zur nächsten Daseinsstufe, weil sie noch zu stark mit denen, die sie zurückgelassen haben, verbunden sind. Sie wünschen sich Gerechtigkeit und einen Abschluss. Wenn das nicht von alleine geschieht, versuchen diese verirrtten Seelen, Einfluss darauf zu nehmen. Ob das gelingt, ob sie Kontakt zu den Lebenden aufnehmen können, ist von Fall zu Fall verschieden. Es ist am ehesten möglich, wenn die Angehörigen oder Bekannten noch am Leben sind. Meistens geben die Verstorbenen auf, wenn es niemanden mehr gibt, der daran interessiert ist, die Sache zu lösen. Einzelne Seelen bleiben stecken und sind besessen von ihrem Problem. So etwas kennen wir als Spuk in alten Häusern oder auf Friedhöfen.«

Freyr fiel es immer schwerer, seinen Kopf hoch zu halten, und er fragte: »Hast du vielleicht einen Kaffee, Sara? Ich hab so schlecht geschlafen, ich kann mich kaum konzentrieren.«

Sara starrte ihn mit undurchdringlichem Gesicht an, stand auf und ging in die Küche. Unterdessen fuhr Elísa fort: »Je länger eine Seele in

diesem Zustand verharret, desto bösartiger wird sie. Eine gute, helle Seele kann sich in ihr Gegenteil umkehren und sehr gefährlich werden. Es wäre schön, wenn wir das bei Ihrem Sohn verhindern könnten. Sie wollen doch nicht von ihm heimgesucht werden.« Den letzten Satz flüsterte sie, damit Sara ihn nicht hörte.

»Und wie können wir das verhindern?« Freyr sehnte sich so nach einem Kaffee, dass er sich beherrschen musste, nicht aufzuspringen, Elísa mitten im Satz sitzen zu lassen und in die Küche zu hechten.

»Suchen Sie ihn. Finden Sie heraus, was mit ihm passiert ist, und beerdigen Sie ihn im Kreise seiner Familie. Erlösen Sie ihn von den Qualen, die es ihm bereitet, seine Mutter, und auch Sie, in der Hölle der Ungewissheit zu wissen.«

Freyr konnte nicht länger mitspielen. »Glauben Sie, wir hätten nicht alles getan, was in unserer Macht steht? Unabhängig von Geistern und Seelen? Glauben Sie mir, bei der Suche wurde jeder Stein umgedreht.«

»Sie müssen es trotzdem weiter versuchen.« Elísa starrte ihn mit ihren tiefblauen Augen an, die unter den schmalen, gezupften Brauen kein einziges Mal blinzelten. »Wenn es nicht schon zu spät ist.«

»Zu spät?« Freyr hörte kaum noch zu. Ihm war jetzt vollkommen klar, dass diese Frau nicht in der Lage war, Sara zu helfen – im Gegenteil. Ihre wirren Theorien standen Saras Genesung im Weg und verhinderten, dass sie die schreckliche Tatsache, dass sie nie erfahren würde, was mit Benni passiert war, jemals akzeptieren würde. Vielleicht war Sara im Augenblick ein bisschen zuversichtlicher, aber das würde nicht lange anhalten.

»Ich spüre Ihren Sohn. Ganz stark. Aber ich spüre auch eine ungeheure Wut, und das ist nicht normal, wenn man bedenkt, wie kurz er erst verschwunden ist. Ich habe keine Erklärung dafür, aber ich weiß, dass wir nicht mehr viel Zeit haben.« Elísas Blick schweifte zur Küchentür.

»Sie müssen es herausfinden. Ihre Lage ist jetzt schon schlimm, aber wenn Sie eines Tages zurückschauen, werden Sie diese Zeit vermissen, weil sie die beste seit dem Verschwinden Ihres Sohnes war.«

Sara brachte den Kaffee, und Freyr war heilfroh, sie mit dem Tablett hereinkommen zu sehen. Jetzt würde er nicht nur das heißersehnte Koffein bekommen, sondern auch von den Weltuntergangsvisionen des Mediums erlöst werden, die er sich nicht zu kritisieren oder zu

kommentieren traute, geschweige denn zu befürworten. Er reckte sich nach der Tasse, die Sara vor ihm auf den Tisch gestellt hatte, und zuckte zurück, als sich die kühle Hand des Mediums auf seinen Handrücken legte. Verwundert blickte er Elísa an.

»Der Teufel geht um. Vergessen Sie das nicht.«

Freyr lächelte nervös, zog seine Hand zurück und nahm die Tasse. Bevor er einen Schluck trinken konnte, fügte sie hinzu: »Ich fürchte, dass es Ihnen schlecht ergehen wird. Zu meinem Bedauern.«

21. Kapitel

Sie hatten den Abmarsch zu lange hinausgezögert. Mit jedem Schritt über den schmalen Pfad zur alten Fabrik im Hesteyrifjörður wurde es dunkler. Aber der Himmel war wolkenlos, und es sah nicht so aus, dass es wieder anfangen würde zu schneien. Stellenweise war der Pfad unter dem Schnee kaum mehr zu erkennen, aber zum Glück lag er etwas tiefer, so dass man ihm leicht folgen konnte. Katrín hatte die vielen Flösschen nicht mehr gezählt, die sie überqueren musste, meist mit Putti auf dem Arm, denn er winselte und zierte sich, wenn sie an einen Bach kamen. Mit seinen kurzen Beinen konnte er nicht weit springen und hatte Angst, auf der anderen Seite des reißenden Stroms zurückgelassen zu werden. Ein paar Wasserläufe waren mit Baumstämmen oder Brettern überbrückt. Die meiste Zeit führte der Pfad am Strand entlang, aber nun waren sie ihm ein ganzes Stück hangaufwärts gefolgt. Unter ihnen lagen steile Felsen, über die idyllische Bäche, teils mit silbernen Eisborten eingefasst, ins Tal rauschten.

»Wisst ihr, wie weit es noch ist?«, fragte Katrín, die als Letzte ging, da sie am schlechtesten zu Fuß war. Sie schaute sich immer wieder nach Putti um. Der Hund war ein Stück zurückgefallen, aber Katrín fand es dennoch erstaunlich, wie ausdauernd er bei diesen Verhältnissen war – wenn er ein Mensch wäre, würde ihm der Schnee bis zum Bauchnabel reichen. »Es ist kein Boot zu sehen. Sollen wir nicht umkehren?« Sie fürchtete, dass ihr die Schmerzen, wenn sie noch viel weiter gingen, den Rückweg unerträglich machen würden.

Garðar war die ganze Zeit still gewesen. Er humpelte nicht, und seiner Ferse schien es besserzugehen. Vielleicht hatte er Angst. Er drehte sich um und schaute Katrín an, sagte aber nichts. Dann wandte er sich wieder von ihr ab und ging weiter. Líf führte den Trupp an und ging zügig vorwärts.

»Es ist nicht mehr weit. Garðar und ich waren schon mal da, als wir das Haus besichtigt haben, es dauert höchstens noch eine halbe Stunde«, sagte sie.

Damals hatte bestimmt kein Schnee gelegen, aber Katrín unterließ es, darauf hinzuweisen. Líf würde sowieso nichts darauf geben. Katrín

hoffte, dass Lífs aufgesetzte Fröhlichkeit nicht mit irgendeinem idiotischen Plan zusammenhing, sie immer weiter zu locken, bis sie auf einmal ganz plötzlich auf dem Weg nach Ísafjörður wären. Aber sie hatte nicht darauf bestanden, Verpflegung mitzunehmen, so dass das eher unwahrscheinlich war. Es sei denn, sie hatte jeglichen Realitätssinn verloren und glaubte, sie würden sich unterwegs von den Früchten der Natur ernähren. Die Vorstellung, Líf über glitschige Baumstämme und brückenlose Bäche zurück zum Dorf zerren zu müssen, war ziemlich abschreckend.

»Warum seid ihr denn damals so weit gelaufen?«, fragte Katrín und verlor fast das Gleichgewicht, als sie mitten auf dem Weg auf einen runden, vom Schnee verdeckten Felsbrocken trat.

»Ach, das war nur so eine Schnapsidee.« Líf kam nicht aus dem Rhythmus, obwohl sie auch auf einen Stein getreten war. »Ich hatte was darüber gelesen und dachte, wir könnten das ganze Ding vielleicht kaufen und die Fabrik zu einem Hotel umbauen oder so. Lach nicht, wenn du siehst, in welchem Zustand die Gebäude sind.« Líf blieb plötzlich stehen und zeigte geradeaus. »Na also, wir sind gleich da. Man kann schon den Schornstein sehen. Es ist direkt da unten.«

Katrín blieb am Abhang stehen und starrte in die Ebene, wo die Walfangstation stand. Die Ruinen waren nicht gänzlich von Schnee bedeckt und standen düster und unübersehbar in der schneeweißen Landschaft. Ein himmelhoher Schornstein zog die Blicke auf sich, und es schien nur eine Frage von Tagen zu sein, wann er einstürzte.

»Habt ihr das Loch ganz oben im Schornstein gesehen?«, fragte Katrín. Líf und Garðar, die schon auf dem Weg nach unten waren, blieben stehen. »Ist es nicht gefährlich, da rumzulaufen?«

»Das ist von der Küstenwache. Die haben den Schornstein im Heringskrieg zum Üben benutzt und ihn mit Kanonen beschossen«, antwortete Líf. Sie ging einfach weiter, und Garðar folgte ihr.

Katrín zögerte, marschierte dann aber weiter. Das Licht wurde immer schwächer, und sie wollte sich auf dem Weg nach unten nicht vertreten, stürzen oder verunglücken. Jeder Schritt bedeutete auch einen weiteren Schritt auf dem Rückweg. Putti war am Abhang neben ihr stehen geblieben und winselte und bellte besorgt. Dann gab er auf und folgte ihr. Jetzt konnte man den Fjord gut überblicken. Katrín fand das

ungewöhnlich ruhige Meer in der Abenddämmerung wunderschön. »Ich sehe kein Boot«, rief sie Líf und Garðar zu, die ihren Vorsprung stetig vergrößerten. »Sollen wir nicht lieber umkehren? Es wird bald dunkel.« Die beiden antworteten nicht und wurden nicht langsamer. »Wir sind doch nur hier, um zu checken, ob ein Boot da ist!« Immer noch keine Reaktion. Katrín wurde ein bisschen sauer. Sie hätte Putti am liebsten auf den Arm genommen und wäre alleine zurückgegangen. Ihr schoss sogar der kindische Gedanke durch den Kopf, dass die beiden es nicht anders verdient hätten, wenn sie sich verlaufen und draußen umkommen würden. Doch Puttis aufgeregtes Gebell brachte sie wieder auf den Boden der Tatsachen. »Was ist los, mein Junge?« Katrín drehte sich um und sah, dass der Hund etwas auf dem Meer anbellte. Sie beugte sich zu ihm hinunter und versuchte auszumachen, wohin er starrte. Da erblickte sie zwei schwarze Kuppen, die ganz nah am Ufer aus dem Wasser ragten. Zuerst dachte sie, es seien nasse, glänzende Felsen, die geduldig darauf warteten, vom Meer geschliffen zu werden. Aber sie musste nicht lange hinschauen, um zu merken, dass sie beobachtet wurden.

»Seehunde!« Jetzt blieben Líf und Garðar stehen und drehten sich um. Katrín zeigte lächelnd auf die Wasseroberfläche, wo die Köpfe der Seehunde sie immer noch verfolgten. Garðar lächelte zurück, aber Líf schüttelte nur den Kopf und ging weiter.

Katrín stieß Putti leicht an, bevor sie den beiden nachging, schon viel besser gelaunt. Der Hund starrte die Seehunde immer noch irritiert an. »Hör auf mit dem Quatsch. Die kommen nicht an Land, du musst keine Angst haben.« Putti verstummte, schaute sie an und sah dabei furchtbar traurig aus. Es war, als wolle er ihr etwas sagen, wisse aber nicht, wie. Stattdessen leckte er Katríns Hand ab, und sie versuchte, ihn aufzuheitern, indem sie ihn sanft hinter den Ohren kraulte. »Komm, wir bringen es hinter uns. Und dann gehen wir zurück. Ich will genauso wenig hier sein wie du.« Sie erhob sich und ging los, Putti dicht auf ihren Fersen. Als sie sah, wie beschwerlich der Hund vorankam, nahm sie ihn auf den Arm, auch wenn er sie beim Gehen behinderte. Im Grunde hatte sie es nicht eilig, auf dem Rückweg würde es ohnehin dunkel sein, ob sie nun ein paar Minuten früher oder später unten ankam. Ab und zu schaute sie zu den Seehunden und wurde nicht enttäuscht – sie schwammen ein

Stück weiter, schauten aber immer in ihre Richtung. Sie waren zwar zu weit weg, um sie genau erkennen zu können, aber Katrín kam dennoch ein alter Spruch in den Sinn: »Der Seehund hat Menschaugen.« Im Gegensatz zu ihr achtete Putti penibel darauf, nicht mehr zum Wasser zu schauen, wobei er sich zweifellos auf die primitive Hundelogik stützte, dass die Seehunde nicht mehr da wären, wenn er sie nicht anschaute. Als Katrín ihn am Fuß des Hangs absetzte, schüttelte er sich und wedelte wieder mit dem Schwanz, denn die Seehunde waren außer Sichtweite. »Endlich.« Líf saß auf einer niedrigen Steinmauer und spielte mit der Zigarettenpackung, so als denke sich darüber nach, ob sie Zeit hätte, zur Belohnung eine zu rauchen. »Wie findest du's?« Sie zeigte mit der Packung auf die Umgebung.

»Ich sollte ja nicht über deine Idee mit dem Hotel lachen«, entgegnete Katrín und musterte die Ruinen. Wohin man auch schaute, überall braune Farbe, rostige Tanks und klobige Eisenkonstruktionen zwischen halb verfallenen Betongebäuden. Vereinzelt ragten Steine aus dem Schnee, und überall blitzten verschiedene schmiedeeiserne Gegenstände auf. »Mann, ist das komisch hier.« Die Walfangstation musste seinerzeit eine der größten des Landes gewesen sein und hatte gewiss schon bessere Zeiten erlebt. Katrín war klar, dass die Gebäude nicht mehr zu retten waren. Das Dach der großen Halle vor dem Schornstein war eingebrochen und hing in Stücken an langen eisernen Stützpfeilern. Auch die Wände hatten dem Zahn der Zeit nicht standgehalten, waren aber nicht ganz eingestürzt. »Wofür haben sie diesen hohen Schornstein gebraucht?«

»Das weiß ich nicht.« Líf hielt den Kopf schräg, so dass sie an dem Schornstein hinaufschauen konnte, der sich erstaunlicherweise am besten gehalten hatte.

»Sie haben irgendwas geschmolzen. Lebertran vielleicht«, sagte Garðar. Er hatte so lange geschwiegen, dass seine Stimme ganz heiser klang. Er räusperte sich. »Frag mich nicht nach dem ganzen Eisenkram. Ich hab keinen blassen Schimmer, wofür das alles war.« Überall lagen verrostete Kräne, Winden, Bolzen, Rohre und Tanks herum, gaben keinen Mucks von sich und verrieten nichts.

»Was meint ihr, was das da hinter mir ist?« Líf blickte in einen länglichen Graben hinter der Mauer, auf der sie saß. In einiger

Entfernung lag eine riesige, lange Eisenstange mit angeschweißten Armen auf dem Graben. »Diese ganzen Gerätschaften müssen doch einen Zweck gehabt haben.«

Garðar spähte mit Kennermiene in den Graben. Als er antwortete, war klar, dass er genauso wenig über die Arbeitsweise der alten Fabrik wusste wie die Frauen. »Ich vermute, das hat was mit Fischabfällen zu tun.«

»Igitt.« Líf wandte sich von dem Graben ab, blieb aber aus Bequemlichkeit auf der Mauer sitzen. »Wenn du das hier schon komisch findest, musst du mal da reinschauen.« Sie zeigte Katrín eine große Öffnung, die in die düstere Fabrikhalle führte. »Aber geh nicht rein, schau nur durch das Loch.«

Katrín wurde von einem unergründlichen Unbehagen ergriffen und antwortete nicht. Sie meinte, vom Strand ein Geräusch zu hören. Sie sah nach, ob Putti noch da war oder ob die Seehunde an Land gekommen waren und er zu ihnen gerannt war. Aber der Hund stand kläglich neben ihr. Katrín schaute zu den Bergen auf der gegenüberliegenden Seite des Fjords, die bald in der Dunkelheit nicht mehr zu erkennen sein würden. Sie fühlte sich einsam, als sie daran dachte, dass in diesem riesigen Gebiet wahrscheinlich keine Menschenseele unterwegs war. Einen Moment lang überlegte sie, was sie machen würde, wenn Garðar und Líf nicht mehr da wären, wenn sie sich zu ihnen umdrehte. Sie hörte nichts, keine knirschenden Schritte und kein Atmen. Aber sie hatte sich ja auch die Kapuze ihres Anoraks über den Kopf gezogen. Katrín war wie hypnotisiert vom Meer und den dunkelblauen, weiß gefleckten Bergen, so wie der Hund zuvor von den Seehunden. Solange sie sich nicht umdrehte, waren Líf und Garðar weiterhin da, und erst, wenn sie ihren Blick vom Meer losreißen würde, würde sie sehen, dass sie weg waren. »Kata? Woran denkst du?« Líf klopfte Katrín sanft auf den Po. »Hast du mich nicht gehört? Ich hab gesagt, du sollst da mal reinschauen.«

Obwohl Katrín es unangenehm fand, angestoßen zu werden, war sie froh über die Berührung. Natürlich waren die beiden nicht weg, sie war nur müde, sowohl körperlich als auch geistig, und ihre Phantasie spielte verrückt. Sie drehte sich um und lächelte in die vertrauten Gesichter, die sie verwundert anschauten. Garðar wirkte ein bisschen nervös, vielleicht hatte er etwas gehört, auch wenn er nichts sagte. Líf war die Einzige, die

normal wirkte, wobei ihr Normalzustand bei den meisten anderen Leuten als unnormal gelten würde. Sie hatte die Zigaretten in ihre Tasche gesteckt und verdrehte ungeduldig die Augen. Katrín beschloss, ihren Vorschlag zu befolgen, damit sie endlich den Rückweg antreten konnten. »Ich werfe mal einen Blick rein, aber dann gehen wir zurück, oder? Ich hab Hunger und bin müde, und gleich ist es stockdunkel.« Sie ging auf das Gebäude zu, das jetzt noch düsterer wirkte. Das Loch, das angeblich so spannend sein sollte, war rabenschwarz, und die Ziegelsteine am Rand sahen aus wie braune Zähne in einem grässlichen Schlund.

»Geh mit, Garðar.« Líf war ganz ihn ihrem Element. Es gefiel ihr, Befehle zu erteilen, ohne dass jemand protestierte, und Katrín konnte sich gut vorstellen, dass sie breit grinste, als hinter ihr der Schnee knirschte. Garðar gehorchte ihr. Aber Katrín war froh, dass er da war. Auch wenn sie sich nicht lange damit aufhalten, nur kurz den Kopf durch das Loch stecken, »wow« sagen und es gut sein lassen wollte, war sie froh, nicht alleine zu sein. Putti folgte ihr wie üblich, und seine Treue wärmte ihr das Herz, aber er gab ihr nicht dieselbe Sicherheit wie Garðar.

Als sie vor dem Loch stand, wollte sie gar nicht mehr wissen, was sie in der Halle erwarten würde. Es konnte nichts Besonderes sein. Adrenalin schoss durch ihren Körper. Es war, als hätte das Unterbewusstsein eine drohende Gefahr gespürt, die die anderen Sinne nicht wahrnahmen. Hatte da drinnen etwas aufgeblitzt? Konnte sich der Junge dort versteckt haben? Katrín hatte keine Spuren im Schnee gesehen, aber es war durchaus denkbar, dass er sich hier versteckte. Katrín spähte in die Halle, ohne näher an das Loch heranzutreten.

»Was ist? Hast du was gesehen?« Garðar war neben ihr. Er machte einen Schritt zur Wand und strich darüber. »Unglaublich, wie lange so was hält.«

»Glaubst du, dass der Junge da drin ist?«, fragte Katrín leise, damit Líf sie nicht hörte. »Ich glaube, ich hab was gesehen.«

Garðar spähte durch das Loch. »Nein, da ist niemand. Diese Ruine würde sich auch niemand als Unterschlupf aussuchen.« Er rüttelte an einem Eisenhaken, der ins Mauerwerk eingelassen war, aber das Einzige, was er davon hatte, waren Rostflecken auf dem Handschuh.

»Verdammt.« Er griff nach dem Ende eines Seils, das an der Wand

herunterhing, und versuchte, seinen Handschuh daran abzuwischen.

»Guck schnell rein, und dann gehen wir. Ich hab ein schlechtes Gefühl bei der Sache und würde lieber bald wieder zurück sein.«

Katrín war froh, dass er endlich ehrlich zu ihr war. Entschlossen trat sie an das Loch. Bald wären sie zurück im Arzthaus und säßen bei einem Imbiss und Kerzenlicht am Esstisch. Katrín hatte noch nicht mal den Hals gereckt, als sie ganz hinten in der Halle die Umrisse des Jungen sah. Er wirkte kleiner, als sie ihn in Erinnerung hatte, aber wie beim letzten Mal stand er gebeugt da und starrte auf seine Zehen. Plötzlich schaute er auf. In dem Dämmerlicht wirkte seine Haut unmenschlich und grau, seine Augen waren groß und lagen tief in seinem eingefallenen Gesicht. Der Junge starrte sie an, öffnete den Mund und schrie stumm. Katrín wich entsetzt zurück, stolperte und fiel nach hinten. Im selben Moment stürzte ein großes Mauerstück über dem Loch, vor dem sie gerade noch gestanden hatte, nach unten und knallte tosend vor ihr auf den Boden. Sie bekam zwar ein paar schmerzhaftesteine ab, aber ihre Angst und ihr pochendes Herz waren viel schlimmer. Putti winselte und heulte, sprang zu ihr und drängte sich an ihr Bein. Der Staub, der aufgewirbelt worden war, nahm ihr fast komplett die Sicht.

»Garðar! Garðar!«, rief Katrín warnend, bevor der Junge ihm etwas antun konnte. Der Staub legte sich allmählich, und es wurde wieder heller. Katrín war erleichtert, als sie sah, dass Garðar es gerade noch geschafft hatte, nach hinten zu springen, bevor das Mauerstück eingebrochen war. Aber er hatte auch etwas abbekommen. Seine Stirn und seine Wange bluteten, und er eilte humpelnd zu ihr.

»Mein Gott, mein Gott!«, rief er entsetzt. Die Schreie hinter ihnen zeugten davon, dass Líf ebenfalls ihre Ruhe verloren hatte. »Hast du dir weh getan? Bist du verletzt?«

Katrín spürte, wie ihr Tränen über die Wangen liefen, erst warm, dann kalt, bis sie die salzige Flüssigkeit auf den Lippen schmeckte. Ihr Körper konnte nichts mehr ertragen. Nicht jetzt.

»Meine Füße«, stöhnte sie und richtete sich mit Garðars Hilfe halb auf. Er wollte, dass sie sitzen blieb, während er ihre Verletzungen untersuchte. Obwohl ihr immer noch Tränen übers Gesicht liefen, wurde sie furchtbar wütend. »Ich bleibe keine Sekunde länger hier. Und wenn ich kriechen muss.« Im Bruchteil einer Sekunde beschloss sie, ihm nichts

von dem Jungen zu erzählen, damit er nicht in dieses verdammte, lebensgefährliche Gebäude stürmen würde. Als sie endlich auf die Beine kam, hatte sie unerträgliche Schmerzen, aber sie kümmerte sich nicht darum, sie musste hier weg. »Líf! Komm her und nimm Putti auf den Arm. Er ist ein bisschen verletzt.« Sie stützte sich auf Garðar, der zwar versuchte, sich nichts anmerken zu lassen, aber leise jammerte.

Anscheinend hatte ihn ein Stein an der Schulter getroffen.

Gemeinsam schleppten sie sich den Hang hinauf, während Putti auf Lífs Arm die ganze Zeit winselte. Als sie halb oben waren und Katrín vor Schmerzen fast aufgab, fiel ihr Blick auf die Seehunde, die immer noch an derselben Stelle herumplanschten. Sie verfolgten sie mit demselben trügen Interesse wie zuvor mit den Augen. Vielleicht verwirrten die schlechte Sicht oder die Schmerzen Katríns Sinne, aber auf einmal hatte sie den Eindruck, dass es gar keine Seehunde, sondern Menschenköpfe waren – Mutter und Sohn, die vor sechzig Jahren im Eis versunken waren.

22. Kapitel

Auf dem Rückflug nach Ísafjörður verging die Zeit viel langsamer als auf dem Hinflug. Obwohl Freyr den ganzen Tag kaum die Augen offenhalten konnte, verschwand die Müdigkeit, sobald er den Sicherheitsgurt angelegt hatte. Es war zwar verlockend, die Augen zu schließen und Ort und Zeit zu vergessen, wenn auch nur für eine knappe Stunde, aber es gab zu viel, worüber er nachdenken musste. In ihm rumorten unangenehme Erwartungen, die ihn sogar dazu veranlassten, von der freundlichen Stewardess einen Kaffee entgegenzunehmen. Danach gab es kein Zurück mehr, und er verlor die Kontrolle über seine Gedanken.

Es war, wie nachts wach zu liegen. Dann erschien einem alles unlösbar, und die kleinsten Probleme wurden riesengroß. Hallas Tod war in Reykjavík nicht klarer geworden, und Freyr musste sich eingestehen, gar nicht wirklich damit gerechnet zu haben, dass die Obduktion eine endgültige Antwort bringen würde. Außerdem war er enttäuscht, dass er Lárus, den Einzigen noch Lebenden aus der Schülergruppe, nicht erreicht hatte. Der Mann war nichts ans Telefon gegangen und hatte die Tür nicht aufgemacht, als Freyr mit einem Taxi zu ihm gefahren war. Denkbar, dass er trotzdem zu Hause gewesen war; die Wohnung lag in einem Wohnblock, in dem vielleicht die Klingel defekt war. Freyr hatte mehrmals geklingelt und war sogar einmal ums Haus herumgegangen, um die Fenster der Wohnung 5.03 zu suchen, ohne Erfolg. Er war froh, nicht, wie ursprünglich geplant, Architektur studiert zu haben, denn er hatte eine ziemlich schlechte Raumvorstellung. Aber er hätte sowieso nicht gewusst, was er hätte tun sollen, wenn er Licht oder eine Bewegung in der Wohnung wahrgenommen hätte. Er hätte sich wohl kaum gewaltsam Zutritt zu der Wohnung verschafft.

Am schlimmsten war allerdings die Sache mit Sara. Freyrs Enttäuschung war besonders groß, weil er die unrealistische Hoffnung gehabt hatte, dass es ihr endlich besserging. Natürlich hätte er es besser wissen müssen, die Situation fachlich richtig einschätzen sollen, anstatt sich von Optimismus leiten zu lassen. Aber er war nicht der erste Psychiater auf der Welt, der die Situation seiner engsten Vertrauten falsch deutete.

Auch wenn er Sara nicht mehr so liebte wie früher, empfand er eine Liebe für sie, die ebenso wenig vergehen würde wie die Liebe zu seinen Eltern. Ihre Ehe hatte sich zwar nicht so entwickelt, wie sie es sich an ihrem Hochzeitstag vorgestellt hatten, aber sie waren immer noch darin gefangen, konnten sie nicht hinter sich lassen und ein neues Glück mit einem anderen Partner finden. Wenn Bennis Schicksal nie aufgeklärt würde, könnte es ein Leben lang so bleiben. Bennis Verschwinden verband sie mit feinen, aber starken Bändern, in einem Netz ihrer gemeinsamen Tragödie.

Als die Maschine landete, rief Freyr als Erstes seine Exfrau an. In Ísafjörður war es kälter als in Reykjavík, sein Mantel flatterte im Wind, und eine scharfe Brise drang durch sein dünnes Hemd. Er knöpfte den Mantel mit seiner freien Hand zu und beschleunigte dabei seinen Schritt. Er wollte gerade auflegen, als Sara endlich ranging. Sie verschwendete keine Zeit mit Begrüßungsfloskeln und fragte brüsk: »Was willst du?« »Ich wollte mich nur noch mal richtig von dir verabschieden. Es war irgendwie komisch, als ich gegangen bin, und weil deine Freundin die ganze Zeit da war, konnten wir ja nicht richtig miteinander sprechen.« »Du kannst es dir sparen, schlecht über sie zu reden. Mir ist vollkommen klar, was du von ihr hältst. Leg deine Vorurteile lieber ab und hör dir an, was sie zu sagen hat. Das ist kein Unsinn.«

»Vielleicht nicht.« Freyr ging energisch durch das Flughafengebäude. Er senkte seine Stimme ein wenig, während er sich durch die Passagiere schlängelte, die sich am Gepäckband versammelt hatten. »Wenn ich mich zusammenreiße und offener dafür bin – wärst du dann auch bereit, das Ganze ein bisschen kritischer zu sehen? Vielleicht können wir uns in der Mitte treffen? Was sagst du dazu?« Er war mehr als bereit, ein interessiertes Gesicht aufzusetzen und sich für Gläserücken und ähnlichen Quatsch zu interessieren, wenn Sara dadurch wieder ein bisschen auf den Boden der Tatsachen kommen würde.

»Ich hab es versucht, Freyr. Es geht nicht. Ich träume immer denselben Traum und habe dieselben unheimlichen Visionen.« Sie atmete tief aus, bevor sie weitersprach: »Manchmal rieche ich Benni. Er erscheint mir in einem Laden, draußen vor dem Haus, überall, wo ich hingeh.« Wieder holte sie tief Luft. »Etwas Schlimmes ist im Anzug, Freyr, etwas, das immer stärker wird. Wenn du es ignorieren willst, dann ist das eben so.

Ich wünschte, ich könnte etwas sagen oder tun, das dich dazu bringt, die Sache ernst zu nehmen, aber ich weiß, dass das vergebliche Hoffnungen sind. Ich wollte einfach ausprobieren, ob Elísa dich überzeugen und dir die Augen öffnen kann. Aber das ist ja gründlich misslungen, wie wir beide wissen.«

»Sara, ich bin mir nicht sicher, ob es gut ist, wenn du so engen Kontakt zu dieser Frau hast.« Er sagte das so vorsichtig wie möglich und fürchtete, dass sie auflegen würde. »Wenn du von Benni träumst, meinst, ihn zu sehen und so, dann ist das vollkommen normal und muss keine mystische Bedeutung haben. Du musst mir glauben, Sara, so was kommt häufiger vor, als du denkst. Du bist in Gedanken noch bei ihm, und weil du so viel an ihn denkst, erscheint er dir auf diese Weise, aber das wird immer seltener vorkommen. Meinst du, das wäre mir nicht auch schon passiert?« Er erzählte ihr absichtlich nicht von dem Vorfall im Krankenhaus, als Benni ihm so real vorgekommen war, als könnte er ihn berühren.

»Ich kann nicht mit dir darüber reden, Freyr«, sagte Sara resigniert.

»Außerdem hast du mich angelogen. Ich weiß nicht, was es war, aber du hast mir damals etwas sehr Wichtiges verschwiegen.«

»Wie bitte?« Freyrs Herz stockte. »Wovon sprichst du?«

»Ich wollte es dir eigentlich nicht sagen, aber es bedrückt mich wie ein Albtraum. Es ist deine Entscheidung, ob du mir die Wahrheit sagen oder weiter lügen willst. Es ist deine Entscheidung.«

Freyr schwieg einen Moment. »Wenn du glaubst, dass ich was über Bennis Verschwinden weiß, liegst du völlig falsch.« Er war wütend – auf sie und auf sich selbst. Er war bei seinem Wagen angelangt, der auf dem Parkplatz vor dem Flughafen stand. Der kühle Wind beruhigte ihn ein wenig. »Wie zum Teufel kommst du darauf?«

»Wenn ich von diesem Traum aufwache, der mich inzwischen jede Nacht quält, habe ich diese Gewissheit. Nichts, was du sagst oder tust, ändert etwas daran, also spar dir die Mühe.«

»Worum geht es in diesem Traum, Sara?«

»Es geht um Benni, worum sonst? Ich verfolge ihn, erreiche ihn nie, bin aber jedes Mal näher dran. Alles ist grün, die ganze Atmosphäre. Es ist schwer zu erklären, aber ich wache schweißgebadet auf und weiß, dass du an allem schuld bist. Mit deiner Lüge.«

Freyr war sprachlos. Der Traum ähnelte auf beklemmende Weise den Träumen in Védís' Tagebuch. Er hatte Angst, dass Sara merkte, wie sehr ihn ihre Worte erschütterten. Besonders das mit der Lüge. Diese Schuld musste er eingestehen.

»Sie hat einfach keine Ruhe gegeben. Ich hoffe, das ist okay für Sie, aber ich dachte, ich informiere Sie besser, auch wenn Sie freihaben.« Die Altenpflegerin sah besorgt aus und hatte tiefe Augenfalten in ihrem jungen Gesicht. Sie stand mit verschränkten Armen vor ihm.

Freyr lächelte und merkte, dass die Frau seine Anspannung als Ärger darüber, ins Altenheim gerufen worden zu sein, interpretierte. Was keineswegs der Fall war: Er hatte sich sogar über den Anruf gefreut, weil er seine eigenen Probleme in den Hintergrund drängte.

»Kein Problem, es war völlig richtig von Ihnen anzurufen«, sagte er und versuchte, möglichst gelassen zu wirken. »Úrsúla will mich also unbedingt treffen, hat aber nicht gesagt, worum es geht?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Nein, Sie wissen doch, wie sie ist. Nicht sehr gesprächig. Sie hat schon während der Morgenschicht davon gesprochen, aber ich bin erst später gekommen und weiß nicht, ob sie sich heute Morgen klarer ausgedrückt hat. Ich bezweifle es. Ich wollte Sie lieber holen, bevor die Nachtwache kommt, falls sie zur Beobachtung ins Krankenhaus muss. Wenn sie einen Anfall bekommt, wirken die Schlaftabletten womöglich nicht.«

»Ich schaue am besten mal nach, was los ist.« Freyr legte die Hand auf die Klinke zu Úrsúlas Tür. »Ist sie heute draußen gewesen?«

»Nein, davon will sie nichts hören. Sie verkrampft sich schon, wenn man nur vorschlägt, dass sie mal in den Flur gehen soll. Sie hat vor irgendetwas eine Wahnsinnsangst, will aber nicht sagen, wovor. Und solange sie nicht redet, können wir ihr diese Angst nicht nehmen.« Die Altenpflegerin ließ die Arme sinken und streckte sich. »Ich finde, ihr Zustand hat sich verschlechtert. Die kleinen Fortschritte, die wir am Anfang gesehen haben, sind leider nicht mehr da.«

Freyr war nicht sehr überrascht; er hatte befürchtet, dass es so kommen würde. Schon länger hatte alles darauf hingewiesen, dass Úrsúla Rückschritte machen würde. »Ich komme noch mal vorbei, bevor ich gehe«, sagte er und öffnete die Tür. Die stickige Luft im Raum war fast

greifbar. »Puh, kann man hier kein Fenster aufmachen?«

»Das möchte sie nicht. Sonst regt sie sich sehr auf und wird unruhig.« Obwohl die Altenpflegerin Úrsúlas Reaktionen nicht näher schilderte, wusste Freyr genau, wie schwierig es war, mit ihr umzugehen. Man konnte von den Mitarbeitern nicht erwarten, dass sie sich wegen des Fensters durchsetzten. Er wusste noch nicht mal, ob er sich das selbst zutraute. Zumindest nicht in seinem momentanen Zustand.

Freyr brauchte einen Moment, um sich an das Dämmerlicht zu gewöhnen. Er wollte das Licht nicht einschalten, aus Angst, Úrsúla zu verunsichern. Erst wollte er auf sie eingehen und dann versuchen, sie davon zu überzeugen, dass es ihr bei frischer Luft und mehr Licht bessergehen würde.

»Hallo Úrsúla, mir wurde gesagt, dass Sie etwas mit mir besprechen wollen.« Vorsichtig ging er auf die Frau zu und passte auf, dass er nicht über einen Gegenstand stolperte. Wie beim letzten Mal saß sie am Fenster. Das trübe Licht der Straßenlaternen drang durch die dicken Gardinen, so dass Freyr ihre Umrisse erkennen konnte. »Ich wollte kurz vorbeikommen und sehen, wie es Ihnen geht. Eigentlich wäre ich schon heute Morgen gekommen, aber ich musste nach Reykjavík.« Keine Reaktion. Freyr dachte schon, Úrsúla sei auf ihrem Stuhl eingeschlafen oder wegen Sauerstoffmangels ohnmächtig geworden, aber als er ganz dicht bei ihr stand, sah er, dass ihre Augen offen waren. Sie starrte auf die Gardine. »Wollen Sie die Vorhänge nicht aufziehen? Vielleicht fängt es wieder an zu schneien. Ich finde es immer total gemütlich, wenn es draußen schneit.«

Úrsúla schüttelte langsam den Kopf. »Nein, auf keinen Fall.« Ihre Stimme klang heiser, fast eingerostet. »Ich will nichts sehen.«

»Warum nicht?« Freyr zog einen Stuhl heran. Úrsúla schaute ihn nicht an und starrte weiter vor sich hin. »Glauben Sie, dass da draußen jemand ist? Ich versichere Ihnen, dass da nur ein paar Autos stehen, meins zum Beispiel.«

Plötzlich drehte die Frau Freyr den Kopf zu. »Da ist noch mehr draußen.« Sie starrte ihn wütend an, als hätte er etwas völlig Abwegiges behauptet. »Draußen ist noch mehr als Autos.«

»Was denn?« Freyr blieb ganz ruhig.

Úrsúla wandte sich mit einer schnellen Bewegung wieder der Gardine

zu. »Der Junge.«

»Der Junge?« Freyr runzelte die Stirn. »So spät nicht mehr, Úrsúla. Vielleicht war tagsüber ein Junge auf dem Parkplatz, aber jetzt sind alle Kinder zum Abendessen nach Hause gegangen. Sie brauchen keine Angst vor den Kindern zu haben, sie tun Ihnen nichts.« Úrsúla kniff die Lippen zusammen und schwieg. Freyr beobachtete sie und überlegte, wie er das Gespräch am besten am Laufen halten konnte. Es war ungewöhnlich, dass sie so viel redete, und er wollte es nicht vermessen.

»Wollten Sie mit mir über Kinder reden? Darüber können wir gerne sprechen, ich kann Ihnen Geschichten von einem kleinen Jungen erzählen, den ich mal gut kannte. Er war oft frech, aber eigentlich ein lieber Junge. Das ist das Wichtigste, das wissen Sie ja.«

»Geschichten von Benni?« Die Frau verzog keine Miene, und Freyrs Unterkiefer klappte nach unten. Wo zum Teufel hatte sie von seinem Sohn gehört?

»Nein, nicht von Benni.« Freyr bemühte sich, sich nichts anmerken zu lassen. »Was wissen Sie denn über Benni? Können Sie mir vielleicht was über ihn erzählen?«

Wieder schüttelte sie langsam und träge den Kopf. »Nein, ich weiß nichts über ihn.« Sie schluckte. »Ich kenne Benni nicht.« Sie schloss die Augen. »Glauben Sie, dass Blinde Dinge sehen, wenn sie träumen?« Freyr hatte keine Ahnung. »Wer früher mal sehen konnte bestimmt, aber wer blind geboren ist, wohl kaum. Denke ich zumindest. Warum fragen Sie das?«

»Ich will nichts mehr sehen. Es ist besser, im Dunkeln zu sein.«

»Das stimmt nicht.« Freyr wartete darauf, dass Úrsúla die Augen wieder öffnete, aber sie machte keine Anstalten und saß weiter mit geschlossenen Augen da, unbeweglich wie eine Statue. »Es ist viel besser, sehen zu können. Das Schöne in der Welt ist zum Glück viel auffälliger als das Hässliche. Wenn Sie mehr spazieren gehen würden, würden Sie das selbst sehen und merken, dass ich recht habe. Wollen Sie es nicht mal versuchen? Wenn ich unrecht habe, höre ich auch auf, Sie damit zu nerven.«

»Ich will nicht rausgehen. Nicht hier. Ich weiß genau, was ich sehen werde.«

»Und was werden Sie sehen?«

»Den Jungen.« Sie kniff die Augen so fest zu, dass ihre kurzen, hellen Wimpern fast in den Augenhöhlen verschwanden. »Ich will keine Augen mehr haben.« Freyr sah, dass ihre verkrampften Hände auf den Stuhllehnen weiß wurden.

»Was ist das für ein Junge, Úrsúla? Kenne ich ihn?«

Sie schüttelte den Kopf, und Freyr versuchte es noch einmal: »Ist er von hier?« Úrsúla schwieg und machte keine zustimmende oder ablehnende Kopfbewegung. »Wie heißt er? Oder hat er keinen Namen?«

Die Frau schlug die Augen auf und schaute Freyr an. Die Angst in ihrem Gesicht war erschütternd, ihr krankes Hirn hatte sich eine neue, bedrohliche Wirklichkeit zurechtgelegt, der sie nicht entfliehen konnte. Als wäre die echte Wirklichkeit nicht schon schlimm genug.

»Bernódus«, sagte sie und eine Träne lief über ihre Wange. »Er wartet draußen auf mich.« Sie wischte die Träne mit ihrer knochigen Hand weg.

»Er ist wütend auf mich. Sehr wütend.« Plötzlich schlug sie die Hände vors Gesicht und bohrte ihre Fingernägel so fest in ihre Augenbrauen, dass Blut herausquoll. Bevor Freyr sie zurückhalten konnte, hatte sie ihre Haut bis zu den Lidern aufgekratzt. Freyr stürzte auf sie zu, riss ihre Hände von ihrem blutenden Gesicht und rief, so laut er konnte, nach Hilfe. Als er die schnellen Schritte der Pflegerin auf dem Flur hörte, entspannte er sich ein wenig. Seine Stimme klang ganz ruhig, als er die Pflegerin bat, sofort ein Beruhigungsmittel zu holen. Als sie wieder aus dem Zimmer geeilt war, drückte er Úrsúlas Hände geschickt in ihren Schoß und hielt sie dort fest. »Ganz ruhig, Úrsúla, ganz ruhig.«

Die Frau lachte kurz und freudlos. Dann schaute sie ihn an, das Gesicht völlig verschmiert mit Blut und Tränen, die über ihre Wangen strömten, und sagte: »Er will Menschen weh tun. Wussten Sie das? Ihnen ganz doll weh tun.« Sie hielt den Kopf schief und starrte in Freyrs Augen.

»Vielleicht auch Ihnen. Aber vor allem will er, dass Sie Benni finden.« Zwei rote, mit Blut vermischte Tränen rannen über ihr Kinn und tropften auf den verschlissenen Kittel, den sie über ihrem Nachthemd trug. »Er sagt es mir in meinem Kopf.«

23. Kapitel

Der Schmerz im Fußrücken war so heftig, dass Katrín keine Zweifel hatte, dass etwas gebrochen war. Ihr Fuß war stark angeschwollen, und Líf und Garðar hatten ihren Schuh aufschneiden müssen, um ihn abzukriegen. Aus irgendwelchen Gründen fror Katrín noch mehr als sonst – sie zitterte wie Espenlaub, obwohl sie dick eingepackt und in eine Decke gewickelt war. Die ganze Zeit musste sie den Gedanken verdrängen, dass sie jetzt in derselben Situation war wie die Leute früher, wenn sie Gefahr liefen, dass verletzte Gliedmaße abstarben, sie ein Bein verloren oder gar an Blutvergiftung starben. Katrín war so müde und erschöpft, dass sie nicht wusste, was schlimmer war. Im Vergleich zu jetzt waren die Schmerzen nach dem Sturz von der Treppe ein Klacks gewesen.

»Der Kaffee ist fertig.« Garðar gab ihr eine dampfende Tasse. »Dir wird bestimmt warm, wenn du den trinkst.« Sein Gesicht war an den verletzten Stellen angeschwollen, und in dem merkwürdigen Licht der Taschenlampe sah er aus wie ein Fremder.

»Warum habe ich bloß kein Ibufen mitgenommen? Es ist sonst immer in meiner Handtasche, nur jetzt, wo ich es mal brauche, ist die Packung leer.« Líf kramte in einer großen, schwarzen Tasche aus glänzendem Leder, und Katrín wusste nicht, ob sie nach Schmerztabletten für sich selbst oder für sie suchte. »So was Blödes.«

»Ich gehe rüber zum Arzthaus. Vielleicht ist da ein Verbandskasten«, nuschelte Garðar, der wegen seiner geschwollenen Wange schwer zu verstehen war.

»Du gehst nirgendwohin. Ich halte das bis morgen aus«, warf Katrín ein. Sie meinte es ernst. Auch wenn sie noch nie solche Schmerzen gehabt hatte, war eine grauenhafte schlaflose Nacht hundertmal besser, als Garðar alleine in die pechschwarze Dunkelheit hinausgehen zu lassen. Es war zwar nur ein Katzensprung bis zum Arzthaus, aber Katrín hatte es nur bis zu ihrem Haus geschafft, und Garðar und Líf mussten sie das letzte Stück fast tragen. Sie waren alle ausgelaugt, Putti eingeschlossen. Sie hatten vorgehabt, sich ein bisschen zu erholen, dann in aller Ruhe mit möglichst viel Brennmaterial zum Arzthaus zu gehen und dort die Nacht

zu verbringen. Dort waren ihre Schlafsäcke, die Kerzen und Sicherheit – drei Dinge, die sie am meisten brauchten. Doch nachdem sie Katríns Schuh entfernt hatten, war klargeworden, dass Katrín erst mal nicht mehr weitergehen konnte. Keiner hatte es ausgesprochen. Erst jetzt redeten sie darüber, und Katrín sagte: »Warum schlägst du das vor? Keiner erwartet von dir, dass du alleine irgendwohin gehst. Wir überleben die Nacht auch, wenn du nicht den Helden spielst.« Katríns Angst, Garðar könnte hinaus ins Ungewisse stürmen, hatte sich in Wut verwandelt.

»Mir passiert schon nichts, ich brauche höchstens eine halbe Stunde hin und zurück. Ohne Schlafsäcke erfrieren wir heute Nacht, und die Taschenlampe geht auch nicht mehr lange. Wollt ihr die ganze Nacht zitternd im Dunkeln hocken?« Garðar war weder sauer noch sarkastisch, er sprach ohne jede Gefühlsregung, als wäre er eine mechanische Ausgabe seiner selbst, mit dicken Wangen und Baumwolle im Mund.

»Ich spiele nicht den Helden, irgendjemand muss es eben machen.«

»Warum gehst du nicht, Líf?«, fragte Katrín. Die Frage war lächerlich angesichts dessen, dass Líf die Letzte war, die sich alleine von der Stelle bewegen würde. »Die Schlafsäcke sind nicht schwer, du könntest sie genauso gut rübertragen.«

Der gelbliche Schein der Taschenlampe erhellte Lífs Gesicht, und sie schaute verwundert von ihrer Tasche auf. »Soll das ein Witz sein, oder hast du eine Gehirnerschütterung? Ich gehe nirgendwohin.« Ihre Unterlippe zuckte wie bei einem trotzigem Kind.

»Hört auf mit dem Quatsch!«, rief Garðar und sprang auf. »Ich gehe, und ihr wartet so lange hier. Bin gleich wieder da.« Die Taschenlampe wurde schwächer und flackerte. »Das ist das einzig Sinnvolle. Je früher ich gehe, desto eher reicht die Batterie noch.«

Líf warf Katrín einen Blick zu. Katrín war sich nicht sicher, ob ihre Wangen noch von der Wanderung so gerötet waren oder ob es bei dem trüben Licht nur so aussah. Ihre Blicke trafen sich, und Líf machte einen Versöhnungsvorschlag, der ihr gar nicht ähnlich sah: »Wäre es okay für dich, wenn ich mitgehe, und du alleine hierbleibst?« Sie schaute zu dem schlafenden Hund neben Katríns Stuhl. »Mit Putti natürlich.«

Katrín öffnete den Mund und wollte schon zustimmen, änderte ihre Meinung aber sofort und klappte ihn wieder zu. Natürlich war sie froh, wenn Garðar nicht alleine ging, die beiden würden nur ganz kurz weg

sein, aber Líf's Vorschlag war trotzdem nicht besser als Garðars. Líf war die Einzige, die bei beiden Alternativen die ganze Zeit Gesellschaft hätte. »Was ist, wenn was passiert?«, fragte Katrín.

»Heute kann ja wohl nicht noch mehr passieren. Du hast Glück, dass du das überlebt hast«, sagte Líf, bevor Garðar etwas einwerfen konnte.

»Wenn du nicht zurückgesprungen wärest, hättest du die ganzen Steine auf den Kopf bekommen und nicht nur einen auf den Fuß.«

»Hast du irgendwelche Geräusche gehört, bevor die Steine runtergekommen sind, Kata?« Garðar hatte während des gesamten Heimwegs versucht, sie danach zu fragen, aber Katrín war nicht darauf eingegangen, weil sie zu große Angst gehabt hatte, dass er zurückgehen und das Gelände nach dem Jungen durchsuchen würde. Katrín war inzwischen davon überzeugt, dass es sich nicht um ein normales Kind aus Fleisch und Blut handelte, und wollte sich gar nicht ausmalen, was geschähe, wenn Garðar diesem Wesen oder was auch immer es war, in die Arme laufen oder von ihm in die Ruine gelockt und umgebracht würde. »Hast du vielleicht aus dem Augenwinkel eine Bewegung gesehen? Líf hat vollkommen recht, deine schnelle Reaktion hat dir das Leben gerettet. Es ist ziemlich klar, was passiert wäre, wenn du stehen geblieben wärest.«

»Ich habe den Jungen gesehen«, sagte Katrín mit unbewegtem Gesicht. Jetzt konnte sie alles erzählen, Garðar würde nicht mehr den ganzen Weg bis zur Fabrik laufen. »Ich hab nichts gehört, ich hab mich nur erschreckt und bin zurückgewichen. Er war in der Halle.«

Das musste Garðar erst mal verdauen. »Er war in der Ruine?«, fragte er und holte tief Luft. »Willst du damit sagen, dass er sich da aufhält, da wohnt?«

»Ich will gar nichts damit sagen, ich hab ihn nur gesehen. Er sah genauso aus wie sonst. Stand gebeugt ganz hinten im Dunkeln.« Katrín massierte ihr Knie, das von der unnatürlichen Schonhaltung ihres Fußes sogar beim Sitzen steif geworden war. »Er muss die Steine irgendwie runtergestoßen haben, auch wenn er gar nicht in der Nähe war.«

»Wir müssen hier weg.« Líf's Stimme wurde mit jedem Wort lauter.

»Wir gehen einfach los, wie ich vorgeschlagen habe. Ich bleibe heute Nacht nicht hier!« Sie stand auf, und als ihr Stuhl über den Boden gezogen wurde und quietschte, rührte sich Putti. Er hob den Kopf,

schaute sein Frauchen an und legte sich dann wieder schlafen, offenbar an solche Zwischenfälle gewöhnt.

»Ich kann nicht laufen, Líf.« Katrín bewegte vorsichtig ihren Fuß, und der Schmerz zog sich mit solcher Wucht in ihr Bein, dass sie aufheulte. Das wirkte natürlich wie gespielt, aber sie fühlte sich so beschissen, dass es ihr egal war, was Líf von ihr dachte. »Soll ich vielleicht alleine hierbleiben und warten, bis ihr Hilfe geholt habt?«, sagte sie durch zusammengebissene Zähne.

»Hört auf zu streiten.« Garðar ging zur Tür. »Ihr könnt weitermachen, wenn ich weg bin, aber ich hab keine Lust, mir das anzuhören. Außerdem ist es höchste Zeit loszugehen.« Auf der Türschwelle drehte er sich noch einmal zu ihnen um. »Ich gehe, und ihr wartet hier. Es ist zu gefährlich, wenn du alleine hierbleibst, Kata.« Er wartete nicht auf eine Antwort und verließ entschlossen das Zimmer, ohne sich noch einmal umzuschauen.

Als er weg war, traf Katrín plötzlich eine Entscheidung, die sie zwar bereuen würde, die aber eindeutig richtig war. »Geh mit, Líf. Ich bin schon in Ordnung. Beeilt euch!«

Wieder flackerte die Taschenlampe. Líf ließ sich das nicht zweimal sagen und sprang auf die Füße, um Garðar nachzulaufen. In der Tür drehte sie sich noch einmal um, ging zu Katrín und gab ihr einen schmatzenden Kuss auf die Wange. »Sorry. Ich hab das mit deinem Fuß eben ganz vergessen. Du sollst ja nicht alleine hierbleiben. Diese Situation macht mich einfach total verrückt, ich brauche unbedingt eine Zigarette.« Sie lächelte Katrín zu, die versuchte zurückzulächeln, was ihr wegen der Schmerzen schwerfiel. »Putti passt auf dich auf.« Dann eilte Líf aus dem Raum, um Garðar nicht zu verpassen, der sich im dunklen Vorzimmer geräuschvoll anzog. Katrín und Putti, der die Augen aufgemacht und Líf nachgeschaut hatte, blieben zurück. Der Hund schloss die Augen wieder, als er hörte, wie die Haustür ins Schloss fiel, ungefähr im selben Augenblick, als die Taschenlampe verlosch.

Die tiefen, ruhigen Atemzüge des Hundes beruhigten Katrín ein wenig. Die Taschenlampe weigerte sich trotz mehrmaliger Versuche standhaft, wieder anzugehen. Das Birnchen flackerte noch mal kurz auf, kaum merkbar und nur für ein paar Sekunden. Die Zeit kroch dahin, aber

Katrín wusste, dass einem in dieser Situation jede Minute wie zehn, hundert oder tausend Minuten vorkam. Wäre sie mit guten Bekannten essen gewesen, wäre dieselbe Zeit wie im Flug vergangen, aber jetzt schlug sie sie tot, indem sie immer wieder bis sechzig zählte und die Minuten addierte, die vergangen waren. Dabei wurde sie jedoch immer schneller, so dass ihre Zeitrechnung keine Bedeutung hatte.

»Jetzt müssten sie bald kommen, Putti.« Ihre Stimme klang in der stillen Leere albern. Aber es war besser, ihre eigene Stimme zu hören als gar nichts. »Meinst du nicht auch?« Der Hund antwortete nicht und hatte sich, seinem Atem nach zu urteilen, noch nicht mal gerührt. Katrín überlegte, ob sie ihren heilen Fuß ausstrecken und ihn anstoßen sollte, fürchtete aber, dass die Bewegung den verletzten Fuß aus seiner Schonhaltung bringen würde. Dennoch hätte sie Putti gerne geweckt, es war einfach ungerecht, dass er im Land der Träume weilte. Da hätte sie genauso gut alleine sein können. Außerdem konnte er die Umgebung gut einschätzen, seine Sinnesorgane waren schärfer als ihre. Wenn Putti wach wäre und keinen Mucks von sich gäbe, könnte sie sich entspannen und ziemlich sicher sein, dass alles in Ordnung wäre. Aber im Moment hätte ein ganzer Knabenchor das Haus stürmen und ein Lied anstimmen müssen, um ihn zu wecken, denn er war Spaziergänge im tiefen Schnee nicht gewohnt. Katrín hatte den Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als sich Puttis Atem veränderte, gefolgt von einem kurzen Bellen. Was hatte sie sich nur gedacht? Es war viel schlimmer, wenn der Hund wach war und sie sich bei jedem Mucks von ihm das Schlimmste einbildete. Das Bellen hing noch lange, nachdem Putti verstummt war, in der Luft, und Katrín kämpfte mit der Versuchung, sich die Ohren zuzuhalten. Letztendlich wollte sie doch lieber mitkriegen, wenn etwas zu hören war, und nicht in Ungewissheit darauf warten, dass etwas Schlimmes passierte. Auch wenn sie keine Heldentaten vollbringen konnte, war sie vielleicht in der Lage, sich zu schützen, wenn es darauf ankam. Ein leises Kratzen drang an ihr Ohr, gefolgt von einem undeutlichen Knarren. Katrín zuckte zusammen, als ihr klar wurde, dass die Geräusche aus dem Haus kamen. Putti knurrte leise und kläffte dann laut los. »Psst!« Wenn er damit weitermachte, konnte sie nichts anderes mehr hören und nicht feststellen, woher die Geräusche kamen, falls sie noch mal zu hören waren. Der Hund bellte noch einmal, wesentlich

verhaltener, und verstummte dann. Katrín spitzte die Ohren und schnupperte, als ihr ein fieser Geruch, wie von altem Fisch, in die Nase stieg. Dann hatte sie plötzlich das Gefühl, dass jemand hinter ihr stünde. Wieder ertönte ein Knarren, und dann direkt wieder, so als trete jemand auf den morschen Bodendielen von einem Bein aufs andere. Katrín drehte sich ganz langsam in die Richtung, aus der die Geräusche kamen, überzeugt davon, aus dem Augenwinkel sehen zu können, wer hinter dem Stuhlrücken stand. Doch in der Dunkelheit war nichts zu sehen. Sie starrte unverwandt in die Richtung, die ihr am wahrscheinlichsten vorkam, und rechnete mit einer Bewegung. Als das Geräusch wieder ertönte, nahm sie keine Bewegung wahr – sie musste sich vertan haben. Das Geräusch kam nicht aus dem Haus, sondern von der Terrasse. Sie drehte den Kopf ein wenig nach rechts, um aus dem Fenster zu schauen. Katríns Herz setzte aus, nur um anschließend so schnell weiterzuschlagen, dass sich ihre Brust auf und ab bewegte. Obwohl die Dunkelheit schwarz und dicht war, hatten sich ihre Augen so gut daran gewöhnt, dass sie eine fahle Hand auf der Fensterscheibe erkannte, mit gespreizten Fingern, so als wolle jemand mit einem Stift die Umrisse der Hand auf die Scheibe zeichnen. Die kleinen, dünnen Finger stammten von einem Kind, und obwohl es schwer war, Farben auszumachen, waren die Fingerspitzen deutlich dunkler als die Hand selbst. Die Farbe war unheimlich. Katrín wusste nicht genau, warum, aber es hatte nichts mit Schmutz zu tun, sondern mit etwas anderem, Schlimmerem. Putti schien die Hand auf der Fensterscheibe ebenfalls erblickt zu haben und winselte kläglich. Katrín versuchte krampfhaft, normal zu atmen, holte aber jedes Mal so tief Luft, dass diese ihre Lungen gar nicht mehr verlassen wollte. Der ekelhafte Fischgeruch war stärker geworden, und Katrín wurde langsam übel, als sie den Besitzer der Hand vor dem Fenster etwas murmeln hörte. Sie war kurz davor, sich die Ohren zuzuhalten und die Augen zuzukneifen, wieder die Sekunden zu zählen, bis Garðar und Líf wiederkommen oder die kalte, kleine Hand sie zurück ins Bewusstsein reißen würde, als sie plötzlich meinte, die Worte zu verstehen.

»*Lauf, Kata, lauf.*« Katrín gab dem Drang nach, presste sich die Hände auf die Ohren und schloss die Augen. Sie wollte nicht wissen, was sie erwartete.

24. Kapitel

Der Mond spähte für einen kurzen Moment durch die dunkelgraue Wolkenwand, die den Nachthimmel fast ganz ausfüllte. Dabei konnte man die abgestorbenen Pflanzen auf dem Krankenhausgrundstück wieder dreidimensional sehen, aber nicht lange. Freyr, der fast eine Stunde aus dem Fenster seines Büros gestiert hatte, sah überall nur Schnee. Er hatte seinen Stuhl ans Fenster gezogen und saß mit dem Telefon auf dem Schoß da, ohne zu wissen, wem er sich anvertrauen sollte. Nach dem Gespräch mit Úrsúla, die sich am Ende wieder in ihre Schale zurückgezogen hatte, war er nicht viel schlauer als vorher. Sie hatte etwas angedeutet, das ihn vielleicht aus seinem inneren Konflikt hätte befreien können, doch anstatt mehr darüber zu erzählen, lag sie jetzt ruhiggestellt in einem Krankenzimmer. Bei ihrem momentanen Zustand war es unwahrscheinlich, dass sie ihm morgen eine große Hilfe sein würde, und was noch schlimmer war: Ihrer Krankengeschichte nach war es durchaus möglich, dass sie in den nächsten Jahren überhaupt nichts mehr sagen würde. Was hatte sie damit gemeint, dass Bernódus, der vor über einem halben Jahrhundert verschwunden war, wollte, dass Freyr Benni fände?

Anschließend hatte Freyr Hallas Mann angerufen, um ihn nach den Narben auf dem Rücken seiner Frau zu fragen, aber nicht die erhoffte Antwort erhalten. Der Mann war schockiert, obwohl Freyr die Form der Narben gar nicht beschrieb, und beschwerte sich über den späten Anruf. Freyr entschuldigte sich höflich, damit er sich wieder beruhigen und seine Fragen beantworten konnte, aber die Antworten waren nicht sehr erhellend. Am Ende des Telefonats war lediglich klar, dass Halla die Verletzungen vor ihrem Ehemann geheim gehalten und erzählt hatte, sie hätte einen Hautausschlag, als er sie nach den kleinen Blutflecken auf ihrem Nachthemd und dem Bett gefragt hatte. Ihr Mann meinte, die Hautkrankheit sei schon vor ein paar Jahren aufgetreten, konnte aber den genauen Zeitpunkt nicht nennen. Freyr sagte nichts, nahm aber an, dass es vor drei Jahren gewesen war – das würde zumindest ins Bild passen. Freyr wollte den Mann nicht misstrauisch machen und fragte nur vorsichtig nach, bekam aber immerhin heraus, dass Halla vorher nie

Allergien gehabt hatte und dass der Ausschlag auf dem Rücken morgens am schlimmsten gewesen war. Der Mann wusste nicht genau wie schlimm, da sie ihren Rücken immer vor ihm verhüllt hatte, was er total übertrieben fand. Freyr verabschiedete sich schließlich von ihm, ohne ihm etwas über Kreuze oder einen todgeweihten Freundeskreis zu erzählen. Er sollte seine Frau in Frieden beerdigen können.

Als Freyr aufgelegt hatte, war er noch verwirrter. Halla schien sich die Verletzungen nachts zugefügt zu haben. Das machte es so gut wie unmöglich, dass andere Personen daran beteiligt gewesen waren, denn das hätte ihr Mann bemerkt. Freyr war sich ziemlich sicher, dass er nichts mit der Sache zu tun hatte, dafür hatte er einfach zu überzeugend geklungen. Eine leise, wahnsinnige Stimme beschlich ihn und flüsterte ihm zu, dass kein Lebender der Frau die Wunden zugefügt hätte. Dass andere, bössere Mächte dahinterstecken würden. Auch wenn Freyr diese Gedanken seufzend beiseiteschob, kam ihm dabei eine andere Idee: Hätte sich Halla die Wunden auf dem Rücken unbewusst zufügen können? Entweder nachts mit einem Kratzer oder ganz ohne Berührung? Freyr hatte von solchen Mythen gehört, ihnen aber nie großen Glauben geschenkt. Menschen bekamen sogenannte Stigmata auf den Handflächen und Füßen, wie bei einer Kreuzigung, aber es hatte noch niemand nachweisen können, dass sie sich diese Wunden selbst, nur durch ihre eigenen Gedanken, zufügten, obwohl es solche Theorien gab. Das war natürlich eine verrückte Idee, aber nicht ganz so verrückt wie die, dass es ein Toter aus dem Jenseits gewesen war.

Das Telefon klingelte. Es war die Krankenschwester, bei der Freyr auf dem Weg in sein Büro vorbeigeschaut hatte, in der Hoffnung, dass der alte Lehrer wach und imstande wäre, ihn zu empfangen. Das war nicht der Fall gewesen, aber die Schwester hatte versprochen, Freyr Bescheid zu geben, wenn der Alte aufwachte, da er manchmal nachts wach lag. Nun erklärte sie, er habe sich aufgesetzt und freue sich, Freyr zu sehen, er sei froh, wenn ihm jemand die Nachtstunden verkürzen würde. Als Freyr aufsprang, überlegte er, was passiert wäre, wenn sie nicht angerufen hätte. Wahrscheinlich hätte er aus dem Fenster gestarrt, bis die Morgenwache auf den Parkplatz gefahren wäre, und hätte dann wieder mal mit Ringen unter den blutunterlaufenen Augen seinen Arbeitstag begonnen. Wobei das immer noch denkbar war, falls er trotz der

überwältigenden Erschöpfung, die mit jeder Stunde zunahm, nicht schlafen konnte. Hoffentlich überkam ihn das Verlangen, sich zu Hause ins Bett zu legen, wenn er mit dem alten Mann gesprochen hatte. Als Freyr die Tür zum Flur aufgemacht hatte, zögerte er. Das vertraute Flackern begrüßte ihn mit lautem Klacken, obwohl die Glühbirne ausgewechselt worden war. Die Lampe musste kaputt sein, und er nahm sich vor, mit dem Hausmeister zu reden, auch wenn er ihn für einen merkwürdigen Querulanten halten würde. Freyr holte tief Luft und dachte an die Sinnestäuschung, die er an dieser Stelle vor nicht allzu langer Zeit gehabt hatte. In diesem Zustand der totalen Erschöpfung war sein Hirn für allen möglichen Unsinn empfänglich. Freyr riss sich zusammen und betrat den Flur. Er war erleichtert, den Linoleumboden und die weiß gestrichenen Wände zu sehen. Dennoch bekam er eine Gänsehaut, als er losging, und er hatte das seltsame Gefühl, beobachtet zu werden. Immer wieder drehte er sich um, sah nichts, wurde aber von einem leisen Kichern verfolgt, als er weiterging. Natürlich war das Einbildung. Da kam ihm der Gedanke, dass er das Geräusch aufnehmen könnte. Er blieb stehen, stellte die Aufnahmefunktion an seinem Handy ein und ließ sie laufen, während er langsam zum Treppenhaus ging. Dort schaltete er das Gerät aus und rannte, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. Erst, als er die Station betrat und in das freundlich lächelnde Gesicht der Krankenschwester schaute, verschwand seine Gänsehaut. Ihrem verwunderten Gesicht war anzusehen, wie erleichtert er wirken musste, und er versuchte krampfhaft, sich möglichst normal zu verhalten.

»Er ist in seinem Zimmer. Das zweite Bett ist frei, wir haben den Patienten heute entlassen.« Die Krankenschwester zögerte. Freyr mochte sie, aber sie hatten leider nur selten gemeinsam Schicht. Sie war nicht auf den Kopf gefallen und nahm kein Blatt vor den Mund, so wie jetzt.

»Darf ich fragen, warum du ihn sehen willst?«

»Ich untersuche den Selbstmordfall in Súðavík. Er hat an der Schule unterrichtet, in der die Verstorbene Schülerin war.« Freyr lächelte verlegen, als er merkte, wie weit hergeholt diese Verbindung war.

»Glaub mir, die Geschichte ist so merkwürdig, dass es viel zu lange dauert, sie vernünftig zu erklären. Irgendwann trinken wir mal zusammen einen Kaffee, und ich erzähle sie dir.«

Sie lächelte wieder, so dass ihre schneeweißen, geraden Zähne aufblitzten. »Nach dem, was ich gehört habe, würde wohl eher ein Glas Wein dazu passen. Irgendwas Stärkeres.«

Freyr merkte sofort, dass sie mit ihm flirtete, und lächelte zurück. Sie erinnerte ihn an eine Frau, mit der er mal eine kurze Affäre gehabt hatte, die er inzwischen allerdings bereute. Damals hatte er nicht das Recht dazu gehabt, aber jetzt war er in einer ganz anderen, besseren Situation, außerdem war die Krankenschwester eine viel nettere Ausgabe der anderen Frau und wirkte wesentlich unkomplizierter. Es war an der Zeit, sich mal wieder auf eine Frau einzulassen, und Dagný schien sich, was das betraf, immer weiter von ihm zu entfernen, auch wenn ihre Freundschaft fester wurde. Die Schwester war attraktiv, intelligent und, was am wichtigsten war, offenbar nicht abgeneigt. Vielleicht war ein normaler Kontakt zum anderen Geschlecht genau das, was er brauchte, um wieder einen klaren Kopf zu kriegen.

»Auch nicht schlecht, abgemacht!«, sagte er und ging, wesentlich besser gelaunt als vorher, zu dem einzigen Krankenzimmer, aus dem Licht auf den Flur schien. Als er in der Türöffnung stand, bekam seine Beschwingtheit einen kleinen Dämpfer, da der alte Lehrer wieder eingeschlafen zu sein schien. Das Bett war hochgestellt, aber der Mann lag mit geschlossenen Augen und einem Kopfhörer im Ohr auf dem Kissen. Freyr hüstelte leise, um auf sich aufmerksam zu machen, falls er nicht schlief, sondern sich nur auf das Radioprogramm konzentrierte. Freyr war unglaublich erleichtert, als der Alte die Augen aufschlug. »Ich war mir nicht sicher, ob Sie wieder eingeschlafen sind. Ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt.«

Der Mann klopfte auf den Bettrand und sagte laut: »Nein, Sie haben mich nicht geweckt. Kommen Sie rein. Ohne Medikamente schlafe ich nicht mehr viel.« Er nahm den Kopfhörer aus dem Ohr und senkte seine Stimme. »Was kann ich für dich tun? Es geht doch bestimmt um das Thema, über das wir letzts gesprochen haben. Ich hab ein bisschen darüber nachgedacht. Schon seltsam, wie gut man sich manchmal an Dinge erinnern kann, die ewig her sind, aber nicht mehr daran, was es zum Abendessen gab.«

»Das ist vielleicht nicht wichtig genug, um sich daran zu erinnern.« Freyr setzte sich neben das Bett. »Aber Sie haben richtig getippt. Ich

habe mir auch Gedanken über den Jungen gemacht, von dem Sie mir erzählt haben, dieser Bernódus. Sein Name taucht immer wieder in Verbindung mit einem Fall auf, der, gelinde gesagt, ungewöhnlich ist und mit der Vergangenheit zu tun hat.«

Der Mann nickte nachdenklich. Sein Kopf bestand fast nur noch aus Knochen, und seine Haut erinnerte an weiches Wachs, als würde sein Gesicht schmelzen. »Das war alles sehr tragisch, aber ich kann mir nicht vorstellen, was das Schicksal des Jungen mit einem aktuellen Fall zu tun haben soll.« Er schaute Freyr an. Obwohl seine Tage gezählt waren, hatte er immer noch ein Leuchten in den Augen. »Es sei denn, man hat seine Leiche gefunden?«

Freyr schüttelte den Kopf. »Nein, so einfach ist es leider nicht.«

»Schade, ich war immer der Meinung, dass der Tod erst vollkommen ist, wenn die Gebeine des Verstorbenen in geweihter Erde bestattet werden«, entgegnete der Lehrer. Der kleine, weiße Stöpsel des Kopfhörers wirkte unpassend in seinen alten Händen. »Vielleicht, weil mein Vater im Meer ertrunken ist, als ich ein kleiner Junge war. Ich musste immer daran denken, wo seine Gebeine wohl sind, ob sie mit der Zeit im Sand auf dem Meeresboden verschwinden oder ob sie jemals gefunden werden. Ich war nur ein Kind, wissen Sie? Als ich älter wurde, ist es mir natürlich leichter gefallen, aber ich würde diese Welt trotzdem zufriedener verlassen, wenn er gefunden worden wäre. Aber das passiert wohl nicht mehr, hierzulande ruhen die Gebeine von Tausenden in einem feuchten Grab.«

»Glauben Sie, dass der Junge ins Meer gegangen ist? Ertrunken ist?« Auch wenn Freyr Mitleid mit ihm hatte, wollte er beim Thema bleiben, damit sich der Alte nicht von seinen Erinnerungen mitreißen ließ und eine alte Geschichte nach der anderen erzählte.

»Im Grunde weiß ich nichts darüber. Aber Ægir, der König der Meere, gibt nur selten einen Menschen aus seiner eiskalten Umarmung frei. Deshalb halte ich es nicht für unwahrscheinlich. Hier in der Umgebung gibt es keine Orte, die ein solches Geheimnis über einen längeren Zeitraum bewahren würden. Er ist jetzt seit fast einem halben Jahrhundert verschwunden, und es wurde keine unbekannte Kinderleiche hier in der Gegend gefunden. Die Stadt ist ja nicht von Lava und Erdspalten umgeben, wo niemand unterwegs ist.«

»Könnte ihn jemand entführt, ermordet und an einem anderen Ort vergraben haben? Dann hätte man seine sterblichen Überreste auch nie gefunden.« Freyr fiel es schwer, den Satz auszusprechen, weil ihm diese Worte schon allzu oft in Verbindung mit seinem eigenen Sohn durch den Kopf gegangen waren.

Traurig schüttelte der alte Mann den Kopf. »Ich glaube, die Welt war damals besser, ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass so was passiert sein könnte. Hier wohnt niemand – und hier wird auch hoffentlich nie jemand wohnen –, der sich so was zuschulden kommen lassen würde. Seinerzeit wurde hinter vorgehaltener Hand darüber geredet, dass sein Vater ihn, absichtlich oder unabsichtlich, tödlich verletzt und seine Leiche weggeschafft haben könnte. Er hatte eine lose Hand, wenn er wütend war. Ich hab das nie richtig geglaubt und diese Geschichten nicht verbreitet. Der arme Mann war meiner Meinung nach nicht ausgefuchst genug für so was. Er hätte den Jungen im Wohnzimmer verbluten lassen, bis er gefunden worden wäre. Für den gab es nichts Wichtigeres als Alkohol.«

»Ich habe alte Polizeiberichte über den Fall gesehen. Es hat eine umfangreiche Suche nach dem Jungen stattgefunden, aber ohne Erfolg. Die Berichte waren nicht sehr aufschlussreich, aber eine Sache ist mir aufgefallen: Die Mutter des Jungen wird nicht erwähnt. War sie verstorben oder Alkoholikerin wie der Vater und weggezogen? Es wäre ja für ein Kind in seiner Lage ganz typisch, sich aufzumachen, um die Mutter zu suchen, die in seiner Erinnerung vielleicht viel netter ist als in Wirklichkeit. Dabei könnte er draußen erfroren oder bei einem Unfall ums Leben gekommen sein. Es war doch Winter, oder?«

»Ja, es war sogar ein sehr harter Winter. Aber er ist nicht losgegangen, um seine Mutter zu suchen, die war zu dem Zeitpunkt schon tot.« Die Augenlider des Mannes sanken halb nach unten. »Sie war ein paar Jahre vorher gestorben, ist ertrunken, als sie versucht hat, Bernódus' jüngeren Bruder vorm Ertrinken zu retten. Der Junge ist auf den zugefrorenen Fjord rausgelaufen und ins Eis eingebrochen. Die Mutter ist ihm nach, und beide sind umgekommen. Man sagt, Bernódus' Vater hätte danach den Halt verloren und angefangen zu trinken. Er hat den Verlust einfach nicht verkraftet und konnte seinen Sohn, der das tragische Ereignis mitangesehen hat, nicht ertragen. Jemand hat mir mal erzählt, er hätte

den Jungen dafür verantwortlich gemacht, weil er nicht eingegriffen hat. Das ist natürlich absurd, der Junge hätte seine Mutter und seinen Bruder nie retten können. Er wäre ihnen nur in ihr feuchtes Grab gefolgt. Ich weiß nicht, ob der Alkohol dem Mann diese Idee eingimpft hat oder ob er sie vorher schon hatte. Jedenfalls hat er sich nie wie ein richtiger Vater um seinen Sohn gekümmert.« Er schloss die Augen ganz. »Seine Schande wird lange währen.«

Das musste Freyr erstmal verdauen. Bei so starkem Tobak war es angenehmer, mit der älteren Generation zu reden – da gab es öfter kurze Gesprächspausen. »Der Junge wird also von seinem trunksüchtigen Vater für den Tod seiner Mutter und seines jüngeren Bruders verantwortlich gemacht«, sagte er nachdenklich. »Was für eine schreckliche Kindheit.« Freyr beschlich der Verdacht, dass sich der Junge sogar umgebracht haben könnte. »Hatte er keine Großeltern oder anderen Verwandten, bei denen er unterschlüpfen konnte?«

»Die Familie stammte nicht von hier, ich habe nie was über andere Verwandte gehört. Der Unfall ist passiert, bevor die beiden hergezogen sind, ich habe die Mutter nie gesehen und kannte sie nicht. Sie haben in Hesteyri in den Jökulfjorden gewohnt, da sind Mutter und Sohn umgekommen.« Der alte Mann hob den Kopf ein wenig vom Kissen und drehte ihn zu Freyr. Die blauen Adern in seiner weißen, fast durchsichtigen Haut, waren unübersehbar. »Ich habe den Jungen nicht unterrichtet und die Geschichte nicht so mitbekommen, aber wir wussten alle von den katastrophalen Familienverhältnissen. Und dann noch sein tragisches Schicksal. Das war sehr schwierig für uns Lehrer. Und dann wurde kurz darauf auch noch in der Schule eingebrochen, das war wirklich ein hartes Schuljahr.«

»Wann genau war das?«

»Zehn Tage oder zwei Wochen nach Bernóðus' Verschwinden. Ich weiß es nicht mehr genau.«

»Hat man geglaubt, dass es einen Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen gibt?«

»Ich kann mich nicht erinnern, dass darüber geredet wurde. Ich wüsste auch nicht, worin der bestehen sollte.« Er wandte sich von Freyr ab und ließ seinen Kopf zurücksinken. Die Kuhle, die sich in dem weichen Kissen gebildet hatte, war kaum sichtbar. »Ich glaube nicht, dass es

einen gibt.« Seine Stimme wurde schwächer, und obwohl ihr Gespräch nicht lange gedauert hatte, wurde er müde.

Freyr machte Anstalten, aufzustehen und sich zu verabschieden. Er hatte zwar nicht viel erfahren, war sich aber ziemlich sicher, dass der Junge seiner Mutter und seinem Bruder auf die eine oder andere Weise ins Meer gefolgt war. Das war die wahrscheinlichste Erklärung, und meistens entpuppten sich die einfachsten Vermutungen als richtig. Bevor er aufstand, stellte er noch eine weitere Frage, halb hoffend, dass der Mann sich erholt hätte und sie sich noch ein bisschen unterhalten könnten. »Ist Bernóðus' Lehrerin zufälligerweise noch am Leben? Vielleicht weiß sie mehr darüber.«

Der alte Mann schüttelte schwach den Kopf. »Nein, die ist längst tot, ist sehr plötzlich gestorben, viel zu früh. Da kommen Sie ein paar Jahrzehnte zu spät.«

»Sie ist doch wohl nicht zur selben Zeit gestorben wie Bernóðus?«

»Nein, nein, das war später, zehn Jahre oder so. Sie hatte schon aufgehört zu unterrichten, weil sie ihr Sehvermögen verloren hat.«

»War sie krank?« Die Lehrerin auf dem Klassenfoto sah ziemlich jung aus und wäre zehn Jahre später im besten Alter gewesen. Es war eher ungewöhnlich, dass man in diesem Alter an grünem Star oder aus Altersgründen erblindete, aber es gab natürlich auch andere Augenleiden, die nichts mit dem Alter zu tun hatten.

»Nein, es war ein Unfall. Sie ist im Frühjahr nach den schrecklichen Ereignissen auf Glatteis ausgerutscht, tragischerweise mit dem Gesicht auf ein Geländer gefallen und hat beide Augen verloren. Danach wurde sie ein bisschen seltsam, die Arme, meinte, sie sei gestoßen worden, aber es gab jede Menge Zeugen, und die haben niemanden gesehen. Deshalb wurde ich gebeten, im Herbst ihre Klasse zu übernehmen. Sie konnte nicht mehr weiterarbeiten.« Die Hände des Mannes begannen ohne ersichtlichen Grund zu zucken. »Im Grunde hat dieser Unfall sie in den Tod gerissen hat, denn sie ist später vor ein Auto gelaufen. Sie hatte zwar einen Blindenstab, hat aber wohl nicht aufgepasst oder war durcheinander, und dann ist es passiert. Wenn Sie noch mehr alte Klatschgeschichten hören wollen, kann ich Ihnen noch was erzählen. Mir ist damals zu Ohren gekommen, man hätte bei der Untersuchung ihrer Leiche festgestellt, dass sie verrückt war, aber das würde ich an Ihrer

Stelle nicht für bare Münze nehmen. Ich dachte nur, ich erzähle es Ihnen, weil Sie Spezialist auf diesem Gebiet sind.«

»Wissen Sie, wie man darauf gekommen ist?«

»Es heißt, sie hätte sich selbst verletzt und sei geistig umnachtet gewesen.« Der alte Mann gähnte, noch geschwächer als vorher. »Aber sie war nicht sehr beliebt, vielleicht kursierten deshalb solche Geschichten über sie. Sie war nicht besonders engagiert im Unterricht, den Schülern gegenüber ungerecht und meistens ziemlich unfreundlich.« Freyr beschloss, seine letzte Frage zu stellen: »Was für Verletzungen hatte sie denn?«

»Ein Kreuz. Sie hat sich ein Kreuz in den Rücken geritzt. Und zwar ziemlich gut, soweit ich weiß, wenn man bedenkt, dass sie blind war.« Plötzlich überkam Freyr eine ungeheure Müdigkeit und das überwältigende Verlangen, sich zu Hause ins Bett fallen zu lassen. Es reichte.

25. Kapitel

Katrín hatte sich noch nie so sehr über ein Geräusch gefreut wie über den Lärm, der von draußen ins Haus drang. Líf lachte über etwas, das Garðar gesagt hatte – ein eindeutiges Zeichen, dass der Besitzer der Hand nicht mehr auf der Terrasse stand. Katrín zwang sich, die Augen aufzumachen, und spürte, wie ihr Herzschlag langsamer und ihr Atem ruhiger wurde.

Der Fischgeruch war verschwunden, und sie genoss es, wieder kräftig einzuatmen. Anders als bei anderen Gerüchen, hatte sie sich nicht an den Gestank gewöhnt, denn er war so intensiv geworden, dass sie meinte, ein verfaultes Stück Fisch vor der Nase zu haben. Je größer ihre Angst geworden war, desto weniger hatte sie ihren Fuß gespürt, aber jetzt, da der Schreck vorüber war, nahmen die Schmerzen wieder zu – im Fuß wie in ihrem ganzen geschundenen Körper. Trotzdem hätte sie am liebsten vor Erleichterung geweint, als Lífs und Garðars undeutliche Umrisse, mit den Armen voller Gepäck, in der dunklen Öffnung der Küchentür erschienen.

»Na, waren wir nicht superschnell?« Líf legte zwei zusammengerollte Schlafsäcke und eine Plastiktüte voller Sachen auf den Boden, ohne einzutreten. Dann löste sie die Schnürsenkel ihrer Wanderschuhe.

Dumpfer Nikotingeruch erfüllte den Raum, und Katrín sog ihn genüsslich ein – er roch viel besser als der gerade verflogene Fäulnisgestank. In Katríns Augen waren sie viel zu lange weggewesen, aber sie verlor kein Wort darüber. »Ich bin total froh, euch zu sehen. Habt ihr die Kerzen mitgebracht?« Ihre Sehnsucht nach Licht war genauso groß wie Lífs Sucht nach Nikotin. Katríns Stimme zitterte verdächtig, und als Líf in ihre gefütterten Hausschuhe geschlüpft war und eine Kerze aus der Tüte geholt und angezündet hatte, wich sie beim Anblick von Katríns leichenblassem Gesicht entsetzt einen Schritt zurück. »Mein Fuß bringt mich um«, murmelte Katrín. »Außerdem war jemand vor dem Haus, kurz bevor ihr gekommen seid.«

»Was?« Garðar kam ebenfalls hereingehumpelt. Anscheinend war seine Blase nach der Wanderung und dem Weg zum Arzthaus wieder aufgeplatzt. »Wir haben niemanden gesehen.« Er setzte sich Katrín gegenüber an den Küchentisch und stellte ein weißes Pillengläschen vor

sie. »Nimm vier davon. Dann geht es dir besser.«

»Bekommt sie nichts zu trinken dazu?«, fragte Líf und schaute sich nach einem Glas Wasser oder Saft um, aber das begrenzte Licht der Kerze warf nur Schatten an die Wände.

»Es geht schon.« Katrín fischte vier weiße Tabletten aus dem Gläschen. Sie waren ungewöhnlich groß, und als sie sie in den Mund gesteckt hatte, konnte sie sie kaum runterschlucken. »Wie lange dauert es, bis die wirken?« Sie fragte nicht, was es war, und hatte keine Lust, die Aufschrift auf dem Glas zu lesen. Hauptsache, die unerträglichen Schmerzen ließen nach.

Garðar beobachtete, wie sie die Tabletten schluckte. »Eine halbe Stunde oder so. Vielleicht länger, weil wir so lange nichts mehr gegessen haben.« Er sah misstrauisch und besorgt aus, von der guten Stimmung auf der Terrasse war nicht mehr viel übrig. »Sag mir, was du gesehen hast. Wenn das verfluchte Kind in der Nähe ist, müssen wir Vorkehrungen treffen, bevor wir schlafen gehen.«

Auch Lífs Lachen war ganz weit weg, und sie sagte mit zitternder Stimme: »Was für Vorkehrungen? Was können wir denn tun?« Sie zog den Stuhl näher an den Tisch. »Warum sind wir nicht alle zum Arzthaus gegangen? Wir hätten dich gut zwischen uns nehmen können, Katrín.« »Ich schaffe das nicht. Vielleicht morgen früh, aber jetzt müsste ich auf einem Bein hüpfen, und das traue ich mir nicht zu. Ihr könnt mich und den ganzen Kram ja nicht rübertragen. Wie sollen wir zum Beispiel über den Fluss kommen?« Katrín sprach immer schneller und verstummte abrupt, bevor ihre Stimme wie ein Maschinengewehr klang.

»Wir gehen nirgendwohin. Meine Ferse tut auch tierisch weh«, sagte Garðar noch misstrauischer. »Dann müssen wir eben abwechselnd schlafen. Gegen uns drei kommt ein Kind nicht an. Es kann uns nur überraschen, und das geht am besten, wenn wir schlafen.« Garðar schob die Kerze in die Mitte des Tisches. »Wir haben jetzt genug Kerzen, da ist es einfacher, wach zu bleiben, als wenn es stockdunkel ist. Ich übernehme die erste Wache und schlage vor, dass ihr sofort ins Bett geht. Es wäre dumm, wenn wir alle drei wach bleiben.«

»Was er wohl von uns will?« Katrín war viel zu fertig, um eine Meinung zu Garðars Vorschlag zu haben, geschweige denn, etwas anderes vorzuschlagen. Sie war heilfroh, keine Entscheidungen treffen zu

müssen, und hätte sogar einer von Lífs unsinnigen Ideen zugestimmt, solange sie nicht laufen musste. »Ich meine, warum schleicht er um uns herum? Offenbar will er nichts stehlen, dazu hätte er schon genug Gelegenheiten gehabt, und er sucht auch keine Gesellschaft oder Hilfe.« Sie holte tief Luft. »Ich verstehe das einfach nicht.«

Líf drehte sich um, so als erwarte sie, dass der Junge sie durchs Fenster grüßen würde. Hinter der Fensterscheibe lag alles im Dunkeln. »Dieser Junge ist nicht lebendig. Warum geben wir das nicht zu? Dadurch wird unsere Lage auch nicht schlimmer.«

»Hör auf mit dem Quatsch, Líf.« Garðar schaute weder Líf noch Katrín in die Augen, als er das sagte. »Du weißt ja nicht, was du da redest. Es gibt keinen Grund, den Teufel an die Wand zu malen. Unsere Lage ist schon schlimm genug.«

Katrín war derselben Meinung wie Líf. Hier ging etwas höchst Sonderbares vor, das sich nicht damit erklären ließ, dass ein ganz normales Kind in der Gegend herumirrte. Sie wollte Líf gerade zustimmen, als die Bodendielen knirschten und sie alle zum Schweigen brachten. »Wart ihr das?«, flüsterte Katrín, obwohl das völlig abwegig war. »So hat es eben auch angefangen.« Das Geräusch schien seinen Ursprung in der kleinen Küche zu haben, in der sie saßen.

Keiner wollte zugeben, zu fest aufgetreten zu sein. »Putti?« Líf bückte sich und nahm den Hund auf den Arm. »Ob er das war?« Sie schaute sich panisch um und drückte das kleine Tier fest an ihre Brust. »Ist er schwer genug?«

»Soll das ein Witz sein? Er ist so schwer wie ein Flaschenkorken. Man würde ihn noch nicht mal hören, wenn er mit voller Kraft hochspringen würde.« Das Knarren ertönte erneut, diesmal wesentlich leiser als vorher. Líf jammerte leise und stieß bei ihrem Versuch, näher zu den anderen zu rücken, an den Tisch, so dass Garðar die Kerze gerade noch festhalten konnte, bevor sie umkippte. Er nahm den Kerzenständer in die Hand und beleuchtete das Zimmer. Dann stand er auf und starrte zu der Stelle, aus der das Geräusch gekommen war. »Seid mal ganz leise.« Konzentriert schaute er geradeaus, und als es wieder knarrte, ging er mit der Kerze zur hinteren Küchenwand. Dort waren nur die kaputten Bodendielen und die Enden der zerbrochenen Fußleisten zu sehen. Garðar ging weiter, und als er nur noch einen Schritt von dem Fleck entfernt war, knarrte es erneut,

diesmal so leise, dass sie es kaum gehört hätten, wenn sie nicht ganz still gewesen wären. »Hier ist nichts«, sagte Garðar irritiert. Er beugte sich hinunter und führte die Kerze an der Wand und am Boden entlang. Als er sich wieder aufrichtete, war er viel entspannter. »An dieser Stelle muss irgendwas mit der Statik nicht stimmen. erinnert ihr euch an die Fußleisten? Vielleicht greift der Schimmelpilz das Holz an, und dadurch bewegt sich das Haus.« Er drehte sich um, zufrieden, eine Erklärung gefunden zu haben, aber auch beunruhigt, weil er der Einzige von ihnen war, der das Haus noch nicht aufgegeben hatte. »So ein Mist!« Er kam zu den Frauen zurück. »Ich glaube, uns bleibt nichts anderes übrig, als den Boden aufzureißen und zu checken, wie es darunter aussieht.« »Aber bitte nicht jetzt!« Líf hatte ihren Griff um den Hund ein wenig gelöst, und Putti wand sich verzweifelt in ihren Armen und versuchte, wieder auf den Boden zu kommen. »Und wenn da was drunter ist?« »Was denn? Ein Geist?« Garðar schüttelte genervt den Kopf. Líf ließ den Hund los und zupfte ihren Pulli zurecht. »Es reicht ja schon, wenn es nur der Nährboden für diesen ekligen Pilz ist. Ich hab im Internet gelesen, dass man schwer krank werden kann, wenn man Schimmelsporen einatmet. Gerade in solchen alten Häusern. Diese Sporen fliegen durch die Luft, die sind so klein, dass man sie nicht sieht.« »Wenn das stimmt, haben wir uns schon längst angesteckt, Líf.« Garðar stellte die Kerze wieder auf den Tisch und setzte sich. »Stand in dem Artikel auch, dass die Pilze Wahnvorstellungen auslösen können?«, fragte Katrín. Das würde in der Tat vieles erklären, was bisher im Haus passiert war. Wenn der Schimmel lebensgefährlich war, würde das auch erklären, warum der ehemalige Besitzer umgekommen war. »Vielleicht stehen wir unter Drogen, ohne es zu merken.« Als sie sich auf ihrem Stuhl zurechtsetzte, zog sich ein stechender Schmerz durch ihr gesamtes Bein – nicht gerade ein Anzeichen dafür, dass sie high war. »Nee, das stand da nicht, aber es war auch kein wissenschaftlicher Artikel.« Líf freute sich über die schwache Hoffnung, dass alles ganz normal sein könnte – ungeachtet dessen, dass sie, wenn sie auf einem richtigen Pilztrip wären, vermutlich ernsthaft krank wären. »Wow, das wäre voll cool! Vielleicht ist das alles ganz normal, und wir bilden uns den ganzen Scheiß nur ein.« Ihr Blick fiel auf Katríns ausgestrecktes

Bein auf dem Stuhl. »Außer das da vielleicht. Ich glaube, du bist wirklich verletzt.«

»Das glaube ich auch.« Katrín lehnte sich so weit wie möglich zurück, in der Hoffnung, es in einer anderen Stellung besser aushalten zu können, bis die Medikamente wirkten. »Wie lange ist es eigentlich her, dass ich die Tabletten genommen habe?«

»Zehn Minuten, eine Viertelstunde oder so?« Garðar gähnte ausgiebig, nachdem er erst erfolglos versucht hatte, es zu unterdrücken. »Die wirken bestimmt gleich.« Sie schwiegen eine Weile, unsicher, ob sie auf weitere unwillkommene Geräusche lauschen sollten. Doch sie hörten nur ihre eigenen Atemzüge. »Ich denke, wir bleiben dabei, dass ihr euch jetzt hinlegt, und wenn ich nicht mehr kann, übernimmst du, Líf.«

»Ich?« Erstaunen und Bestürzung hielten sich in Lífs Stimme die Waage. »Soll ich etwa alleine Wache halten?«

»Wir sind nur zu dritt, Líf, und Kata ist verletzt. Am besten schläft sie, solange die Tabletten wirken, und übernimmt dann später. Und dann nimmst du einfach noch eine Dosis, Kata, und bleibst so lange wach, wie du kannst. Ich löse dich wieder ab, und dann ist die Nacht hoffentlich rum.«

Katrín hielt das für sehr optimistisch – Líf war so lustlos, dass sie bestimmt nicht lange Wache halten würde. Garðar und sie würden wahrscheinlich jeweils zwei Wachen übernehmen müssen, bevor der Morgen graute. »Aber ich komme nicht die Treppe rauf. Ich muss hier unten schlafen.« Keiner sagte etwas. Sie waren alle zu müde, um zu begreifen, was das bedeutete. Schließlich durchbrach Katrín die Stille: »Wenn jemand meine Isomatte runterholt, schlafe ich einfach in der Stube. Da ist es auch nicht schlimmer als oben.« Sie verdrängte den Gedanken an die vielen Fenster, die es dort gab – Fenster, durch die man, anders als im Obergeschoss, leicht eindringen konnte.

»Dann schlafen wir eben alle da«, sagte Garðar und stand auf. »Komm, Líf, lass uns die Sachen runterholen.«

»Aber ...« Líf stand resigniert auf. »Ich will nicht schlafen.«

Garðar stöhnte. Er war mit seiner Geduld am Ende. »Und was jetzt? Willst du alleine Nachtwache halten?«

»Nee, ich will nur nicht schlafen, weil dieser Plan total bescheuert ist. Wenn ich eingeschlafen bin, habe ich den komplett vergessen, dann

weckst du mich und ich soll alleine wach bleiben. Da kann ich genauso gut die erste Wache übernehmen, verstehst du?«

Katrín wurde auf einmal unglaublich müde. Bisher hatte sie zu große Schmerzen und zu viel Angst gehabt, um Müdigkeit zu verspüren, aber jetzt traf es sie mit voller Wucht. »Warum machst du es dann nicht einfach?«

»Wir schauen einfach mal«, sagte Garðar und zog Líf mit sich, um die Isomatten zu holen, bevor sie etwas entgegen konnte. Ihrem Blick nach zu schließen, den sie Katrín zuwarf, als sich Garðar auf dem Weg zur Tür nach einer Kerze aus der Tüte bückte, wäre ihre Antwort alles andere als freundlich gewesen. Als die beiden weg waren, schaute Katrín zu Putti und hätte sich unglaublich gerne zu ihm hinuntergebeugt und ihn gekrault. Aber sie ließ es bleiben, aus Angst, ihren Fuß zu bewegen, und hoffte inständig, dass die Tabletten endlich wirken würden. Sie hörte Garðars und Lífs Schritte auf der Treppe und einen kurzen, aber Gott sei Dank freundlichen Wortwechsel. Ausgerechnet jetzt sollten sie sich wirklich vertragen. Sie musste sich schließlich auch zusammenreißen und Líf ertragen, die sich wesentlich schlimmer aufführte als sonst. Aber sie würden sich nicht mehr lange quälen müssen, der Albtraum war bald zu Ende, und die restliche Zeit sollten sie sich lieber nicht unentwegt kabbeln und streiten. Katrín nahm sich vor, nichts mehr zu sagen oder zu tun, das Líf reizen könnte.

»Wir sind fertig.« Líf stand mit genervter Miene in der Türöffnung.

»Garðar breitet die Schlafsäcke aus.«

Katrín zuckte zusammen. »O Mann, ich bin eingenickt.« Sie streckte sich und gähnte. »Du, ich hab eine Idee! Wenn du willst, können wir zusammen Wache halten. Wäre das nicht die beste Lösung? Wir bleiben wach, während Garðar schläft. Zu zweit ist es viel leichter, sich wach zu halten.« Sie lächelte Líf zu und hoffte, dass sie das Friedensangebot annehmen würde.

Erst runzelte Líf die Stirn und schien darüber nachzudenken, ob Katrín sie auf den Arm nehmen wollte. Dann erhellte sich ihr Gesicht, und sie grinste breit. »Super Idee! Soll ich dir ein paar Klatschgeschichten erzählen? Ich kenne so viele, da merkst du gar nicht, wie schnell die Nacht vorbei ist.«

»Unbedingt! Ich kenne gar keine, du brauchst also noch nicht mal zu

übertreiben.« Katrín streckte sich noch ausgiebiger und wollte in die Stube gehen. »Ich weiß echt nicht, was ich machen soll, wenn ich heute Nacht mal aufs Klo muss.«

»Na, dann komme ich einfach mit.« Líf war so froh über Katríns Vorschlag, dass sie sich anscheinend von nichts mehr schocken ließ. Sie kam in die Küche und beugte sich zu Putti hinunter. »Ob wir uns das alles nur einbilden? Dann muss Putti doch auch total durcheinander sein, oder?«

»Ich weiß echt nicht, ob ich mir wünschen soll, dass wir durchgeknallt oder völlig normal sind. Ich finde beides gleich schlimm.« Katrín beobachtete, wie sich Puttis Hinterbein reflexartig hin- und herbewegte, während Líf ihm den Bauch kraulte. Er hatte die Augen geschlossen und lag völlig entspannt auf dem Rücken. Er war lange nicht mehr so ruhig gewesen, und Katrín freute sich über das kleine Vorzeichen, das sie für ein gutes Omen für eine ruhige Nacht hielt.

Mitten in der Nacht wachte sie davon auf, dass Garðar sanft an ihrer Schulter rüttelte und sagte, er würde rausgehen und pinkeln. Die Tabletten hatten zwar kein Wunder vollbracht, aber der Schmerz fühlte sich jetzt eher an wie ein gleichmäßiges Ziehen und nicht mehr so, als würde ihr Fuß zerquetscht. Sie lächelte ihn müde an, gähnte und versprach aufzustehen, wenn er zurückkäme. Dann schlummerte sie wieder ein, ohne zu wissen, dass die Nacht zu Ende wäre, wenn sie das nächste Mal aufwachen würde. Und Garðar vom Erdboden verschluckt.

26. Kapitel

Der gespenstische Nebel, der die Stadt eingehüllt hatte, lichtete sich. Freyr sah, wie er sich durch den Skutulsfjörður hinaus zum Meer zog und über den gesamten Ísafjarðardjúp legte. Er nahm den schweren Pappkarton mit den alten Krankenakten vom Rücksitz seines Wagens und trat mit dem Fuß die Tür zu. Die Akten hatte ihm der Archivar des Krankenhauses nur aus Wohlwollen ausgehändigt, und Freyr bezweifelte, dass man in Reykjavík, wo alles größer und bürokratischer war, so hilfsbereit gewesen wäre. Natürlich gab man vieles auf, wenn man von der Stadt aufs Land zog, aber dafür bekam man auch etwas, zum Beispiel gegenseitiges Vertrauen. Freyr fand, dass das Land vergleichsweise besser abschnitt. Der Gerätewart des Krankenhauses hielt Freyr die Tür auf und versuchte unauffällig, in den Karton zu lugen. Als er sah, dass keine neuen Geräte darin waren, wirkte er ein bisschen enttäuscht. Freyr schaute auf die Uhr im Foyer; er war wesentlich länger weg gewesen, als er seinen Kollegen gesagt hatte, und ärgerte sich, dass er nicht mehr Zeit einkalkuliert hatte. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als den Karton in sein Büro zu bringen und zurück zur Station zu gehen, wobei er sich bestimmt nicht auf seine Patienten konzentrieren konnte, solange er die Unterlagen nicht durchgesehen hatte.

Auf der Station war alles ruhig, und der Betrieb war trotz Freyrs Verspätung normal gelaufen. Er machte sich sofort an die Arbeit, überflog die Diagnosen, die seit dem Morgen gestellt worden waren, ordnete bei einem Patienten weitere Untersuchungen an, änderte eine Medikamentendosis und aktualisierte die Krankenakten. Anschließend stand er auf und überprüfte, ob noch etwas anstand. Da das nicht der Fall war, erklärte er seinen Kollegen, er sei in seinem Büro, man solle ihn anrufen, wenn es etwas zu tun gäbe. Bevor er die Station verließ, schaute er bei dem alten Lehrer vorbei, schlich sich jedoch leise wieder aus dem Raum des schnarchenden Mannes. Wahrscheinlich hatte er Freyr ohnehin alles gesagt, was er wusste.

Der Karton stand noch auf seinem fast leeren Schreibtisch. Freyr konnte zu viel Krempel nicht ausstehen und sich nicht konzentrieren, wenn es unordentlich war, was Sara nie verstanden hatte. Auf einmal erinnerte er

sich an Kleinigkeiten, über die er sich früher aufgeregt hatte und die jetzt überhaupt keine Rolle mehr spielten. Am liebsten hätte er das Telefon genommen und sich für sein damaliges Verhalten entschuldigt. Er wusste schon lange, dass es zu einfach war, sich vorzumachen, vor Bennis Verschwinden sei zwischen ihnen alles in Ordnung gewesen. Die Tragödie und die Trauer hatten alles andere überschattet. Wahrscheinlich wäre ihre Ehe langsam eingeschlafen, und sie hätten sich am Ende getrennt, auch wenn Benni nicht verschwunden wäre. Der einzige Unterschied wäre der, dass sie sich das Sorgerecht für ihren Sohn geteilt hätten, anstatt das volle Anrecht auf ihre Erinnerungen an ihn zu haben. Freyr beschloss, nicht anzurufen – es war unnötig, mit der Vergangenheit abzuschließen, da sie in der Gegenwart überhaupt keine Rolle mehr spielte. Hoffte er zumindest.

Von den alten Papieren, die so lange in verschlossenen Regalen gelegen hatten, stieg ein muffiger Geruch auf. Schon seltsam, dass die Krankenakten überhaupt noch existierten, seinerzeit hatten sie natürlich wichtige Informationen über die Patienten enthalten, aber nach deren Tod kaum noch Bedeutung gehabt. Freyr nahm einen Stapel nach dem anderen aus dem Karton und legte sie auf den Boden. Dann schlug er die erste Akte auf und begann zu lesen.

»Du warst am Telefon so geheimnisvoll, dass ich lieber direkt vorbeikommen wollte«, sagte Dagný. Sie hatte Freyrs Angebot, ihre Jacke aufzuhängen, dankend abgelehnt, und er wusste, warum: Er hatte das Fenster wegen des Staubs und des Geruchs der Papiere sperrangelweit aufgemacht und war so in die Unterlagen vertieft gewesen, dass er gar nicht gemerkt hatte, dass es drinnen inzwischen genauso kalt war wie draußen.

»Ich hoffe, du denkst nicht, ich hätte sämtliche losen Enden zusammengefügt. Davon bin ich weit entfernt.« Freyr setzte sich wieder. »Aber ich bin auf ein paar bemerkenswerte Dinge und unerwartete Verbindungen gestoßen.«

»Erzähl!« Dagný zog den Reißverschluss ihrer Jacke auf. Sie lehnte sich über den Schreibtisch und starrte auf die alten Unterlagen. Dann rümpfte sie die Nase. »Kommt dieser Geruch von den Papieren?«

»Ja, leider. Aber ich kann sie zurück in den Karton stecken, wenn du

willst. Ich weiß es einigermaßen auswendig.«

Dagný lehnte ab. »Falls mein Verdacht stimmt, schadet es nicht, wenn ich die Sachen vor Augen habe. Versteh mich nicht falsch, ich glaube dir, aber wenn da noch mehr wirres Zeug bei rauskommt, muss ich es mit eigenen Augen sehen.«

Freyr ließ die Unterlagen auf dem Tisch liegen. »Das ist genau das richtige Wort. Wirres Zeug.« Er suchte das erste Dokument heraus, von dem er ihr erzählen wollte, und reichte es ihr. »Das ist ein Brief der Schulkrankenschwester an den Chefarzt des Krankenhauses aus dem Jahr 1952, in dem sie ihre Sorgen über einen neuen Schüler, Bernókus Pjetursson, äußert.«

Dagný nahm den Brief sowie den Bericht der Krankenschwester über den Jungen entgegen und überflog ihn. »Igitt.« Sie legte beide Dokumente auf den Tisch, ohne den Bericht zu lesen. Freyr nahm es ihr nicht übel – die Beschreibungen der Narben des Jungen waren nicht sehr appetitlich. Die Krankenschwester hatte sich an den Arzt gewandt, weil der Junge zwei vernarbte Kreuze auf dem Rücken hatte, die mit einem Taschenmesser und einer glühenden Zigarette eingeschnitten und eingebrannt worden waren.

Freyr nahm die Papiere in die Hand. »Du sagst es. Der Vater des Jungen muss eine sehr schwere psychische Störung gehabt haben, die sich vielleicht noch verschlimmert hat, als er die Kontrolle über das Trinken verloren hat. Der alte Lehrer sagt, er hätte gehört, dass er den Jungen für den Tod seiner Frau und seines anderen Sohnes verantwortlich gemacht hätte. Die Misshandlung des Kindes bestätigt das wohl. Zwei Kreuze, zwei tote Angehörige. Bei dieser tragischen Geschichte fragt man sich, ob er den Jungen nicht tatsächlich umgebracht hat, wie auch immer er die Leiche anschließend entsorgt haben mag.«

»Ich kann mich nicht erinnern, in der Schule eine solche Untersuchung gehabt zu haben.« Dagný verschränkte die Arme über ihrer Jacke und rückte vom Tisch ab, so als wolle sie größtmöglichen Abstand zu den geschmacklosen Unterlagen haben. »Wir wurden ein paarmal geimpft, aber sonst nichts.«

»Dem Bericht nach wurde die Krankenschwester hinzugezogen, um mit dem Jungen zu reden und ihn zu untersuchen. Er hat sich geweigert, am Sportunterricht teilzunehmen, und als er einmal dazu gezwungen wurde,

wollte er sich nicht umziehen, hat gemeint, er hätte keine Sportsachen, und wollte nur eine geliehene Hose anziehen. Und nach der Stunde wollte er auf keinen Fall duschen. Es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen dem Jungen und dem Sportlehrer, die Kinder haben den Lehrer angefeuert, es gab einen Riesenaufrast, und am Ende landete die Sache auf dem Tisch der Krankenschwester. Der Lehrer hat den Jungen gezwungen, sich auszuziehen, und ihn unter den Anfeuerungsrufen seiner Klassenkameraden unter die Dusche gestoßen. Bernódu hat sich für seinen Rücken geschämt und wollte nicht, dass die anderen die Narben sehen. Du kannst dir also vorstellen, was das für ein Schock war. Er war erst zwölf Jahre alt.«

»Und warum wurde nichts unternommen? Dieser Brief ist einen Monat vor dem Verschwinden des Jungen abgeschickt worden, es wäre doch möglich gewesen, einzugreifen und ihn zu retten.«

»Ich weiß es nicht.« Freyr hatte sich anfangs genauso aufgeregt wie Dagný, war aber inzwischen nur noch traurig über das schreckliche Schicksal des Jungen. Auf dem Tisch lag die Kopie des Klassenfotos, das er aus der Schublade genommen hatte und immer wieder anschauen musste. Seit er von dem tragischen Schicksal des Jungen wusste, wirkte seine Position neben der Gruppe noch auffälliger. Kinder konnten so enttäuscht und eingeschüchtert sein, wenn sie von ihren Eltern, die sie eigentlich am meisten lieben sollten, abgelehnt wurden, und hatten kaum eine Chance, wenn nicht jemand eingriff. Was in diesem Fall offenbar nicht früh genug passiert war. »Das waren damals ganz andere Zeiten, es gab keinen gut organisierten Kinderschutz. Wahrscheinlich wurden Maßnahmen eingeleitet, die aber nicht sofort gegriffen haben. Gut möglich, dass sich die hiesigen Behörden mit dem Jugendamt in Reykjavík in Verbindung setzen mussten, und die Kommunikation lief damals einfach viel langsamer als heute.«

»Das ist keine Entschuldigung.« Dagný kniff die Lippen zusammen.

»Die Schulkrankenschwester schreibt, der Junge hätte darauf bestanden, dass es ein Unfall war, aber sie schließt das aus. Ihre Einschätzung stimmt doch, oder?«

»Ja, ein Unfall ist ausgeschlossen«, sagte Freyr und zog den Bericht zu sich. »Die Verletzungen sind von Messerschnitten und Brandwunden von Zigaretten. Das hätte er sich nicht selbst zufügen können.« Er reichte

Dagný die Blätter und zeigte ihr die entsprechende Stelle. »Die Frau hatte ihn fast so weit, dass er zugegeben hätte, dass es sein Vater war. Sie war ziemlich geschickt, hat ihn aus der Reserve gelockt und dazu gebracht, sich zu öffnen, wenn auch nicht komplett. Die wenigsten können einen so guten Kontakt zu Kindern aufbauen, die Opfer von Gewalt geworden sind. Nur traurig, dass ihre Hartnäckigkeit nichts gebracht hat.«

»Sind da noch mehr Berichte über Bernódus?« Dagný zeigte auf die Papierstapel, die Freyr nach Wichtigkeit sortiert hatte.

»Nein, ich habe mir auch Unterlagen über andere beteiligte Personen besorgt und einiges rausgefunden. Schon komisch, dass niemand eine Verbindung hergestellt hat, aber das liegt wahrscheinlich an dem langen Zeitraum.« Er nahm den niedrigsten Stapel. »Eben habe ich eine Mail von dem Arzt bekommen, der Halla obduziert hat. Ich hatte ihn gebeten zu überprüfen, ob die beiden anderen Klassenkameraden, Jón und Védís, auch Narben in Form von Kreuzen auf dem Rücken hatten. Als Rechtsmediziner kommt er leichter an solche Unterlagen.«

»Und?« Dagný schien bereits zu ahnen, was als Nächstes kommen würde.

Freyr gab ihr einen Ausdruck der E-Mail. »Sie hatten Kreuze auf dem Rücken, und das bedeutet, dass alle fünf Verstorbenen fast genau dieselben Narben hatten wie Halla. Ein großes, in den Rücken geritztes Kreuz. Jón ist allerdings bei einem Brand ums Leben gekommen, so dass die Informationen über ihn nicht vollständig sind, aber bei der Obduktion hat man auf seinem Rücken auch Spuren von Kreuzen gefunden.«

»Verstehe, aber was bedeutet das eigentlich?« Dagný überflog schnell den Text. »Bernódus' Vater ist schon lange tot. Er kann das nicht gemacht haben, oder? Hatten die Leute die Narben schon, als sie noch klein waren? Hat der Kerl außer seinem eigenen Sohn noch mehr Kinder misshandelt?«

»Nein, ich denke nicht. Die Narben sind erst entstanden, als die Opfer schon erwachsen und sogar in reiferem Alter waren. Die Verletzungen, deren Alter man bestimmen konnte, sind alle aus den letzten fünf Jahren. Ich vermute, dass das alles vor drei Jahren angefangen hat.

Ausgeschlossen, dass Bernódus' Vater was damit zu tun hat, der war schon zu lange tot.« Freyr hielt kurz inne. »Es gibt zwei Möglichkeiten:

Entweder hat der Vater seinen Sohn gar nicht misshandelt, sondern jemand anders, der länger gelebt hat, oder jemand hat das Ganze nachgemacht, aber ich habe keine Ahnung zu welchem Zweck. Ich weiß wirklich nicht, wie das abgelaufen sein soll, die Narben sind bei allen über einen längeren Zeitraum entstanden.«

Dagný war skeptisch. »Aber wie soll jemand im ganzen Land Leuten Schnittwunden zugefügt haben, ohne jemals angeklagt zu werden? Sie haben ja nicht alle am selben Ort gelebt. Und wie soll er das gemacht haben? Du hast gesagt, sie waren alle erwachsen, da hätten sich zumindest die Männer wehren können. Ich finde das alles höchst merkwürdig.«

Das war nicht zu leugnen, und Freyr versuchte gar nicht erst, eine vernünftige Erklärung dafür zu finden. »Dieselben Narben wurden auch auf dem Rücken der Klassenlehrerin gefunden, als sie starb«, sagte Freyr und schob Dagný die Kopie des Klassenfotos zu. »Das war ungefähr zehn Jahre nach Bernódus' Verschwinden.«

Das Bild lag einen Moment an der Tischkante, bevor Dagný es in die Hand nahm und betrachtete. »Kann es sein, dass Bernódus überlebt hat und hinter der ganzen Sache steckt? Dass er vielleicht sogar noch am Leben ist?« Gebannt schaute sie auf das Foto und war völlig fasziniert von dem Jungen. Freyr konnte das gut nachvollziehen. Es war ein erschütternder Anblick, vor allem, wenn man die Geschichte des Jungen kannte. »Dann könnte er auch in den Kindergarten eingebrochen sein.« »Das glaube ich nicht.« Freyr schaute aus dem Fenster auf die winterliche Landschaft. »Wo soll er sich denn die ganze Zeit aufgehalten haben? Woher soll er Nahrung und Kleidung haben? In all den Jahren wäre doch garantiert jemand auf ihn aufmerksam geworden. Es sei denn, er hätte einen anderen Namen angenommen und ein ganz anderes Leben geführt, was auch unrealistisch ist, wenn man bedenkt, wie jung er noch war, als er verschwunden ist.« Freyr nahm das Foto wieder entgegen und legte es vor sich. Sie steckten schon wieder in einer Sackgasse. Er beschloss, Dagný von seinem Besuch bei der alten Úrsúla zu erzählen, davon, was sie über den Jungen gesagt hatte, den sie nicht sehen wollte und der verlangte, dass Freyr Benni fand. Als er ihr alles erzählt hatte, schwieg er. Dagný starrte die Unterlagen auf dem Schreibtisch an. Als die Pause unangenehm lang zu werden drohte, ergriff Freyr wieder das

Wort. »Im Moment sehe ich keine andere Möglichkeit als zu warten, bis Úrsúla sich wieder erholt hat, und dann noch mal mit ihr zu reden.

Außerdem sollten wir weiter versuchen, Kontakt zu Lárus aufzunehmen. Er hat meine Anrufe nicht beantwortet, und ich habe inzwischen den Eindruck, dass er gar nicht in Island ist.«

Dagný schaute auf. »Ich kümmere mich darum. Ich denke, es ist an der Zeit, die Kollegen in Reykjavík um Hilfe zu bitten. Hoffentlich kann dieser Lárus uns was dazu sagen.«

Als sich Freyr kurz darauf in der Tür von ihr verabschiedet hatte und sie durch den Flur weggehen sah, fiel ihm die Aufnahme wieder ein, die er gestern Abend mit seinem Handy gemacht hatte. Nach ein paar Klicks fand er sie und lauschte angestrengt.

Zuerst hörte er nur ein dumpfes Summen und seine eigenen unregelmäßigen Schritte, doch dann kam etwas, das er erst richtig erkennen konnte, als er zurückgespult und lauter gestellt hatte. Er hätte den genauen Wortlaut zwar nicht beschwören können, war sich aber ziemlich sicher, dass er so lautete: »Sag die Wahrheit. Dann wirst du mich finden, Papa.« Es handelte sich eindeutig um die Stimme seines Sohnes. Bennis Stimme.

27. Kapitel

Katrín wachte nicht von Schmerzen in ihrem Fuß oder in einem anderen Körperteil auf, sondern war tatsächlich ausgeschlafen. Im ersten Moment konnte sie sich nicht orientieren und blinzelte, während der Traum, der noch vor wenigen Minuten ganz lebendig gewesen war, langsam verblasste. Als sie richtig wach war, blieb nur noch die unangenehme Erinnerung an einen Traum, in dem sie als Lehrerin versagt hatte, die brutale Behandlung eines Schülers ignoriert hatte und dafür zahlen musste. Sie konnte sich nicht mehr an den Schüler erinnern und wusste nicht mehr, ob die Strafe gerecht gewesen war. Im Grunde war sie froh, dass sie aufgewacht war. Eigentlich hätte sie ausgeruht sein sollen, doch ihr Herz schlug so schnell, dass der Traum schlecht ausgegangen sein musste. Katrín drehte sich auf die Seite und blickte zu Líf, die friedlich schlummerte. Aus dem Schlafsack schauten nur ihre Haare und ihre Augenbrauen heraus. Katrín drehte sich auf die andere Seite zu Garðar. Während sie mit ihrem Schlafsack kämpfte, spürte sie, dass etwas nicht stimmte. Als sie den leeren Schlafsack neben sich erblickte, setzte sie sich mit einem Ruck auf. Dabei schoss ein entsetzlicher Schmerz von ihrem Fußrücken in ihre Wade, aber er war nichts im Vergleich zu der Panik, die der leere Schlafsack in ihr auslöste.

Es war so hell im Raum, dass es nicht mehr Nacht sein konnte.

»Garðar!«, rief Katrín mit heiserer Stimme. Keine Antwort. Totenstille im Haus. Putti sprang am Schlafsackende auf die Beine und wirkte genauso verwirrt wie sie. Katrín zwang sich, ruhig zu atmen. Garðar war bestimmt zum Schlafen nach oben gegangen. Ihr schlaftrunkener Geist versuchte vergeblich, sich daran zu erinnern, ob er sie in der Nacht geweckt hatte, damit sie ihn ablöste. Gut möglich, dass Líf alleine Wache gehalten hatte. Katrín drehte sich zu ihr und rüttelte an dem Hügel, der immer noch reglos neben ihr lag. »Líf! Líf! Wach auf!« Aus dem Schlafsack drang undeutliches Murmeln. Katrín rüttelte noch kräftiger an Lífs Schulter. »Wach auf! Garðar ist weg!«

Líf schreckte nicht ganz so abrupt hoch wie Katrín und Putti, aber es fehlte nicht viel. Ihre zerzausten Haare hingen ihr ins Gesicht, sie zwinkerte verwirrt und schob sich mit einer linkischen Bewegung die

Haare aus dem Gesicht. »Wie spät ist es?«

»Keine Ahnung, es ist schon hell.«

»Mann, haben wir lange geschlafen.« Líf gähnte, ohne sich die Hand vor den Mund zu halten, und Katrín sah ihre weißen Zahnreihen. »Wo ist Garðar?« Putti schien die Frage zu verstehen, rannte durchs Zimmer und schnüffelte am Boden. Als er Staub in die Nase bekam, nieste er herzhaft, beendete seine Suche und setzte sich beschämt in die Mitte des Raums.

»Ich weiß nicht, er ist weg.« Katríns Stimme war immer noch heiser, und sie sprach vor Erregung viel zu laut. »Er hat uns letzte Nacht nicht geweckt. Mich jedenfalls nicht.« Ihr kam eine vage Erinnerung, dass Garðar sie angestoßen hatte, aber die verschwand wieder, bevor sie richtig Form angenommen hatte. Vielleicht war das auch in dem Traum passiert, an den sie sich nicht mehr erinnern konnte.

»Mich auch nicht.« Líf schaute sich verwirrt um. »Glaube ich jedenfalls.«

Katrín streckte die Hand nach Garðars Schlafsack aus und strich über das Innenfutter. »Der Schlafsack ist eiskalt, er hat schon lange nicht mehr darin gelegen.« Putti verstand die Botschaft falsch, sprang auf die Füße, wedelte fröhlich mit dem Schwanz und kuschelte sich dann glückselig in den weichen Stoff des Schlafsacks.

»Vielleicht ist er draußen und arbeitet an der Terrasse. Oder macht Frühstück.« Líf blieb sich selbst mal wieder treu: Bei dem Gedanken, dass jemand sie verwöhnte, wurde sie sofort fröhlich.

»Er hat nicht auf mein Rufen geantwortet, er kann nicht in der Küche sein. Und du hörst doch selbst, dass draußen niemand arbeitet.« Katrín versuchte, ihren Ärger im Zaum zu halten. Wenn schon jemand verschwinden musste, warum dann nicht Líf? »Vielleicht ist er auch rüber zum Arzthaus gegangen, um was zu holen.«

Erst jetzt spürten sie, wie kalt es im Raum war, und Líf zog den Schlafsack wieder hoch zu ihren Schultern. Katrín tat es ihr nach, und so saßen sie eine Weile, ohne etwas zu sagen, und hofften still, auf der Terrasse Schritte zu hören. Doch das Einzige, was an ihre Ohren drang, war das leise Rauschen des Flusses.

»Sollen wir raus und ihn suchen?«, fragte Líf schließlich, sah Katrín mit angsterfülltem Gesicht an, wurde aber sofort wieder zuversichtlich.

»Vielleicht ist er zum Strand gegangen, weil er ein Boot gesehen hat!« Obwohl Katrín das nicht glaubte, war sie froh über die Erklärung, wie unwahrscheinlich sie auch sein mochte. Sie biss die Zähne zusammen und stand umständlich auf, um ihren Fuß zu schonen. Das heftige Pochen in dem geschwollenen Fußrücken wurde mit jeder Minute stärker. Der Fuß war das Einzige an ihrem Körper, das richtig heiß war. Katrín machte sich schon keine Gedanken mehr darüber, ob er gebrochen war, sondern nur noch darüber, wie schlimm er gebrochen war. Am Ende schaffte sie es, aus dem Schlafsack zu krabbeln und auf einem Bein zu ihrem Anorak zu hüpfen, den sie gestern Abend in eine Ecke gelegt hatte. Zum Glück hatte sie ihre Hose wegen des Fußes nicht ausgezogen, sie hätte sie jetzt unmöglich wieder anbekommen, da die Schwellung viel größer geworden war. Katrín schlüpfte in ihren Anorak und stützte sich auf dem Weg zur Tür an der Wand ab. Am liebsten hätte sie jedes Mal, wenn sie versuchte, mit dem verletzten Fuß aufzutreten, laut aufgeschrien. Putti spürte es oder las es an ihrem verzerrten Gesicht ab, sprang von Garðars Schlafsack auf und kam zu ihr, um ihr zu helfen. Als Líf merkte, dass sie alleine zurückbleiben würde, schoss sie hoch und zog sich hastig an. Sie verbreitete eine solche Hektik, dass Katrín ganz schwindelig wurde. Sie hielt sich am Türrahmen fest, um nicht von Líf über den Haufen gerannt zu werden. Sogar Putti wich sicherheitshalber zur Seite. Als Líf wieder etwas entspannter war, hüpfte Katrín auf einem Bein vor ihr her, fest entschlossen, Garðar darum zu bitten, ihr eine Krücke zu basteln, sobald er zurück wäre.

Die Küche war leer, und obwohl Katrín das eigentlich vorher gewusst hatte, war sie furchtbar enttäuscht, Garðar nicht bei der Vorbereitung des Frühstücks zu sehen. Die Luft war stickig und eiskalt, noch kälter als in der Stube. Auf dem Küchentisch war genau dasselbe wie gestern Abend: ein Kerzenständer, Streichhölzer und ein Pillengläschen. In der Spüle wartete ein Stapel schmutziges Geschirr geduldig darauf, dass jemand Teller, Tassen und Gläser notdürftig im Bach abspülte. Aber das würde wohl noch etwas dauern. Katrín hatte sich noch nicht genauer umgesehen, als Líf in die Tür trat und auf die kaputten Bodendielen zeigte.

»Guck mal!« Sie tippte Katrín auf die Schulter. »Garðar hat angefangen, das zu reparieren. Vielleicht holt er gerade Werkzeug oder Holz.«

Katrín drehte sich um und betrachtete die Spuren der nächtlichen oder morgendlichen Reparatur. Sie konnte sich nicht entsinnen, Garðar beim Einschlafen herumfuhrwerken gehört zu haben oder davon wach geworden zu sein. Deshalb hüpfte sie zu der kaputten Stelle, um vielleicht etwas zu entdecken, das auf Garðars Verbleib schließen ließ – das war zwar absurd, aber ihr fiel einfach nichts Besseres ein. Sie stützte sich an der Wand ab und beugte sich vor, um den betreffenden Teil des Bodens genauer unter die Lupe zu nehmen. Überraschenderweise folgte Putti ihr nicht, sondern bezog neben Líf Stellung.

»Siehst du Schimmel? Vielleicht hat sich Garðar vergiftet und ist rausgerannt, um sich zu übergeben«, sagte Líf angsterfüllt. »Ich hab euch doch gesagt, ihr sollt das nicht tun. Ich habe es gesagt.«

Es war kein furchteinflößender Schimmel zu sehen, aber unter den Bodenbrettern, die entfernt worden waren, befand sich ein weiterer, wesentlich älterer Boden. »Hier ist kein Schimmel.« Vorsichtig richtete sich Katrín wieder auf. »Ich bräuchte eine Kerze, um besser sehen zu können.« Sie verzog das Gesicht. »Aber es riecht abartig, wahrscheinlich, weil der Hohlraum lange verschlossen war und jetzt geöffnet wurde.« Sie achtete darauf, nicht tief in die Lungen einzuatmen. Womöglich wimmelte es von Bakterien, gegen die moderne Menschen keine Abwehrkräfte hatten, Garðar eingeschlossen.

»Aber das ist doch gar nicht so lange her, Katrín. Der Vorbesitzer hat den neuen Boden doch drübergelegt, weißt du nicht mehr? Das war erst vor drei Jahren«, entgegnete Líf und rückte so weit wie möglich von der Stelle ab. »Wenn es stinkt, dann kommt das vom Schimmel. Auch wenn du keinen siehst, kann welcher da sein.«

Anstatt weiter darüber zu diskutieren, entfernte sich Katrín von der Wand und der halbfertigen Reparatur. Sie würde Garðar nicht unter den Bodendielen finden. Putti begrüßte sie stürmisch, als sie bei Líf angekommen war, und führte sich auf, als hätte er sie tagelang nicht gesehen. Unter normalen Umständen hätte sie das lustig gefunden, aber jetzt war sie in Gedanken ganz woanders.

»Garðar!«, rief Katrín, so laut sie konnte. Keine Antwort. »Vielleicht ist er oben und schläft. Schaust du mal nach, Líf?«

»Ich soll da raufgehen? Aber die Isomatten und Schlafsäcke sind doch unten. Außerdem hätte er geantwortet, wenn er oben wäre.« Líf war

anzusehen, dass sie sich hartnäckig weigern würde, alleine ins Obergeschoss zu gehen. »Bei dem Geschrei wäre er garantiert aufgewacht.«

Katrín holte tief Luft und zählte im Geiste bis zehn. »Nicht unbedingt, Líf, du bist auch nicht aufgewacht, als ich eben gerufen habe. Außerdem war er wahrscheinlich die ganze Nacht wach, er hat uns ja nicht geweckt, damit wir ihn ablösen. Und wenn er auch noch die halbe Nacht den Boden repariert hat, ist er bestimmt im Tiefschlaf.«

»Und wenn er nicht oben ist? Ich will nicht alleine hoch. Kannst du nicht gehen oder zumindest mitkommen?«

»Ich schaffe es kaum von einem Raum in den nächsten. Wie soll ich denn da die Treppe raufkommen? Glaub mir, ich würde gehen, wenn ich könnte«, antwortete Katrín, obwohl sie wusste, dass das nicht reichen würde, um Líf davon zu überzeugen aufzugehen. »Okay, ich komme mit und stelle mich unten an die Treppe, von da kann ich dich sehen. Du musst nur die Türen aufmachen und einen Blick in die Zimmer werfen. Putti kann mitgehen, wenn dir das lieber ist.«

»Und wenn wir uns beide unten an die Treppe stellen und ganz laut brüllen? Wenn Garðar dann nicht antwortet, ist er nicht oben.«

»Und wenn er nicht antworten kann? Wenn er ohnmächtig ist oder so? Was dann?«

Am Ende ließ sich Líf überreden, ins Obergeschoss zu gehen, während Katrín sie von der Treppe aus beobachtete und ihr gut zuredete. Líf nahm Putti mit, musste ihn aber festhalten, da er auf jeder Stufe versuchte, umzudrehen und zurück zu Katrín zu laufen.

»Mach die Tür auf, es passiert nichts«, sagte Katrín aufmunternd, musste sich aber eingestehen, dass sie auch nicht an Lífs Stelle sein wollte. Im Treppenaufgang gab es kein Fenster, und es war dunkel und unheimlich. Katrín hätte besser eine Kerze mitgenommen.

»Garðar?«, rief Líf mit brüchiger Stimme, die noch nicht mal den leichtesten Schlaf gestört hätte. »Bist du da?« Sie drückte die Türklinke nach unten und stieß die erste Tür auf. Putti starrte runter zu Katrín und verstand überhaupt nicht, warum er nicht bei ihr sein durfte. Erleichtert drehte sich Líf um. »Nichts.« Dann ging sie zur nächsten Tür und wiederholte das Spiel. Wieder nichts. Die dritte und letzte Tür war zu weit hinten im Flur, als dass Katrín sie noch sehen konnte. Als Líf das

merkte, ging sie zurück und blieb auf der obersten Treppenstufe stehen. »Ich mache die Tür nur auf, wenn ich dich sehen kann«, sagte sie und wollte wieder runterkommen. »Das ist kein Scherz, ich mache es nicht.« Katrín stöhnte und griff nach dem Geländer. Mühevoll schleppte sie sich auf der Treppe so weit nach oben, bis sie die dritte Tür sehen konnte, die in das Zimmer führte, in dem sie am Anfang geschlafen hatten. »Versuch es jetzt. Ich kann dich gut sehen.«

Líf drehte sich um und ging durch den Flur, schaute aber zweimal zurück, um sich zu vergewissern, dass Katrín sie noch sehen konnte. Vor der Tür blieb sie zögernd stehen und warf Katrín, die sie mit einer Handbewegung zur Eile antrieb, einen ängstlichen Blick zu. Dann fasste sie Mut und öffnete forsch und zielstrebig die Tür – was angesichts des darauffolgenden Schrecks fast lächerlich wirkte. Líf ließ den Hund urplötzlich fallen, Putti landete unsanft auf den Pfoten und rannte sofort zu Katrín.

»Was ist denn?«, rief Katrín und wollte sich weiter die Treppe hinaufschleppen. »Ist es Garðar?« Sie spürte, wie sich in ihren Augenwinkeln heiße Tränen bildeten, während ein Teil ihres Gehirns alle möglichen Bilder von ihrem Mann in dem abweisenden, eiskalten Zimmer produzierte.

»Nein, nein, es ist nicht Garðar.« Líf kehrte der Tür den Rücken, lief mit großen Schritten durch den Flur und zwei Treppenstufen auf einmal nehmend runter zu Katrín. Dort hängte sie sich zitternd an sie, während Katrín versuchte, das Gleichgewicht zu halten, und sich an der Wand abstützte. Sie wollte nicht schon wieder die Treppe runterstürzen, auch wenn der Fall diesmal nicht so tief wäre. »Da ist niemand, ich schwöre es«, flüsterte Líf, und Katrín starrte sie mit offenem Mund an. »Der ganze Boden ist mit diesen scheiß Muscheln übersät, und ich hab jemanden atmen gespürt.« Líf musterte Katrín irritiert, da sie nicht sofort in Panik ausbrach. »Als wir gestern Abend die Schlafsäcke geholt haben, war da nichts. Nicht eine Muschel. Und das mit dem Atmen bilde ich mir nicht ein, ich hab den ekelhaften Geruch immer noch in der Nase.« Líf spähte in den Flur, und als sie den Kopf drehte, nahm Katrín einen fauligen Geruch an ihr wahr. »Ist das ein schlechter Scherz von Garðar? Hat er sich versteckt, um unsere Reaktion zu testen?«

»Nein«, antwortete Katrín. Sie wusste genau, dass das nicht sein konnte.

Garðar würde niemals am Strand Muscheln sammeln, um sie zu erschrecken, schon gar nicht mitten in der Nacht, wenn er todmüde war. Und es gab noch etwas anderes, das ihr sagte, dass Garðar nichts damit zu tun hatte: eine leise, traurige Stimme in ihrem Inneren. Garðar war weg, für immer, und sie würde ihn nie wiedersehen.

Als sie das Haus verlassen hatten, um draußen nach Garðar zu suchen, war die Stimme nicht mehr ganz so eindringlich. Líf stützte Katrín, aber sie kamen trotzdem nur langsam voran und merkten schnell, dass sie niemals die gesamte Umgebung durchkämmen konnten. Sie entdeckten Spuren im Schnee, die von der Terrasse Richtung Meer führten, an einer Stelle, die bisher keiner von ihnen benutzt hatte. Die Spuren waren relativ frisch und mussten von Garðar stammen. Nachdem sie vergeblich beim Haus gesucht hatten, beschlossen sie, den Spuren wenigstens ein Stück zu folgen. Dabei rief Líf immer wieder laut und schrill Garðars Namen, bis Katrín sie bat aufzuhören. Die Stille nach den Rufen war unerträglich und wurde mit jedem Mal schlimmer. Katrín war völlig erschöpft, als sie auf eine weitere Spur stießen, die ganz plötzlich auftauchte, so als sei ihr Verursacher vom Himmel gefallen und neben Garðar gelandet. Putti schnupperte daran, wich aber sofort leise winselnd zurück.

»Komm, Líf. Wir gehen zurück ins Haus und schließen uns ein.« Die Stimme in Katríns Innerem wurde stärker. Immer wieder dieselbe Litanei, bis ihr schwindelte. *Garðar kommt nicht zurück.* Weit draußen über dem Meer zogen drei Möwen ihre Kreise und stürzten sich ins Wasser auf ihre Beute. Katrín wurde das schreckliche Gefühl nicht los, dass Garðar dicht unter der Wasseroberfläche trieb und die Seevögel seine Überreste verschlangen.

Fassungslos starrte sie die Spuren an und sah, wie eine Träne von ihrer Wange tropfte. Sie landete im Schnee, genau zwischen den beiden Fußabdrücken eines barfüßigen Kindes.

28. Kapitel

Am schwarzen Himmel tanzten die Nordlichter. Der breite Streifen vergrößerte und verdichtete sich in lebhaften Bewegungen aufgrund von Kräften, die Freyr nicht erklären konnte. Zeitweise schienen sie vom einen Ende der Welt bis zum anderen zu reichen. Manchmal umspielte eine fahlrote Welle den Streifen, doch die grünen Farbnuancen herrschten vor und fesselten Freyrs Aufmerksamkeit.

Er befand sich in der Nähe des Hafens, in Neðstakaupstaður, dem ältesten Teil der Stadt, der seinen Ursprung dänischen Monopolhändlern in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zu verdanken hatte. Die meisten Häuser stammten aus jener Zeit, und wenn man einzelne moderne Elemente ausklammerte, hätte Freyr ein armer Bauer sein können, der dem Kaufmann seine Waren lieferte. Er saß auf einem großen Stein vor dem Tjöruhús, einem gemütlichen Restaurant in einem wiederhergerichteten alten Lagerhaus, das eher dänisch als isländisch aussah. Freyr hatte vor der Winterpause des Restaurants nur einmal dort gegessen, würde aber bestimmt als einer der Ersten im Frühling wieder anklopfen. Es war einer seiner ersten Abende in Ísafjörður gewesen. Zwei Kollegen aus dem Krankenhaus hatten vorgeschlagen, gemeinsam dort zu essen, um sich ein bisschen besser kennenzulernen. Freyr war so mit seinem köstlichen frischen Fisch beschäftigt gewesen, dass er nicht viel zur Unterhaltung beigetragen hatte, außer das Essen zu loben. Die beiden Kollegen hatten sich nie wieder am Feierabend mit ihm verabredet, was ihm eigentlich ganz recht war. Freyr hatte nicht viel gemeinsam mit diesen Familienvätern, die ein Leben nach der Arbeit besaßen.

Doch es war nicht die Erinnerung an eine leckere Mahlzeit, die ihn nach Neðstakaupstaður geführt hatte. Er war bei einem ziellosen Spaziergang zufällig auf diesen altherwürdigen Platz gestoßen, war vielleicht unbewusst hingelaufen, weil dort nur so wenige Leute unterwegs waren und er in Ruhe nachdenken und zu sich kommen konnte.

Unglaublicherweise hatte er es geschafft, seinen Arbeitstag zu beenden, ohne einen Fehler zu machen. Seine Hände hatten so gezittert, dass ihm die einfachsten Handgriffe schwergefallen waren, und er hatte sich kaum

auf Gespräche konzentrieren können. Die Handyaufnahme hatte ihn völlig aus dem Konzept gebracht. Jetzt konnte er den Vorfall nicht mehr auf Verhören, Stress oder Einbildung schieben. Doch die Aufnahme allein hatte ihn nicht überzeugt. Deshalb war er in den Flur geeilt, als er gehört hatte, wie der Hausmeister die kaputte Glühbirne auswechselte, und hatte den erstaunten Mann gebeten, ihm zu sagen, was er auf der Handyaufnahme hörte.

»Sag die Wahrheit. Dann wirst du mich finden, Papa«, antwortete der Mann. Freyr war so schockiert, dass ihm der neugierige Gesichtsausdruck des Hausmeisters völlig egal war. Das war die Bestätigung, dass er sich nicht verhört hatte, und es spielte keine Rolle, ob der Klatsch über den seltsamen, eigenbrötlerischen Psychiater aus Reykjavík in der Cafeteria wieder losgehen würde.

Mit dem Mobiltelefon in der Hand starrte Freyr die Nordlichter an, die sich noch weiter ausgebreitet hatten und sich jetzt über einen Großteil des Himmelsgewölbes erstreckten. Merkwürdigerweise gefiel ihm das Grün, obwohl er sich noch nie viele Gedanken über Farben gemacht und noch nicht einmal eine Lieblingsfarbe hatte. Doch das grünliche Flackern am Himmel fesselte ihn, und zum wiederholten Mal an diesem Tag löste die Farbe eine altvertraute Trauer in ihm aus. Trauer über das, was vorbei war, und über das, was hätte sein können. Freyr verdrängte jegliches Wunschdenken, das nie zu einem Ergebnis führen würde, und fragte sich, warum es ihm plötzlich so schwerfiel, seinen eigenen Rat zu befolgen, den er Patienten gab, die in diesem Wunschdenken feststeckten. *Was wäre passiert, wenn ich dieses oder jenes gemacht hätte ... ?* Bisher hatte er solche Gedanken problemlos in Schach halten können. Er war realistisch genug, um zu wissen, dass es die Lage nicht verbessert hätte, wenn er damals Sara gegenüber ehrlich gewesen wäre. Zu ihrer Trauer wäre auch noch blanke Wut hinzugekommen, was alles nur noch schlimmer gemacht hätte. Die Wahrheit hätte nichts an Bennis Schicksal geändert. Es war für ihn nicht vertretbar gewesen, Sara noch mehr Schmerzen zuzufügen und Gefahr zu laufen, dass sie den Kontakt zu ihm abbrach. Das hätte sogar dazu führen können, dass er von seinem Arbeitgeber abgemahnt oder gekündigt worden wäre.

Mit dieser Argumentation hatte er seine Unehrlichkeit fast drei Jahre lang vor sich selbst gerechtfertigt. Doch nachdem er die Aufnahme

gehört hatte, klangen diese schwachen Argumente nicht mehr so überzeugend, und er hatte Gewissensbisse bekommen. Wahrscheinlich interpretierte er viel zu viel in die leise Stimme aus dem schlechten Aufnahmegerät des Handys hinein, dennoch war er davon überzeugt, dass sein Sohn wollte, dass er reinen Tisch machte. Vielleicht hatte Bennis merkwürdige Botschaft den Zweck, Sara zu helfen und das Weiterleben für sie erträglich zu machen. Und dafür musste Freyr ihr die Wahrheit sagen.

In diesem Moment klingelte das Handy, und Freyr ging ran, ohne aufs Display zu schauen. Völlig fasziniert betrachtete er das Grün am Himmel, das sich weigerte, lange genug vor seinen Augen stillzustehen, damit er begriff, welche Bedeutung es hatte und welche Erinnerung es in ihm wachrief. »Hallo?«

Am anderen Ende der Leitung war Dagný. »Lárus ist tot.« Sie wartete darauf, dass Freyr etwas entgegnete, und sprach weiter, als er schwieg. »Man hat ihn in seiner Wohnung gefunden. Die Polizei in Reykjavík hat mich angerufen und mir Bescheid gegeben.«

»Was ist passiert?« Freyr schloss die Augen, um sich von dem Schauspiel am Himmel loszureißen und auf das Gespräch zu konzentrieren.

»Das wissen sie noch nicht, sieht so aus, als hätte er Gift getrunken. Vielleicht aus Versehen, vielleicht absichtlich, aber das ist unwahrscheinlich.«

»Weiß man, um welches Gift es sich handelt?« Die Frage war im Grunde nicht wichtig, aber Freyr brauchte Zeit, um die Neuigkeit zu verdauen und sich zu sammeln.

»Danach habe ich nicht gefragt. Morgen kriege ich bestimmt nähere Infos. Ich bin nicht ins Detail gegangen, als ich die Kollegen gebeten habe, Lárus aufzusuchen, ich habe nur gesagt, es ginge um einen alten Fall, zu dem er möglicherweise was sagen könnte, er hätte nicht auf unsere Anrufe reagiert. Ich musste das nicht näher erläutern.«

»Hatte er Narben auf dem Rücken?«

»Weiß ich nicht, das wird wohl noch ans Licht kommen.« Dagný seufzte leise. »Die werden mich ganz schön löchern.«

Freyr hatte dem nichts hinzuzufügen, er war nicht in der Lage zu besprechen, was das bedeutete, ob nun sämtliche Spekulationen über die

Verbindungen zwischen dem todgeweihten Freundeskreis und dem Verschwinden seines Sohnes damit aus der Welt wären. Jetzt war niemand mehr da, der ihnen aus erster Hand etwas über früher erzählen konnte, und sie mussten der Sache nicht weiter nachgehen. Vielleicht war es ja besser so. Bevor Freyr in den Fall hineingezogen worden war, hatte er sich eigentlich ganz gut gefühlt und seinen Alltag ohne nennenswerte Schwierigkeiten bewältigt. Und jetzt befand er sich wieder fast in derselben emotionalen Achterbahn wie nach Bennis Verschwinden.

Er verabschiedete sich kurz angebunden und klang dabei so gedankenverloren, dass Dagný nachfragte, wie es ihm gehe, bevor sie auflegte. Doch anstatt sich zu öffnen und ihr von der Aufnahme zu erzählen, ging er nicht näher darauf ein und sagte nur, er sei müde. Er fühlte sich einfach nicht imstande, die jüngsten Ereignisse so wiederzugeben, dass sie ihn nicht für völlig verrückt hielt. Er musste damit warten, bis er ihr das Handy zeigen und ihr Bennis schwache Stimme vorspielen konnte. Eine Stimme, die Freyr aufgenommen hatte, obwohl es keine Stimmbänder und keine Zunge und kein zentrales Nervensystem gab, das die Worte bilden konnte. Aber am Himmel gab es auch nichts Sichtbares, das die Nordlichter einschaltete. Wie konnte er darüber urteilen, was möglich war und was nicht?

Um sicher zu sein, für den Rest des Abends seine Ruhe zu haben, schaltete Freyr das Handy auf stumm, bevor er es in die Jackentasche steckte. Trotz seiner melancholischen Stimmung musste er über diese unsinnige Maßnahme lächeln – nach der Arbeit rief ihn sowieso fast niemand außer Sara an. Aber er ging lieber auf Nummer sicher. Freyr stand auf und schaute ein letztes Mal zum Nordlicht, bevor er sich auf den Heimweg machte, immer noch davon überzeugt, dass das Grün irgendwie wichtig war. Sehr wichtig.

Die Gegend war völlig ausgestorben. Er war wegen der Ruhe hergekommen, aber auf einmal fand er es unheimlich, keine Menschen zu sehen. Bei jedem Atemzug stieß er weiße Wölkchen aus, die sich schnell wieder auflösten, doch in den wenigen Sekundenbruchteilen, die sie vor seinen Augen schwebten, meinte Freyr Bewegungen an Stellen zu sehen, an denen niemand war. Er beschleunigte seinen Schritt, ließ sich aber nicht dazu hinreißen zu laufen. Flucht war ein Zeichen dafür,

dass er die Situation nicht mehr im Griff hatte. Was hatte er schon zu befürchten? Wenn sich das Unglaubliche als richtig herausstellte und Bennis Geist ihn heimsuchte, dann konnte das doch nur gut sein. Benni war sein Kind, ob lebendig oder tot. Freyr gab nicht viel auf das Gerede dieses Mediums, dass die Toten mit der Zeit böse würden. Und selbst wenn es so wäre, was könnte dann schlimmstenfalls passieren? Dass er sterben würde? Freyr sehnte sich nicht nach dem Tod, hatte aber auch keine richtige Angst davor, sein Leben war nichts Besonderes und seine Zukunft nicht sehr verlockend. Diese einfache Tatsache brachte ihn dazu stehen zu bleiben. Er schaute in die vor ihm liegende Gasse; die Straßenbeleuchtung und das mysteriöse Licht am Himmel schafften es nicht, sie zu erhellen, und die Laternen warfen lange Schatten auf den Asphalt, so als wiesen sie ihm den kürzesten und zugleich riskantesten Weg nach Hause.

Beim Lachen einer einsamen Mantelmöwe zuckte Freyr zusammen. Sein Herz klopfte dumpf in seiner Brust, und er atmete bewusst langsamer, um sich zu beruhigen. Dann hörte er aus der düsteren Gasse ein Kichern. Er stand wie angewurzelt da und hielt Ausschau nach einer Bewegung, sah aber nur die stummen Häuser, die einander mit schwarzen Augen anstarrten. Freyr verfluchte sich selbst, die Ruhe gesucht zu haben, und wünschte sich, er wäre durch die Innenstadt gegangen. Wieder ertönte ein unterdrücktes Kichern, diesmal deutlicher. Es klang freudlos, boshaft und schadenfroh. Obwohl Freyr überhaupt nicht in der Lage war, Bennis Lachen zu beschreiben, wusste er, dass das nicht sein Sohn sein konnte. Benni hatte in seinem kurzen Leben niemals so gelacht oder ein so gehässiges Geräusch von sich gegeben. Freyr schaute nach rechts und links und überlegte, ob er die dunkle Gasse meiden und am Meer entlanggehen oder die nächste Straße nehmen sollte, die wesentlich breiter und heller war. Er rechnete nicht damit, überfallen zu werden, wollte sich aber auch nicht dem Ursprung dieses Lachens nähern. Ohne weiter darüber nachzudenken, wählte er den Weg am Meer entlang, bog nach rechts und ging langsam los.

Das Plätschern der Wellen begrüßte ihn freundlich, als er sich dem Deich näherte, und er war über jeden Schritt froh, der ihn näher zu diesem angenehmen Geräusch brachte und von der Gasse entfernte. Er ging schneller und brachte sich auf andere Gedanken, indem er schätzte, wie

viele Schritte er noch vom Deich entfernt war. Das Ergebnis schwankte – aber wenigstens dachte er unterdessen an etwas anderes. Dann hörte er das Kichern erneut. Diesmal schien es von einem kleinen Motorboot zu kommen, das in der Nähe zur Reparatur auf einem Gestell lag und auf den Frühling wartete. Das Geräusch war deutlicher als vorher, die Stimme hell und klar wie bei einem Kind. Aber gewiss kein normales Kind. Freyr vergaß die kalkulierte Anzahl von Schritten, blieb stehen und musterte die Gegend um das Motorboot. Keine Seele unterwegs. Er bückte sich und suchte unter dem Boot nach Füßen, sah aber keine. Wenn das Lachen von dort gekommen war, musste sich die Person im Boot verstecken. Freyr schoss der Gedanke durch den Kopf, dass es sich vielleicht um einen Streich handelte, um irgendwelche Kinder, die den merkwürdigen Typen aus Reykjavík, der seinen Sohn verloren hatte, an der Nase herumführen wollten. Vielleicht waren diese verdammten Blagen auch durchs Krankenhaus gelaufen. Bevor er wusste, was er tat, war Freyr schon auf das Motorboot zugeeilt und wurde nicht langsamer, als das abartige Kichern erneut ertönte.

Als er neben dem Boot stand, stellte er fest, dass es höher war, als er gedacht hatte, und man gar nicht so leicht hineinkam. Er hielt sich am Bootsrand fest und spähte über das Deck, sah aber nur rostiges Eisen, verrottete Taue und Fischernetze, die so verwickelt waren, dass sie den Fischen nicht mehr gefährlich sein konnten. Er ging um das Boot herum und klopfte dagegen, um das Kind oder die Kinder aufzuschrecken. Mit seinem bloßen Knöchel verursachte er ein tiefes, hohles Klopfgeschall. Doch kein Kopf schoss nach oben und niemand gab sich zu erkennen, nur gelbe Farbsplinter fielen auf die Erde. Der Name und die Kennziffer des Boots waren noch zu erkennen: Gígja Ólafsdóttir ÍS 127. Endlich erzeugte das Klopfen eine Reaktion: Das Lachen wiederholte sich, diesmal eindeutig im Schiffsrumpf. Das reichte, damit Freyr zu der Stelle hechtete, an der die Reling am niedrigsten war, und sich aufs Deck schwang.

Das Erste, was ihm auffiel, war der intensive Meeresgeruch. Hier war alles so durchtränkt von Meerwasser und Gischt, dass das Boot viele Jahre an Land liegen musste, um den Geruch wieder loszuwerden. Vielleicht stammte er auch von den Pfützen, die überall an Deck waren und im Mondlicht schimmerten. Freyr konnte seinen Blick nicht von

ihnen abwenden. Es war so kalt, dass die flachen Pfützen, selbst wenn es Meerwasser war, eigentlich hätten gefroren sein müssen. Wahrscheinlich stammten sie von der Person, die sich an Bord befand. Das Deck knirschte unter Freyrs Schritten, und er hoffte inständig, dass dem Rotzbengel das Herz in die Hose rutschte, aus Angst, entdeckt zu werden. Aber was sollte er machen, wenn er den Kleinen geschnappt hatte? Wahrscheinlich würde er ihn an der Jacke aus seinem Versteck zerren, ihn fragen, was zum Teufel er da machte, und ihn kräftig schütteln, bevor er ihn wieder losließ und völlig verschreckt nach Hause laufen ließ. Er musste nur aufpassen, nicht die Kontrolle zu verlieren und das Kind für die Ungerechtigkeit der letzten Jahre zu bestrafen. Die Versuchung war groß.

Obwohl das Lachen seinen Ursprung unter Deck hatte, beschloss Freyr, erst in das kleine Steuerhaus zu schauen, um sicherzugehen, dass kein Zeuge in der Nähe war, während er dem Bengel die Leviten las. Aber dort war zum Glück niemand, und Freyr drehte sich zu der Holzluke vorne im Steven. Dabei trat er so fest wie möglich auf, um seine Schritte, die in dem geschlossenen Raum unter Deck echoen mussten, noch furchteinflößender zu machen. Er wartete einen Moment, um die Spannung zu erhöhen, bevor er sich daran machte, die Luke anzuheben. Freyr kniete sich hin und packte den Griff. Seine Finger hatten ihn noch nicht umschlossen, als das Kichern erneut ertönte, diesmal direkt unter der Luke. Es klang so, als versuche das Kind sein Lachen zu unterdrücken. Es schien überhaupt keine Angst zu haben, sondern sich köstlich zu amüsieren, wobei der Tonfall wie zuvor gemein und freudlos war. Freyr fand das Geräusch so unangenehm, dass er den Griff sofort wieder losließ. Dann verließ ihn der Mut. Doch sobald er nicht mehr von blinder Wut angetrieben wurde, übernahm die Vernunft das Ruder, und Freyr starrte den Riegel auf der Luke an. Er war außen. Wer auch immer sich da unten befand, musste durch diese Öffnung geklettert sein. Freyr drehte sich um, sah aber keinen anderen Eingang.

»Mach auf.«

Freyr erstarrte. Es war eine Kinderstimme, aber nichts an ihr erinnerte an Benni.

»Willst du verstecken spielen?«

Freyrs Atem ging so schnell, dass er nicht mehr wusste, ob er ein- oder

ausatmete. Er sprang auf die Füße, stand wie angewurzelt da und starrte die Luke an. Als er einen Schritt nach hinten machte, vibrierte der Holzboden und die Stimme wiederholte: »Mach auf. Lass uns verstecken spielen.« Dann setzte das Kichern wieder ein und verfolgte Freyr, als er über die Reling sprang, war ihm auf den Fersen, als er sich im Schnee wieder hochrappelte, und verfolgte ihn, als er den ganzen Weg in die Stadt rannte. Er wurde erst langsamer, als er in der Innenstadt angekommen war und nach Luft rang; das Echo in seinem Kopf war verschwunden. Was hatte Saras hellsichtige Freundin gesagt? Dass er in Gefahr wäre? Freyr zweifelte nicht mehr daran, und plötzlich war es ihm egal, wenn er auf eine Katastrophe zusteuerte. Er nahm Kurs auf das Krankenhaus, entschlossen, jeden Papierschnipsel, jeden Bericht und jedes Detail durchzusehen, das ihm helfen konnte, das Rätsel zu lösen und seinen Sohn zu finden. Er nahm das Handy und wählte die Nummer seiner Exfrau. Ohne sich zu entschuldigen, dass er so spät noch anrief und so atemlos war, kam er direkt zum Thema: »Du musst mir die Unterlagen aus dem Computer schicken, die die Polizei uns nach Bennis Verschwinden ausgehändigt hat. Alles, auch die Aufnahmen von der Tankstelle. Verteil sie auf mehrere E-Mails, es sind große Dateien, die kommen in einer Mail nicht durch.«

»Ich bin nicht blöd, Freyr. Ich kann E-Mails schicken.«

Freyr atmete entschlossen durch die Nase aus. »Ich muss dir noch was sagen, Sara. Ich hab nicht im Krankenhaus gearbeitet, als Benni verschwunden ist. Ich war mit einer anderen Frau zusammen. Deshalb bin ich so spät gekommen. Du willst bestimmt nicht hören, wie furchtbar leid mir das tut, aber ...«

Sara legte auf. Und Freyr betete zu Gott, dass sie die Unterlagen trotzdem schicken würde.

29. Kapitel

Es half Katrín, dass Líf so ein Nervenbündel war. Solange sich alles darum drehte zu verhindern, dass sie völlig ausflippte, kam Katrín auf andere Gedanken und konnte die erstickende Schwermut verdrängen. Am liebsten wäre sie in ihren Schlafsack gekrochen, hätte ihn sich über den Kopf gezogen und auf das Schlimmste gewartet. Sie zweifelte keinen Moment daran, dass ihnen Übles bevorstand. Das zehrte zwar an ihrer Kraft, hatte aber den Vorteil, dass ihr keine unrealistischen Erwartungen in die Quere kamen. Es war merkwürdigerweise tröstlich zu wissen, dass sie der Katastrophe, die hinter der nächsten Ecke lauerte, aufrecht entgentreten würde – sie war zwar angeschlagen, aber noch nicht am Ende. Allerdings hatte sie auch keine andere Wahl. Eine von ihnen musste einen klaren Kopf bewahren, und Líf kam dafür nicht in Frage. Geschweige denn Putti, der sich der Trübsal ergeben hatte und fast den ganzen Tag zusammengekringt auf Garðars Schlafsack schlief. »Wir müssen was essen«, sagte Katrín und setzte sich auf der Isomatte zurecht. Ihr Fuß störte sie immer weniger, die Schmerzen waren zwar noch genauso stark, aber sie hatte sich daran gewöhnt, und die Tabletten halfen ein wenig. Katrín beschlich der Verdacht, dass das ein schlechtes Vorzeichen war. Unter normalen Umständen hätte sie es viel bedrohlicher gefunden, nicht sofort in ärztliche Behandlung zu kommen, als etwas Unerklärlichem zum Opfer zu fallen. »Hast du keinen Hunger?« Seit sie aufgewacht waren, hatten sie noch nichts gegessen; der Tag war einfach vergangen, ohne dass sie hungrig geworden wären. Jetzt war schon wieder Abend. Katrín hatte keinen Appetit, wusste aber, dass es unvernünftig war, mit leerem Magen ins Bett zu gehen. Sie hatte Angst davor, mitten in der Nacht hungrig wach zu liegen und sich in der Dunkelheit alleine durch die Küche tasten zu müssen. Das war undenkbar.

Líf starrte auf die offene Tür, so als wolle sie jemanden ansprechen, der dahinter stünde. »Wird man dafür bestraft, wenn man etwas Böses getan hat?« Ihre zitternden Hände spielten mit dem krumpeligen Zigarettenpäckchen. Es war nur noch eine Zigarette übrig.

»Was redest du denn da?« Katrín machte Anstalten, sich auf die Beine

zu wuchten. So wie sie Líf kannte, würde sie ihr folgen. »Manche bekommen ihre gerechte Strafe, andere nicht. Mein Bauch sagt mir, dass diese Situation nichts mit unseren alten Sünden zu tun hat, falls du das meinst. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir so was Abartiges auf dem Gewissen haben, um das zu verdienen.« Ihre angegriffenen Nervenenden schickten die verzweifelte Botschaft an ihr Gehirn, sie solle sich ruhig verhalten. Putti schien das zu spüren, hob den Kopf und schaute sie mit seinen dunklen Augen mitleidig an, als wolle er ihr sagen, dass man nichts machen könne, dass es schlimm sei und noch schlimmer kommen würde. Dass der Schmerz in ihrem Fuß immerhin ein Zeichen dafür sei, dass sie noch lebte, denn bald würde sie gar nichts mehr spüren.

»Ich glaube, dass es Rache ist. Vielleicht schließen sich die Toten zusammen und wollen sich gemeinsam rächen, kann das nicht sein?« Lífs Stimme klang genauso leblos wie die Toten, die in ihrem Kopf herumspukten und nach Rache dürsteten.

»Nein, das kann nicht sein. Was soll Garðar denn zum Beispiel gemacht haben, dass er es verdient hat, zu ...« Katrín konnte den Satz nicht beenden. Was war mit Garðar geschehen? Líf sah sie an und öffnete den Mund, schloss ihn aber sofort wieder. Dann drehte sie sich wieder zu der dunklen Türöffnung, die von dem flackernden Kerzenlicht nicht ausreichend erhellt wurde. »Komm, lass uns was essen. Danach geht es dir besser, es tut dir nicht gut, wenn dein Blutzucker steigt. Wir dürfen uns nicht so gehen lassen«, sagte Katrín schließlich. Putti stand auf und schleppte sich mit wunden Füßen in ihre Richtung. Allmählich machte sich bemerkbar, dass diese Hunderasse nicht für solche Bedingungen geeignet war.

»Manche sterben an zu hohem Blutzucker«, entgegnete Líf und rührte sich nicht. Sie lachte trocken, und ihre Schultern bebten unter der Decke, in die sie sich gewickelt hatte. »Und andere an zu niedrigem.« Wieder lachte sie, hörte aber plötzlich auf und starrte apathisch vor sich hin.

»Was das betrifft, droht uns keine Gefahr, das kann ich dir versprechen«, sagte Katrín und stützte sich an der Wand ab, bis der schlimmste Schmerz in ihrem Fuß vorüberging. Líf machte keine Anstalten, etwas zu sagen oder aufzustehen. »Wenn du nicht mitkommst, bleibst du alleine hier im Dunkeln. Ich nehme Putti und die Kerze mit.« Eigentlich gab es keinen Grund, Líf die Kerze wegzunehmen, in der Küche gab es genug

davon, aber es war ein verzweifelter Versuch, sie dazu zu bringen, aufzustehen und mitzukommen. Katrín wollte es zwar nicht zugeben, aber sie traute sich nicht alleine in die Küche, auch nicht in Begleitung von Putti. »Wie du willst.«

Líf drehte den Kopf ein wenig und schaute Katrín in die Augen. Die tanzende Flamme der Kerze spiegelte sich in ihren Pupillen, so als irre etwas rastlos in ihren Augen umher. »Ich will nicht sterben, Katrín, nicht alleine.« Sie stand auf. Als sie losging, bewegte sie sich wie Putti, mit entmutigten, hoffnungslosen Schritten – wie der Gang eines zum Tode verurteilten Gefangenen zur Hinrichtung.

»Du stirbst nicht.« Katríns Worte klangen wie ein Ammenmärchen oder ein schlechter Witz. »Wir fühlen uns besser, wenn wir was gegessen haben.« Sie wollte eigentlich nicht mehr sagen, musste Líf aber noch klarmachen, dass sie vor Einbruch der Nacht noch mal rausmüssten. Besser, sie warteten damit, bis sie satt und ein wenig gestärkt waren. Ein naives Lächeln schlich sich auf Katríns Lippen, so als könne Nahrung das Grauen, das sie in den Klauen hielt, besiegen. Sie mussten Brennholz holen und pinkeln gehen. Außerdem konnten sie noch mal nach Garðar rufen, seinen Namen in die Dunkelheit brüllen, in der schwachen Hoffnung, dass er sie hörte und zurückkäme. »Nimm die Kerze mit, Líf. Wir brauchen Licht.«

Das orangene Licht warf unheimliche Schatten auf Lífs Gesicht, ihre Augen lagen in dunklen Höhlen, und ihre Wangenknochen stachen vor, so als schrumpfe ihre Haut. Als sie redete, verstärkte sich der gespenstische Eindruck noch. »Was glaubst du, was mit Garðar passiert ist?«, flüsterte sie.

»Ich weiß es nicht, Líf. Hoffentlich ist nur irgendwas vorgefallen, und er musste in einem anderem Haus unterschlüpfen. Vielleicht schafft er es nicht zurück, hat sich verletzt oder ist ohnmächtig geworden.« Katrín biss sich auf die Lippe bei dem Gedanken, dass sie recht haben könnte und Garðar gar nicht drinnen war, sondern irgendwo draußen lag, im kalten Schnee, mit dem unerbittlichen Wind als Decke. »Er ist bestimmt im Arzthaus«, sagte sie und hatte tatsächlich das Gefühl, die Wirklichkeit dadurch beeinflussen zu können. Als warte das Leben darauf, dass sie über Garðars Schicksal bestimmte. »Er muss da sein.« »Warum gehen wir dann nicht hin?« Die Hoffnung in Lífs Augen reichte

fast, um die Schatten der Kerze abzuschwächen und ihr Gesicht wieder menschlich zu machen. »Ich kann dich stützen, wir wären ganz schnell drüben. Bitte!«

»Ich schaffe das nicht, Líf. Wir müssen über den Fluss, und mein Fuß ist schlimmer geworden. Auf einem Bein komme ich da nicht rüber, und du kannst mich nicht Huckepack nehmen. Was, wenn du ausrutschst und wir ins eiskalte Wasser fallen? Wir wären sofort erfroren. Du kannst natürlich alleine gehen, aber ich weiß nicht, ob du dir das zutraust. Oder was meinst du?« Katrín hielt die Luft an aus Angst, dass Líf wider Erwarten anbieten würde zu gehen. Wenn sie sich trennten, wäre das für sie beide das Ende.

»Er ist nicht im Arzthaus«, sagte Líf resigniert. Der Hoffnungsfunke war genauso schnell aus ihrer Stimme verschwunden, wie er gekommen war. Sie schaute Katrín an. »Aber eins sollst du wissen. Besser, man hat keinen Ehemann, weil er gestorben ist, als wenn man wegen einer anderen Frau verlassen wird.«

»Hör auf!« Katrín spürte, wie eine rasende Wut in ihr hochkochte, und hätte Líf am liebsten geohrfeigt. Sie wollte nicht hören, was für ein Schicksal ihr bevorstand, schon gar nicht auf diese Weise. Es war ungerecht, ihre Beziehung zu Garðar mit Lífs und Einars Ehe zu vergleichen. Die beiden hatten sich gegenseitig in den Dreck getreten. Doch Katríns Wut wurde schnell wieder von Angst verdrängt. Sie wusste, dass sie, wenn sie anfang zu weinen, nicht mehr aufhören konnte, schluckte einen Riesenklöß in ihrem Hals herunter und räusperte sich.

»Lass uns von was anderem reden. Garðar kommt zurück. Da kannst du dir sicher sein.«

Líf stimmte ihr nicht zu, widersprach aber auch nicht. Erst, als sie in der Küche saßen und eine neue Kerze angezündet hatten, sagten sie wieder etwas. Ihre Kerzenvorräte waren deutlich zurückgegangen, aber das Bedürfnis nach Licht war stärker als die Vernunft, und alleine die Tatsache, etwas sehen zu können, beflügelte sie so, dass sie auch etwas essen konnten. Sie holten nur die obersten Sachen aus der Kiste und legten sie auf den Küchentisch. Putti bekam eine Scheibe Leberwurst, die er erst verschmähte, aber dann langsam auffraß.

»Ich hasse Milchkekse«, sagte Líf, biss aber trotzdem in ihren zweiten Keks. »Es macht überhaupt keinen Sinn, so was zu essen. Die Dinger

schmecken nach nichts und sind so trocken und hart wie Beton.« Sie trank aus der Milchtüte und verzog das Gesicht. Die Milch war nicht sauer, aber da sie überhaupt keinen Appetit hatte, brachte sie kaum etwas runter.

Katrín lächelte und hoffte, dass es ein gutes Zeichen war, dass Líf über etwas anderes als ihre momentane Situation redete. Vielleicht konnte sie bald vorschlagen, an die frische Luft zu gehen. Sie mussten Brennholz holen, und Putti musste bestimmt mal, auch wenn er nicht so aussah. Sie würden ihn auf keinen Fall alleine rauslassen, er könnte wegrennen und nie wiederkommen. Wie Garðar. Katrín schluckte ein trockenes Stück Fladenbrot hinunter, an dem sie herumknabberte. »Ich hasse Fladenbrot.« Keine von ihnen lächelte.

In dem Moment knarrte der Boden laut und vernehmlich, und sie schauten sich in dem trüben Licht mit geweiteten Pupillen an. »Was war das?«, fragte Líf mit vollem Mund. »Es war direkt hinter mir. Ist da jemand? Steht der verfluchte Junge hinter meinem Stuhl?« Ihre Stimme klang bedenklich schrill, und sie starrte Katrín mit großen Augen an, ohne zu blinzeln.

Es gab Katrín eine gewisse Sicherheit, in Lífs Augen zu schauen und ihren Blick nicht auf etwas anderes richten zu müssen, schon gar nicht auf die Stelle, aus der das Geräusch gekommen war. Dennoch bewegte sie ihre Augen ein klein wenig zur Seite, ohne den Kopf zu drehen, damit sie sie sofort wieder abwenden konnte, falls sie etwas Schlimmes erblickte. Aber sie sah nichts. Auch nicht, wenn sie in die andere Richtung schaute. »Da ist nichts.« Katríns Worte waren nicht wirklich beruhigend, und die beiden Frauen starrten sich weiter angstvoll an, in Erwartung eines weiteren unumgänglichen Knarrens. Obwohl sie damit gerechnet hatten, erschranken sie zu Tode, als es kam – Líf noch mehr, da es genau hinter ihrem Rücken war.

Nach dem Knarren fing Putti leise an zu winseln, was nichts änderte, denn der Boden knarrte erneut, diesmal etwas leiser. Darauf folgte ein Flüstern, genau wie jenes, das Katrín gehört hatte, als sie alleine gewesen war, und von dem sie den anderen nichts erzählt hatte, weil sie sie für verrückt gehalten hätten. Damals hatte sie sich gewünscht, die anderen würden diese widerwärtige Stimme auch hören, aber jetzt freute sie sich überhaupt nicht darüber, dass Líf Zeugin des Flüsterns wurde. Als sie

Lífs entsetzten Gesichtsausdruck sah, fühlte sie sich nur noch elender. Nun konnte sie sich nicht mehr länger mit dem Gedanken trösten, dass sie sich nur verhöhrt hatte oder durchdrehte.

»Wer hat da geredet?« Líf war den Tränen nahe, und Katrín erging es nicht viel besser. Lífs Lippen zitterten, als sie ihre Frage wiederholte:

»Wer hat da geredet?«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Katrín so leise, dass sie sich selbst kaum hören konnte. »Ich weiß es nicht.« Beim zweiten Mal klangen ihre Worte schon besser, und Katrín fasste sich ein wenig. »Was hast du verstanden?«, fragte sie und beugte sich zu Líf, ohne an ihr vorbeizuschauen, aus Angst, die Umrisse des Jungen im dunklen Hintergrund der Küche zu erkennen.

»Ma-ma-mach auf.« Tränen strömten über Lífs Wangen. Sie glitzerten und sahen aus wie Gold.

Katrín hatte dasselbe gehört. »Was sollen wir aufmachen?«, fragte sie leise, ohne mit einer Antwort zu rechnen. Wieder hörten sie die Worte hinter Líf. Katrín spürte, wie sie eine Gänsehaut bekam, und presste die Augen zu, als Líf auf den Küchentisch sank. Sie wollte nicht sehen, was hinter ihr war. Im selben Moment suchte Putti zwischen ihren Beinen Schutz, trat dabei auf ihren verletzten Fußrücken, und sie riss die Augen wieder auf. Die Flucht vor der Wirklichkeit währte nur einen Augenblick, der Schmerz war unerträglich, und Katrín stieß einen Schrei aus. Bei diesem realen, klaren Schmerz gewann ihre Vernunft wieder Oberhand. Hinter Líf war nichts zu sehen, nur das Brecheisen, das Garðar an die Wand gelehnt hatte. Katrín stand auf. »Ich gucke mal, ob da ein Loch ist, durch das geflüstert wurde.« Lífs Oberkörper lag zusammengekrümmt auf dem Tisch und zuckte. Sie sagte etwas Unverständliches, aber Katrín hatte eine Entscheidung getroffen. Sie hüpfte mit der Kerze in der Hand auf einem Bein zu der Wand, von der das Flüstern gekommen war, und achtete dabei auf die Flamme. Es war nichts Ungewöhnliches zu sehen, aber Katrín hatte das unbestimmte Gefühl, dass etwas in ihrer Nähe war. Fast rechnete sie damit, an ihrem Hals einen warmen Atem zu spüren, aber nichts geschah. Das Einzige, was ihr auffiel, war ein unangenehmer, scharfer Geruch, ähnlich wie der, nach dem Líf gerochen hatte, als sie aus dem Obergeschoss gekommen war. Katrín ließ sich auf den Po sinken, um den Boden genauer zu

betrachten. Das tat weh, und wieder gab ihr der reale Schmerz Mut. Es konnte verdammt nochmal nichts passieren, was nicht ohnehin passieren würde. Es ging nur darum, sich nicht in die Knie zwingen zu lassen und seinen Stolz nicht zu verlieren. Katrín versuchte, nicht daran zu denken, dass Garðar gerade wegen seiner Waghalsigkeit verschwunden war und Líf und sie wegen ihrer Vorsicht verschont geblieben waren.

»Himmel!« Katrín nahm ihren freien Arm vor ihr Gesicht und verbarg ihre Nase in der Armbeuge. Der Schimmel hatte sich noch mehr ausgebreitet, und das Holz unter den neuen Bodendielen war vor grünem Schleim kaum noch zu sehen.

»Was ist?« Líf hatte sich wieder aufgerichtet und auf ihrem Stuhl umgedreht. »Was ist da?«

»Ekelhafter Gestank und ekelhafter Schleim, so ähnlich wie das Zeug, das auf den Holzdielen war, weißt du noch?«, nuschte Katrín in ihren Arm, aber Líf verstand jedes Wort. »Nur viel, viel mehr.« Katrín hielt die Kerze näher an die Stelle und sah direkt an der Wand einen kleinen Bereich, der nicht von grünem Schleim befallen war. Sie führte die Kerze mit beiden Händen so nah wie möglich heran.

»Nicht einatmen!«, rief Líf, stand auf und hielt sich die Hand vor den Mund. Putti ging zu ihr, stand wie ein Häufchen Elend neben ihr und starrte Katrín betrübt an. Er winselte einmal leise und verstummte dann.

»Wenn das Zeug gefährlich ist, bin ich sowieso längst tot. Und du auch.« Katrín kniff die Augen zusammen. »Hier ist ein Scharnier. Das ist bestimmt eine alte Falltür.« Sie drehte sich zu Líf. »Da ist was unter dem Boden. Vielleicht haben wir jetzt endlich die Erklärung für die ganzen Geräusche und Vorgänge im Haus.«

Líf sah nicht so aus, als wollte sie die Antwort wissen. »Wenn dieses Kind da unten ist, willst du es doch wohl nicht rauslassen? Bist du verrückt?« Als Katrín nicht antwortete, sondern sich nach dem Brecheisen reckte, fügte sie hinzu: »Was meinst du, warum der Mann, der hier gewohnt hat, einen neuen Boden über die Falltür gelegt hat? Er hat gewusst, dass da was Böses drunter ist. Mach nicht auf, Katrín.« Sie klang bittend, befehlend und panisch zugleich.

»Er hat das Scharnier bestimmt nicht gesehen. Ich hab es auch erst jetzt bemerkt, weil sich der Schimmel im Holz ausgebreitet und es freigelegt hat. Es ist ganz unauffällig, direkt an der Wand, könnte auch unter der

alten Fußleiste versteckt gewesen sein. Und es ist nicht besonders hell hier drinnen, falls du das noch nicht bemerkt haben solltest.« Katrín versuchte vergeblich, die Umrisse der Falltür zu erkennen. Sie nahm das Brecheisen und versuchte, es an der Stelle, wo sich das Ende der Falltür befinden könnte, zwischen die Bodendielen zu schieben, aber es ging nicht. Sie probierte es bei der nächsten Diele, ebenfalls erfolglos, und zwischen zwei weiteren, die zu erkennen waren, bevor der neue Boden wieder anfang. Sie hielt inne und überlegte, ob sich das zweite Scharnier und das Ende der Falltür auf der gegenüberliegenden Seite befinden könnten. Mühsam schleppte sie sich zu der entsprechenden Stelle.

»Katrín, tu's nicht. Was willst du denn machen, wenn die Falltür auf ist? Den Kopf durch das Loch stecken? Bist du völlig von Sinnen?«, protestierte Líf. Katrín konnte nicht einschätzen, ob sie sich Sorgen um Katríns Kopf oder um ihre eigene Sicherheit machte. »Bitte, tu's nicht. Warte wenigstens bis morgen früh.«

Es war zu spät. Der Boden knirschte, als Katrín endlich die richtige Stelle gefunden hatte. Sie erschrak, und Lífs Worte drangen in ihr Bewusstsein. Wenn sie das Brecheisen jetzt losließ, würde die Falltür wahrscheinlich durch das Loch krachen. Der Rahmen, auf dem sie lag, und die alten Scharniere hatten gequietscht, und die ganze Konstruktion würde wahrscheinlich einbrechen. Und was dann? Wollte sie den Kopf durch das Loch stecken? Eher nicht. »Gib mir mal deine Kamera, Líf. Ist die Batterie noch in Ordnung?«

»Was?« Líf starrte Katrín verständnislos an, begriff dann und nickte. Sie holte die Kamera und kam zu ihr. Bevor sie sie Katrín gab, presste sie das helle Chrom an ihre Brust, so als sei sie sich nicht sicher, streckte dann aber ihre Hand aus. »Bitte, beeil dich und mach die verdammte Falltür wieder richtig zu.«

Katrín nahm die Kamera und ließ das Brecheisen los. Die Falltür fiel mit einem langgezogenen Quietschen nach unten. Katrín sagte Líf nicht, dass es keine Möglichkeit gab, sie wieder an ihren Platz zu legen. Die Flamme der Kerze wurde fast von einer Staubwolke erstickt. Katrín lehnte sich zurück, um den Staub nicht einzuatmen, aber der trockene Geschmack in ihrem Mund sagte ihr, dass es zu spät war. Sie schaute zu Líf und konnte an ihrem entsetzten Gesicht alles ablesen, was es abzulesen gab. Falls das ein Fehler gewesen war, dann war es zu spät,

ihn rückgängig zu machen. Putti winselte und bellte nicht, war aber genauso geschockt wie Líf. Katrín wandte ihren Blick von den beiden ab und starrte in das schwarze Loch. Sie riss sich zusammen und schaltete mit zitternder Hand die Kamera ein. Dann reckte sie sich so weit wie möglich vor. Sie zitterte immer noch unkontrolliert, als sie die Hand mit der Kamera durch das Loch steckte, den Zeigefinger am Auslöser. Als die Kamera weit genug unten war, drückte sie ab, und der grelle Blitz schickte einen Lichtstrahl durch das Loch nach oben, als ob unter dem Haus eine Bombe explodiert sei. Katrín drehte die Kamera ein Stück, drückte wieder ab, drehte sie zur anderen Seite und drückte ein drittes Mal ab. Auch wenn sich unmöglich feststellen ließ, ob sie wirklich alles abgelichtet hatte, was sich dort unten befand, hatte sie nicht die Nerven weiterzumachen, und sie zog ihren Arm schnell wieder hoch.

»Und, was ist drauf?« Líf presste die Hände auf ihre Brust, so als rechne sie mit einem Herzinfarkt, wenn Katrín die Katze aus dem Sack ließ. Katrín antwortete nicht. Sie rutschte auf dem Hintern über den Boden von dem Loch weg, rief dabei die Fotos auf und schaute, als sie mit dem Rücken gegen den Küchenschrank stieß, aufs Display. Als ihre Augen begriffen hatten, was in der Ecke des Bildrahmens auf dem Erdboden lag, schluckte sie und blickte zu Líf. »Es sind Knochen. Menschenknochen. In dem Keller unter unseren Füßen liegt eine Leiche.«

Líf schlug sich die Hand vor den Mund. »Garðar?« Es war zwar erst vierundzwanzig Stunden her, seit sie ihn zuletzt gesehen hatten, aber in diesem gespenstischen Haus gab es keine Logik mehr.

Katrín antwortete nicht, sondern drückte auf den Pfeil, der das nächste Bild anzeigen sollte. Das nächste Bild erschien, aber anstatt ihr einen anderen Winkel des Kellerlochs zu zeigen, hatte sie in die falsche Richtung gedrückt und das älteste Foto auf der Kamera tauchte vor ihren Augen auf. Entgeistert schaute sie es an und spürte, wie ihr Unterkiefer nach unten klappte. Sie drückte weiter und sah das zweitälteste Foto und weiter und weiter und weiter, bis ihr klar wurde, dass das kein Missverständnis war. Sie schaute auf und starrte Líf in die Augen.

»Was? Ist es Garðar?« Líf war völlig entsetzt, aber auch verunsichert wegen Katríns unbewegter Miene. »Ist er tot?«

Katrín antwortete nicht und hievte sich auf die Beine. Die Schmerzen in

ihrem Fuß waren ihr egal, sie spielten einfach keine Rolle mehr. Als sie stand, warf sie Líf die Kamera zu, die sie verwundert auffing. Katrín musste sich beherrschen, nicht hinterherzuspucken, und zischte nur: »Weißt du ...« Ihre Stimme war ebenso kalt wie der Eiswürfel, der ihr Herz umgab. »Ich hoffe es wirklich.«

30. Kapitel

Freyr hatte das Gefühl, gerade erst die Augen zugemacht zu haben, als der Wecker von ihm verlangte, sie wieder zu öffnen. Immerhin hatte er vier Stunden geschlafen, das war gar nicht so schlecht. Er hatte nicht, wie befürchtet, wach gelegen und war im Schlaf auch nicht von Albträumen geplagt worden. Er war viel später ins Bett gegangen als beabsichtigt und völlig erschöpft in die Kissen gesunken. Saras Mails mit den Unterlagen, um die er sie gebeten hatte, waren plötzlich doch noch gekommen, als er gerade den Computer ausschalten wollte.

Vielleicht wollte sie ihm damit den Schlaf rauben – er nahm es ihr nicht übel. Sie war total sauer auf ihn und würde es bestimmt noch eine Weile bleiben, vielleicht sogar für immer. Damit musste er leben, vielleicht war eine ehrliche Trennung besser als eine Freundschaft, die auf Lügen aufgebaut war. Unter jeder Mail stand derselbe Abschiedsgruß: *Fahr zur Hölle, du verdammtes Arschloch*. Sehr passend.

Wie so oft waren Freyrs Gedanken im Schlaf durcheinandergewirbelt. Nachdem er das Wichtigste von dem, was Sara ihm geschickt hatte, durchgesehen hatte, vermischten sich die Informationen zu einem zähen Brei. Er war weder in der Lage, Schlüsse zu ziehen oder etwas Vernünftiges aus der Vielzahl von Berichten herauszulesen, noch dazu, bei den Aufnahmen von der Tankstelle Wichtiges von Unwichtigem zu trennen. Warum sollte er auch nach all den Jahren etwas

Bemerkenswertes entdecken, das die Polizei übersehen hatte? Das war natürlich Unsinn. Dennoch hatte er gewissenhaft sämtliche Filme abgespult, allerdings im Schnelldurchlauf; es war wie in einem Zeichentrickfilm, in dem die Leute nicht gingen, sondern wie Gänse hin und her wackelten und völlig willkürlich Auto fuhren. Aber Freyr hatte keine andere Wahl, er konnte sich nicht vier Stunden lang Aufnahmen von der Tankstelle in normalem Tempo anschauen.

Die Berichte las er jedoch genau. Er legte nur einen davon beiseite, die anderen enthielten nichts Neues. Dieser hinterließ jedoch ein mulmiges Gefühl. Es war die Zeugenaussage eines Jungen, der mit Benni Verstecken gespielt hatte, eines Jungen, der Freyr bei ihren wenigen Begegnungen seit Bennis Verschwinden nie in die Augen geschaut hatte,

die Aussage des Jungen, der das U-Boot erwähnt hatte. Damals war Freyr zu sehr mit seiner Trauer beschäftigt gewesen, um groß darüber nachzudenken, aber jetzt hatte er durch den zeitlichen und räumlichen Abstand einen schärferen Blick. Er wusste nicht, ob er die Dinge, die er gelesen hatte, im Halbschlaf verarbeitet hatte, aber beim Aufwachen war ihm klar, dass einige Details in der Aussage des Jungen nicht passten, unauffällige Falschaussagen, die nur Eingeweihte überhaupt bemerken würden. Daher war es verständlich, dass die Polizei diese Unstimmigkeiten übersehen hatte. Gut möglich, dass Sara und er damals nicht alle Berichte erhalten hatten und dass sich die betreffenden Punkte in weiteren Gesprächen mit dem Jungen geklärt hatten. Aber Freyr wollte der Sache unbedingt auf den Grund gehen, bevor der Tag zu Ende war. Wie, wusste er noch nicht, aber er hatte genug Zeit, um es herauszufinden.

In der Nacht, während seine engstirnige Vernunft geschlummert hatte, war ihm noch etwas anderes klargeworden, und zwar bezüglich seines Auffahrunfalls an der Ártúnsbrekka am Tag von Bennis Verschwinden. Auf der Aufnahme von der Tankstelle war nur das Auto des Mannes zu sehen, den er angefahren hatte, aber nicht sein eigenes oder der Anhänger. Den hatte der Mann abgehängt und in die dritte Parkbucht geschoben. Sie hatten am Rand des Parkplatzes gestanden, an der einzigen Stelle, wo es mehrere nebeneinanderliegende Parkbuchten gab. Auf dem Film sah man den anderen Fahrer aus seinem Wagen steigen und aus dem Bild gehen, und Freyr wusste, dass sie anschließend miteinander geredet hatten. Kurz darauf kam der Mann zurück, holte die Versicherungspapiere aus seinem Handschuhfach und verschwand dann wieder, um sie auszufüllen. Es verging ungefähr eine Viertelstunde, bis er wiederauftauchte, die Papiere zurück ins Handschuhfach steckte und in die Tankstelle ging, wo er eine halbe Stunde blieb, wahrscheinlich, um etwas zu essen. All das hatte Freyr bereits vorher gewusst, aber beim Aufwachen fragte er sich, was mit den Versicherungspapieren geschehen sei. Die Sache war nie weiterverfolgt worden, er war von seiner Versicherung nicht runtergestuft worden und hatte auch keine Mitteilung erhalten, dass er im Recht gewesen sei. Sein Wagen musste nicht repariert werden, denn nach Bennis Verschwinden hatte ein eingedellter Stoßdämpfer in Freyrs und Saras Leben keine Rolle gespielt. Alles hatte

sich um Benni gedreht, und der Unfall war, wie so vieles andere in dieser Zeit, in Vergessenheit geraten. Aber jetzt fiel es ihm auf, warum auch immer, vielleicht störte ihn dieses lose Ende.

Draußen war es noch dunkel. Freyr leerte seine Tasse und holte sich noch mehr von dem schlecht schmeckenden Instantkaffee. Diesmal eine doppelte Portion, um richtig wach zu werden. Er hatte heute frei, sich aber trotzdem den Wecker gestellt, wie wenn er zur Arbeit musste. Jetzt merkte er, dass er auch länger hätte schlafen können, da er so früh morgens noch niemanden erreichen konnte, und ihm nichts anderes übrigblieb, als durch die Wohnung zu stromern und Kaffee zu trinken. Er hätte natürlich Sara, die nie ausschließ, anrufen und um Verzeihung bitten können. Das war er ihr schuldig, und es würde ihr guttun, ihn anzuschreien und zu beschimpfen.

»Nicht auflegen«, sagte Freyr hastig, falls sie nur rangegangen war, um ihn sofort wieder abzuwürgen. »Ich muss dir ein paar Dinge sagen. Dann kannst du mich auch anschreien, so viel du willst.«

»Du bist es nicht wert.« Ihre Stimme war so kalt, dass er die Ernsthaftigkeit ihrer Worte nicht bezweifelte. »Spuck's aus und lass mich in Ruhe.« Sara stockte und fügte dann hinzu: »Für immer.«

»Sara, ich war ein Idiot. Ich will nicht versuchen, mein Tun zu entschuldigen, es war armselig, dass ich das gemacht habe, ich konnte der Versuchung einfach nicht widerstehen. Ich habe mich dir, meinem Job und auf gewisse Weise auch Benni gegenüber beschissen verhalten, aber das Schlimmste ist, dass ich dich auf diese miese Weise betrogen habe.«

»Du bist also gar nicht ins Krankenhaus gefahren, und deshalb war nur so wenig Insulin in der Verpackung? Irgendein altes Zeug, das du zufällig noch hattest? Hast du den Beleg aus der Apotheke gefälscht, du Schwein?« Sara war so außer Atem, dass sie Freyr an den Schnelldurchlauf des gestrigen Films erinnerte.

»Ich bin ins Krankenhaus gefahren, Sara, und habe das Insulin geholt. Das ist die Wahrheit. Aber ich bin nicht in mein Büro gegangen, um zu arbeiten, wie ich dir erzählt habe, sondern um diese Frau zu treffen. Deshalb war ich so spät. Sie hat mich angerufen, und da ich ja sowieso das Insulin holen musste, hatte ich eine Entschuldigung, noch mal kurz wegzufahren.«

»Wo habt ihr euch getroffen?« Ihre Stimme klang verletzt, was schwerer zu ertragen war als ihre Wut. Wenn sie ihn beschimpfte, konnte er sich einreden, dass sie ihm Absolution erteilte, aber bei dieser tiefen Verletztheit sah die Sache anders aus.

Freyr räusperte sich und hoffte, dass sie ihn nicht fragen würde, wo sie es gemacht hätten. Dann müsste er sie anlügen, zum allerletzten Mal. Sex an einem so klischeehaften Ort wie auf dem Schreibtisch war einfach unmöglich. »Im Büro. Das war ihr Vorschlag.«

»Wie raffiniert.« Sara schwieg. »Wie hast du diese Nutte kennengelernt? Wusste sie etwa nicht, dass du verheiratet warst?«

»Doch, sie wusste es. Sie war selbst verheiratet.« Jetzt schwieg Freyr. Wenn er ihr die ganze Geschichte erzählte, lag die Zukunft seines Jobs in ihrer Hand. Zögernd sagte er: »Sie war meine Patientin. Sie hat meine Hilfe in Anspruch genommen, weil sie Probleme in ihrer Ehe und im Allgemeinen hatte. Ihr Mann hatte eine Affäre, und sie hatte das Gefühl, dass um sie herum alles zusammenbricht.«

»Sie fand es also angemessen, es ihm gleichzutun.«

»Sie war eine Psychopathin, Sara, deshalb hat sich ihre Therapie auch immer weiter in die Länge gezogen. Promiskuität ist da eine gängige Nebenerscheinung. Sie hat mich verführt, ich weiß, dass das nichts entschuldigt. Als ich gemerkt habe, dass sie sexuell an mir interessiert war, hätte ich sie sofort woanders hinschicken und nicht als Patientin behalten sollen. Aber ich habe es nicht gemacht, und damit muss ich jetzt leben. Ich habe sie seit diesem Tag in meinem Büro nicht mehr gesehen und nicht mehr mit ihr gesprochen. Sie hat keinen Termin mehr gemacht, und ich hatte keine Gelegenheit, die Sache offiziell zu beenden, aber ich hatte es mir vorgenommen, das schwöre ich dir.« Er erwähnte nicht, dass die Frau ungeheuer attraktiv und erotisch gewesen war und es jedem normalen Mann schwergefallen wäre, ihr zu widerstehen. Dadurch würde sich Sara bestimmt nicht besser fühlen.

»Das ist die unmöglichste Entschuldigung, die ich je gehört habe.« Sara war wieder wütend – und Freyr erleichtert. Sie hatte mit keinem Wort erwähnt, dass sie sein berufliches Fehlverhalten anzeigen wolle, wobei sie das natürlich trotzdem machen konnte. »Absolut unmöglich. Du bist ein totales Arschloch, ruf mich nie wieder an.« Sie holte tief Luft. »Ich will nur noch eins wissen, damit ich nicht aus Versehen mal mit deiner

geisteskranken Nutte rede.« Sie atmete wieder scharf ein, so als sei sie sich nicht ganz sicher, ob sie den Mut hätte, die Frage zu stellen. »Wie heißt sie?«

»Líf.« Freyr räusperte sich. »Sie heißt Líf.«

Die Versicherung war nicht über einen Schaden an Freyrs Auto an der Ártúnsbrekka an dem besagten Tag informiert. Der Sachbearbeiter wusste natürlich nicht, warum der Mann die Papiere nicht eingereicht hatte, und riet Freyr, mit dessen Versicherung Kontakt aufzunehmen. Deren Namen wusste Freyr nicht mehr und hatte auch keine Ahnung, was mit seiner Kopie der Papiere passiert war, vermutlich waren sie im Handschuhfach, in das er sie auf dem Weg von der Tankstelle nach Hause gelegt hatte, verschüttgegangen. Nach der Scheidung hatte Sara den Wagen bekommen, und die beantwortete jetzt seine Anrufe nicht mehr. Diese Spur führte schon mal nicht weiter.

Nach dem Gespräch mit Sara hatte er sich wieder an seine Begegnung mit Líf an dem schicksalhaften Nachmittag erinnert, eine Erinnerung, die er damals verdrängt hatte. Erst hatte Bennis Schicksal alles andere in den Hintergrund gedrängt, und im Lauf der Zeit hatte er bewusst versucht, die Affäre zu vergessen, was relativ leicht gewesen war, da Líf nie angerufen oder sich gemeldet hatte. Doch nun fiel ihm alles wieder ein. Als sie in seinem Büro waren, hatte sie sich sehr für das Insulin in der kleinen Papiertüte interessiert. Freyr hatte es rausgeholt, es ihr gezeigt und erklärt, worum es sich handelte, ohne Benni mit einem Wort zu erwähnen. Daraufhin hatte sie ihn gefragt, ob man damit einen Rausch erleben könne, hatte wohl geglaubt, sie könnten den Sex ein bisschen aufpeppen. Als er verneint und gesagt hatte, das Medikament sei gefährlich für Menschen, die nicht zuckerkrank seien, hatte sie ihn weiter ausgefragt. Er hatte das für Nervosität gehalten, weil sie nicht wusste, worüber sie sonst mit ihm reden sollte. *Wie stirbt man denn daran? Kann es einen Herzinfarkt auslösen? Herzrhythmusstörungen? Die tödlich sind, wenn man herzkrank ist? Gut, dass ich es nicht zum Spaß ausprobiert habe!* Seine nächste Erinnerung an das Insulin war, dass die Polizei einen Beweis dafür sehen wollte, dass er es in der Apotheke geholt hatte, und sich herausgestellt hatte, dass nur noch ein Pen in der Packung war.

Jetzt, da er in der Lage war, sich seine moralische Schwäche einzugestehen, wurde ihm klar, dass Líf möglicherweise wusste, was mit dem Medikament passiert war. Vielleicht waren die Pens aus der Verpackung gefallen, als sie damit rumgespielt hatte, oder sie hatte sie rausgeholt, als er ihr den Rücken zugekehrt hatte, und sie dann irgendwo hingelegt, wo die Putzfrau sie gefunden und weggeworfen hatte. Ziemlich weit hergeholt, aber durchaus denkbar. Ein weiteres merkwürdiges loses Ende. Freyr beschloss, Líf anzurufen und sie einfach danach zu fragen, am besten sofort, auch wenn es unangenehm war. Líf antwortete nicht auf der Festnetznummer, unter der sie alleine registriert war – ihr Mann war offenbar aus dem Spiel, was ihn nicht überraschte –, und ihr Handy hatte kein Netz oder war ausgeschaltet. Wieder eine Sackgasse.

Es brachte auch nichts, den Jungen anzurufen, den Freyr verdächtigte, gelogen zu haben, denn der war noch in der Schule, würde aber bald nach Hause kommen. Sein Vorhaben war grenzwertig, aber er musste unbedingt mit dem Jungen reden, ohne dass er sich hinter seinen Eltern verstecken konnte. Vielleicht würde er auch einfach aufliegen, aber Freyr musste es wenigstens versuchen. Während er darauf wartete, dass der Junge von der Schule nach Hause kam, las er dessen Zeugenaussage noch mal durch und verglich sie mit den Aussagen der anderen Kinder. Er machte sich auf den ausgedruckten Seiten Notizen, um die betreffenden Stellen zur Hand zu haben, wenn er den Jungen erreichte. Mit den Berichten im Arm und dem Telefon in der Hand saß er im Wohnzimmer und überlegte, womit er sich beschäftigen sollte, solange er wartete. Aber er hatte keine Idee und nickte, trotz des vielen Koffeins, ein, schreckte ein paarmal hoch, wenn sein Kopf auf seine Brust sank, setzte sich wieder zurecht und schlief wieder ein. Er wachte erst auf, als das Telefon klingelte, und ärgerte sich, dass er seine Zeit derart verschwendet hatte. Es war Dagný. »Ich habe Neuigkeiten, die dich wahrscheinlich überraschen werden.«

»Ja?« Freyr gelang es nicht, wach zu klingen.

Dagný fragte ihn nicht, ob sie ihn geweckt hätte, sondern sprach einfach weiter: »Úrsúla, deine Patientin, die mit dir über Benni geredet hat, war in derselben Klasse wie Bernódus, Halla und die anderen. Sie war nur nicht mit auf dem Klassenfoto, weil sie an dem Tag krank war oder so.«

Freyr setzte sich auf, und seine Schläfrigkeit war im Nu wie weggewischt. »Wie hast du das rausgekriegt?« Natürlich. Úrsúla war im selben Jahr geboren wie die anderen, 1940, und musste in dieselbe Schule gegangen sein, da sie in Ísafjörður gewohnt hatte.

»Ich habe endlich eine alte Liste von der Schule bekommen. Die hatte ich angefordert, als die Ähnlichkeiten zwischen dem Einbruch in der Schule und im Kindergarten deutlich geworden sind. Aber da ist noch mehr, Bernódus und Úrsúla scheinen gut befreundet gewesen zu sein, ich habe einen Bericht der Lehrerin gefunden, da äußert sie ihre Zufriedenheit darüber, dass Úrsúla endlich einen guten Freund gefunden hat. Sie war offenbar eine Außenseiterin. Wahrscheinlich wurde sie von ihren Klassenkameraden gemobbt, aber so direkt steht das nirgendwo, damals hat man über so was ja nicht nachgedacht. Die Formulierungen der Lehrerin sind sogar ziemlich abstoßend und hart, sie stellt sich immer auf die Seite der anderen, auf Kosten dieser beiden Schüler, die ganz offensichtlich unterlegen waren. Eine üble Lektüre, man ist nicht wirklich traurig über das Schicksal der Frau, wenn man das liest. Die Verbindung zwischen Úrsúla und Bernódus ist jedenfalls eindeutig.«

»Könnte ich das mal sehen?« Freyr massierte seine schmerzenden Halsmuskeln, während er versuchte, sich die Sache vorzustellen. Úrsúla, das Mädchen, das alle hassten, freundet sich mit dem seltsamen neuen Schüler in der Klasse an, der auch außen vor ist. »Weißt du, was in solchen Fällen oft passiert, wenn sich zwei zusammentun, die von den anderen Kindern gehasst werden?«

»Keine Ahnung.«

»Die Gruppe spürt, dass es eine gewisse Stärke ist, nicht völlig isoliert zu sein, und trifft unbewusst die Entscheidung, das Band, das die beiden Außenseiter zusammenhält, zu durchtrennen. Das ist wahrscheinlich eine der schlimmsten Formen von Mobbing und der Grund dafür, warum sich die Opfer nur selten oder nie miteinander verbünden.«

»Willst du damit sagen, dass die Kinder Bernódus umgebracht haben, damit sie Úrsúla weiter mobben können?«, fragte Dagný.

»Nein, nicht unbedingt. Aber das ist ein sehr interessanter Aspekt. Endlich eine Verbindung. Vielleicht hilft mir das, zu Úrsúla durchzudringen, wenn es ihr etwas bessergeht.«

»Soll ich nachher kurz bei dir vorbeischaun?«, fragte Dagný und fügte

dann verlegen hinzu, so als fürchte sie, Freyr könne ihre Worte falsch interpretieren: »Ich bin eigentlich fertig für heute, gestern habe ich zwei Schichten nacheinander geschoben und will nicht länger hier sein als nötig. Es wäre einfacher, wenn ich bei dir vorbeikomme, als wenn du extra zur Wache fährst.«

»Gerne.« Freyr legte sofort auf, denn er wusste, dass er keine Zeit verschwenden durfte, wenn er den Jungen noch erreichen wollte, bevor Dagný kam. Seine Methoden würden ihr bestimmt nicht gefallen. Er wählte die Nummer und wippte nervös mit dem Fuß, während es klingelte. Als er sich schon damit abfinden wollte, dass er es morgen noch mal probieren musste, wurde doch noch abgenommen, und eine unschuldige Kinderstimme meldete sich. »Grüß dich, ist Heimir zufällig zu Hause?« Freyr fühlte sich wie bei einem Telefonstreich.

»Äh, ja«, antwortete die Stimme erstaunt. »Das bin ich.«

»Hallo, Heimir. Ich heiße Freyr, ich weiß nicht, ob du dich noch an mich erinnerst. Ich bin ... war Bennis Vater. Erinnerst du dich an Benni?«

»Äh, ja.« Der Junge wurde vorsichtig. »Warum rufen Sie mich denn an?«

»Die Polizei hat mir alte Berichte gegeben, und mir ist was aufgefallen, wonach ich dich fragen wollte. Es ist nichts Schlimmes, du kannst meine Fragen ruhig beantworten. Ich muss noch nicht mal bei dir vorbeikommen, so unwichtig ist es.« Freyr ließ sich kaum Zeit, Luft zu holen. »Das ist doch bestimmt in Ordnung für dich, oder?«

»Äh, ja, ich weiß nicht.«

Freyr schnitt ihm das Wort ab: »In dem Bericht sagst du, du hättest dich in dem Garten neben unserem hinter einem Schuppen versteckt und deshalb nicht gesehen, wo Benni und die anderen Kinder hingelaufen sind. Dann hättest du gemerkt, dass du zu spät zum Geburtstag deines Cousins kommen würdest und wärest gegangen, bevor dich die anderen gefunden haben, stimmt das?«

»Ja, ich glaub schon. Ich weiß nicht mehr so genau. Das ist tierisch lange her.«

»Ich weiß, aber nehmen wir einfach mal an, dass die Polizei das Richtige aufgeschrieben hat. Zwei andere Kinder sagen, sie hätten sich auch in diesem Garten versteckt, einer hinter dem Gartenhäuschen und der andere hinter den Büschen. Sie haben einander gesehen, erinnern sich

aber nicht daran, dich gesehen zu haben. Das Problem ist, es gibt in diesem Garten nicht einen Schuppen und ein Gartenhäuschen, also wart ihr entweder beide im selben Versteck, oder du oder die beiden anderen haben nicht die Wahrheit gesagt oder sich nicht richtig erinnert. Was meinst du?«

»Äh ...«

»Was sagst du dazu, Heimir?«

»Äh ... vielleicht hab ich mich auch woanders versteckt, ich bin mir nicht sicher.«

»Heimir.« Freyr bemühte sich, nicht wütend zu werden. »Mir ist völlig egal, wo du dich versteckt hast. Ich will nur wissen, ob du eine Idee hast, was mit Benni passiert sein könnte, mir ist auch völlig egal, warum du das damals nicht erzählt hast. Du warst noch klein, und alle machen mal Fehler. Ich werde das niemandem weitersagen, und es wird dir viel, viel bessergehen, wenn du mir die Wahrheit erzählst.« Freyr holte tief Luft und hielt inne. Mehr konnte er im Grunde nicht sagen, zumindest nichts, was vertretbar war. »Ich muss Benni finden, Heimir. Er will, dass wir ihn finden, und du willst doch bestimmt dein Gewissen erleichtern. Erst hast du gesagt, Benni hätte sich in einem U-Boot versteckt, war das richtig?« »Äh ... äh ...« Der Junge war den Tränen nahe. »Versprechen Sie mir, es niemandem zu sagen ... auch nicht meinem Vater?«

Als Dagný kam, machte Freyr ihr schweigend die Tür auf und ging wie ferngesteuert Richtung Küche, ohne zu registrieren, ob sie ihm folgte. Er setzte sich vor den Computer und starrte auf den Bildschirm. »Ist was?« Dagný war ihm gefolgt und stand mit verwundertem Gesicht vor ihm. Freyr wandte seinen Blick vom Bildschirm ab und schaute sie an, unsicher, was er sagen sollte. Als Dagný ihre Frage wiederholte, fand er endlich seine Stimme wieder. »Benni. Ich glaube, ich habe Benni gefunden.« Er starrte wieder auf den Bildschirm. »Oder so ähnlich.« »Was meinst du?« Dagnýs Stimme klang so, als halte sie ihn für total durchgedreht.

»Er ist hier. Direkt neben dem Bildausschnitt, man sieht ihn nicht.« Freyr zeigte auf den schwarzen Kunststoffrand des Bildschirms. Dagný trat neben ihn und beugte sich hinunter, um zu sehen, worauf er hinauswollte. Verwundert hob sie die Augenbrauen, als sie das

eingefrorene Bild des Parkplatzes vor der Tankstelle sah. Das Auto, das Freyr gerammt hatte, war in der rechten unteren Ecke zu sehen. »Ich weiß nur nicht, was mit dem Auto und dem Fahrer passiert ist.«

»Du glaubst also, Benni war in dem Auto und ist von dem Fahrer entführt worden? Wie kommst du darauf?« Dagný war ganz ruhig und redete auf ihn ein wie auf einen Betrunkenen, den man beschwichtigen musste.

»Er ist nicht in das Auto gestiegen, und der Fahrer hat meines Wissens auch nichts verbochen.« Freyr konnte kaum reden. »Aber wenn ich ihn finde, finde ich Benni.«

Dagný beugte sich vor und fixierte den Bildschirm. »Geh mal weg«, sagte sie barsch und setzte sich auf Freyrs Stuhl, nachdem er aufgestanden war. Sie tippte auf der Tastatur herum und vergrößerte den Teil des Bildes, der das Auto zeigte. Zuerst dachte Freyr, sie wolle das Nummernschild lesen, was er schon viele Male versucht hatte, aber bevor er etwas sagen konnte, drehte sie sich zu ihm und sagte stirnrunzelnd: »Ich weiß alles über diesen Wagen. Und fast alles über den Fahrer.« Sie schaute Freyr in die Augen. »Er ist leider tot.«

31. Kapitel

Der Hagel hörte urplötzlich auf – im einen Moment prasselte er noch gegen die Fensterscheiben und im nächsten war alles ganz ruhig. Es war, als hätte jemand draußen gestanden und mit den Fingern den Takt geschlagen, doch als der Lärm nachließ, war die Stille wieder so unerträglich wie vorher, ein Gefühl, wie wenn man untertauchte und kein Geräusch mehr zu einem durchdrang. Das Haus, das gerade noch geächzt hatte, als beschwere es sich bitterlich über die Behandlung, wurde ebenfalls ruhig, und das Schweigen zwischen Katrín und Líf vertiefte sich nach allem, was zwischen ihnen vorgefallen war. Sie spiegelten sich in dem schwarzen Fensterglas, und wenn jemand vorbeigekommen wäre und sie gesehen hätte, hätte er die unberechenbare Natur diesen grimmigen Frauen vorgezogen. Sogar Putti, der sich normalerweise in Katríns Nähe aufhielt, hatte sich in eine Ecke verzogen, so weit weg wie möglich von den Frauen und dem Loch im Boden. Ab und zu schaute er auf, legte den Kopf schief und starrte sie abwechselnd an, wie um zu überprüfen, ob sie immer noch in Rage waren. Dann steckte er seine Schnauze wieder in den kleinen Halbkreis seines Körpers.

Katrín saß mit hochgezogenen Beinen auf einem Küchenstuhl und hatte den Kopf auf die Knie gelegt. Es war eiskalt im Raum, und man musste die wertvolle Körperwärme speichern. Sie wusste zwar nicht viel über die Grenzen des menschlichen Körpers, vermutete aber, dass sie in der Nacht erfrieren könnten, wenn sie nichts dagegen unternahmen, Brennholz holten oder zumindest in ihre Schlafsäcke krochen, die in der Stube lagen. Ihr Bein schmerzte mehr denn je, da sie es wegen der Kälte nicht ausgestreckt auf einen Stuhl legen konnte. Sie würde jedenfalls nicht rausgehen, um auch nur einen winzigen Zweig zu holen. Eher würde sie verrecken, als Líf darum zu bitten. Ihre Wut war stärker als ihr Überlebenswille, was auf gewisse Weise angenehm war, da sie die Angst überdeckte. Katrín hatte bisher noch nie einen Grund gehabt, ihre Gefühle zu kategorisieren, wusste aber jetzt, dass Wut das stärkste Gefühl überhaupt war, Angst und Sorge kamen irgendwann danach und wurden von der Wut verdrängt, die sich als strenger Herrscher entpuppte. Zweifellos würde sie irgendwann nachlassen und schwächeren Gefühlen

Raum geben, aber Katrín wollte jede Minute ohne Angst genießen und sehen, wie schlecht es Líf ging – obwohl sie, was das betraf, ein bisschen enttäuscht war.

Líf wirkte nämlich keineswegs so niedergeschmettert, wie man hätte annehmen können. Sie war in erster Linie verletzt, weil Katrín ihre Sicht der Dinge nicht verstand. Sie wirkte irgendwie krank. Katrín hatte das zwar lange vermutet, es aber als Einbildung oder Eifersucht auf Lífs Fähigkeit, sich von den kleinen Katastrophen des Lebens nicht aus der Bahn werfen zu lassen, abgetan. Das einzige echte Gefühl, das sie empfinden konnte, war Angst. Angst um ihr eigenes Schicksal.

»Ich hasse dich, Líf«, sagte Katrín, als sie sich vorstellte, dass Líf sich vielleicht gar nicht so schlecht fühlte. Sie wollte alles tun, um ihr die Flucht vor der Wirklichkeit zu erschweren. »Ich hoffe, dass du heute Nacht verreckst. Oder einfach verschwindest. Das wäre die beste Lösung, dann müsste ich deine Leiche nicht sehen.«

Lífs Mundwinkel zogen sich noch weiter nach unten, doch dann lächelte sie, so als hätte Katrín einen Scherz gemacht. »Lass uns versuchen, Freunde zu sein. Das ist doch jetzt alles vorbei.«

Katrín hätte sie am liebsten angeschrien, beherrschte sich aber. Vor ihr saß eine Person, die zu allem fähig war. Und kilometerweit keine Hilfe in Sicht. Im Keller lag eine Leiche, und ein seltsames Wesen bedrohte sie und wollte ihnen etwas antun. Die Situation konnte gar nicht schlimmer werden, aber Schreien und Toben brachte nichts. Katrín biss sich auf die Lippen und verbarg ihr Gesicht zwischen ihren Knien. Sie spürte, wie der Schmerz versuchte, sich einen Weg durch ihren Schutzschild aus Wut zu bahnen. Sie zwang sich, es zu verhindern, und verdrängte die Bilder, auf denen Garðar nackt in Lífs Armen schlief. Das war nicht leicht, denn obwohl sie es nicht geschafft hatte, die Fotos genauer zu studieren, hatten sie sich in ihr Gehirn gebrannt, und sie konnte sich problemlos an die winzigsten Details erinnern. Die beiden hatten zusammen in einem großen Bett gelegen; das unpersönliche, gepflegte Ambiente ließ auf ein Hotelzimmer schließen, wahrscheinlich in Ísafjörður. Garðar hatte die Augen geschlossen, schlief entweder tief und fest oder war erschöpft vom Sex. Lífs Gesicht sah überhaupt nicht müde aus, sie lächelte barbusig in die Kamera, die sie selbst in der Hand hielt. Garðar lag auf allen Fotos in derselben Position, während Líf auf

unterschiedliche Weise posierte, wie ein Jäger auf Safari, der Fotos von sich und seiner Beute machte. Wie sie auf die Idee gekommen war, solche Fotos zu machen, war Katrín ein einziges Rätsel, und sie konnte sich nicht vorstellen, sie danach zu fragen. Es handelte sich zweifellos nur um ein Symptom ihrer Krankheit.

Der Docht am Kerzenstumpf flackerte. Katrín sah Angst in Líf's Augen aufblitzen, und ein wohliges Gefühl strömte durch ihren Körper. Wenn sie sich getraut hätte, mit Líf im Dunkeln zu sitzen, hätte sie sich vorgebeugt und die Kerze ausgeblasen, nur um Líf noch mehr in Panik zu versetzen. Doch der Gedanke, mit einer Verrückten alleine ohne Licht in einem Raum zu hocken, war nicht sehr verlockend. Andererseits würde die Kerze ohnehin jeden Moment ausgehen, der Stumpf ragte nur noch ein kleines Stück aus dem Kerzenständer.

»Die Kerze geht bald aus, Líf. Was willst du dann machen? Du kannst die Toten nicht betören. Vielleicht geht Garðar jetzt auch um.« Líf's Augen weiteten sich einen Moment lang und wurden dann wieder klein. »Du bist ekelhaft, Líf.« Katrín spuckte die Worte nur so aus. »Ekelhaft.« »Ich hab mich bei dir entschuldigt, was soll ich denn noch machen?« Líf klang verletzt und schien sich als Opfer der ganzen Geschichte zu sehen. »Garðar und ich waren immer ineinander verliebt, schon ganz lange. Es ist einfach passiert. Wir konnten nichts dagegen tun.«

»Halt den Mund!«, rief Katrín, obwohl sie es nicht wollte. Sie konnte es nicht ertragen, Líf's Version von ihrer Beziehung zu Garðar noch einmal zu hören. Líf hatte ihr zwar die ganze Geschichte erzählt, aber ihr Blickwinkel war so begrenzt und subjektiv, dass Katrín zwischen den Zeilen lesen musste, um die Wahrheit herauszuhören. Wenn ihre Intuition sie nicht trog, war ihr ganzes Leben seit dem Beginn ihrer Beziehung zu Garðar nur Show gewesen. Und sie war die Einzige, die nicht gewusst hatte, dass ihr näheres Umfeld nur eine Kulisse gewesen war. Vielleicht hatte sie das damals nicht sehen wollen, aber nachdem die giftigen Worte aus Líf's hübsch geformtem Mund geströmt waren, wusste sie es. Vielleicht war sie zu verliebt gewesen, um wahrhaben zu wollen, was sie jetzt endlich begriff. Garðar hatte sie nie geliebt. Sie war einfach nur zufällig da gewesen an dem Abend, als Líf Einar und nicht ihn gewählt hatte. Vielleicht dachte er, Líf würde es missfallen, ihn mit einer anderen Frau zu sehen, und ihre Meinung ändern. Aber da lag er

völlig falsch. Líf genoss es, ihn leiden zu sehen, und wusste, dass sie ihn haben konnte, wann immer sie wollte. Wahrscheinlich liebte Líf Garðar genauso wenig wie Garðar Katrín liebte, sie fand es einfach nur bequem, ihn als eine Art Sicherheitsventil im Hintergrund zu haben, als Rettungsring, den man nicht täglich benutzte, aber ab und zu mal brauchte.

Es war alles so seltsam und unverständlich, dass es Katrín schwindelte. Offenbar hatte Líf Einar nur aus finanziellen Gründen vorgezogen, auch wenn sie das nicht so direkt sagte. Aber ihre Worte ließen sich nicht anders deuten. Bei Einar hatte sich abgezeichnet, dass er mehr Geld verdienen würde als Garðar, und deshalb war klar, dass er sie bekommen würde und sie dafür ihn und sein Geld. Doch dann wandte Einar sich von ihr ab. Natürlich merkte er, dass die Liebe und der Charakter seiner Frau nicht echt waren. Vielleicht machte er keinen reinen Tisch und reichte nicht die Scheidung ein, weil Líf völlig emotionslos war und er befürchtete, sie könne ihm schaden, vielleicht wusste sie etwas über seine Geschäfte, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Líf hatte es ihm heimgezahlt, und Katríns einziger Trost war der, dass ihre Affäre mit Garðar damals noch nicht begonnen hatte, wobei sie vermutete, dass Líf es versucht hatte. Sie hätte es bestimmt perfekt gefunden, ihren Mann mit seinem besten Freund zu betrügen und ihm das bei einer guten Gelegenheit aufs Brot zu schmieren. Garðar hatte der Versuchung wohl nur wegen seiner Freundschaft zu Einar widerstanden und sich nicht vorstellen können, seinen Kameraden aus der Kindheit und besten Freund zu hintergehen. Für Katrín galt das offenbar nicht, denn er hatte die erstbeste Gelegenheit genutzt, mit Líf ins Bett zu gehen, als Einar tot war. Líf hatte sich zunächst ein anderes Opfer gesucht, einen Arzt, der ihr helfen sollte, ihre Ehe zu retten. Was für ein Witz. Líf hatte zwar nicht durchblicken lassen, dass sie für Einars Tod mitverantwortlich war, aber das war auch gar nicht nötig. Einar hätte sie garantiert verlassen, sobald er sichergestellt hätte, dass ein Großteil des Geldes ihm zufallen und Líf leer ausgehen würde. Und dazu noch die Erniedrigung. Katrín kannte Lífs Denkweise inzwischen gut genug, um zu wissen, dass sie sich damit nie abgefunden hätte. Deshalb musste Einar weg, und das hatte sie irgendwie geschafft. Katrín wusste es einfach; so, wie man wusste, dass es gefährlich war, zu nah an einem

steilen Felsabhang zu stehen, war ihr vollkommen klar, dass es genauso gefährlich war, Líf zu nahe zu kommen. Ein Mensch, der unfähig war, seine Taten zu bereuen, war unberechenbarer als ein Felsabhang, vor dem man sich leicht schützen konnte, indem man sich in sicherer Entfernung hielt. Aber eine sichere Entfernung zu Líf war an diesem Ort nicht möglich. Katrín schwor, sich nie wieder unter ein Dach mit dieser Frau zu begeben, falls sie jemals wohlbehalten zurück nach Reykjavík kämen. Niemals.

Eine ganze Weile sagte keine von ihnen ein Wort. Unterdessen wurde es noch kälter. Von ihren Lippen stiegen Atemwölkchen auf, und Katrín spürte, dass sie ihre Finger nicht mehr richtig bewegen konnte. Sie zog die Ärmel ihres Pullis über ihre Hände, aber das brachte nicht viel.

»Wer ist die Leiche im Keller?«, fragte Líf und starrte sie an. Katrín wäre ihrem Blick gerne ausgewichen, aber sie musste ihn einfach erwidern. Aber sie antwortete nicht. Líf ließ sich davon nicht bremsen und redete unbeeindruckt weiter. »Auf dem Bild sieht man eine Tasche. Eine altmodische Schultasche.« Sie beugte sich verschwörerisch vor und flüsterte, so als seien sie Freundinnen, die ein Geheimnis miteinander teilen: »Und überall liegen Muscheln.«

Katrín sagte nichts, drehte sich von ihr weg und ließ den Kopf wieder auf ihre Knie sinken. Sie hatte keine Ahnung, wer da unten lag, wahrscheinlich waren es die Knochen des Jungen, der hier herumirrte. An dem Skelett auf dem Bild klebte noch Stoff, der dem Mantel ähnelte, den der Junge getragen hatte.

»Das ist bestimmt der Geist, Katrín. Seine Gebeine. Ich glaube, an der einen Hand fehlen die Finger. Ob der Fuchs unter der Terrasse die Leiche aufgespürt hat? Und der Geist den Fuchs dann getötet hat, um sich für die verlorenen Finger zu rächen?« Líf schien den Streit zwischen ihnen ganz vergessen zu haben. Katrín konnte ihr Gesicht nicht erkennen, aber ihre Stimme klang so, als wäre gar nichts vorgefallen. »Vielleicht verschwindet er jetzt, nachdem wir die Falltür aufgemacht haben. Ich bin mir sicher, dass er das die ganze Zeit erreichen wollte. Dass wir seine Knochen finden, deshalb hat er auch den früheren Hausbesitzer getötet. Der hat die Falltür aus Versehen zugesperrt, und es bestand kaum noch eine Chance, dass die Knochen gefunden würden. Das haben wir ja jetzt gemacht, es sollte also alles in Ordnung sein.« Líf

hatte zwar selbst nichts dazu beigetragen, brüstete sich aber natürlich mit der Arbeit. »Hoffe ich zumindest«, flüsterte sie.

Katrín hatte das Gefühl, sich in einem Albtraum zu befinden. Sie schaute nicht auf, sondern sprach in ihre Knie: »Warum habt ihr euch mit diesem Haus rumgeschlagen? Warum hat Garðar mich nicht einfach verlassen, ohne mich in diesen Quatsch mit reinzuziehen? Dir gehört doch jetzt Einars ganzes Geld. Ich verstehe euch nicht. War Garðar genauso verrückt wie du?« Líf murmelte etwas Undeutliches, aber Katrín hatte genug verstanden. »Du wolltest Garðar mit seinen ganzen Schulden nicht? Hast du das gesagt? Obwohl du so viel Geld hast, dass du für den Rest deines Lebens keinen Finger mehr krumm machen musst?«

»Ich zahle nicht die Schulden anderer Leute. Das ist ungerecht. Es war Garðars Idee, und ich habe versucht, ihn davon abzuhalten. Deshalb bin ich mitgekommen, um ihn abzuhalten.«

»Ihn von was abzuhalten?« Katrín presste ihr Gesicht so fest gegen ihre Knie, dass ihre geschlossenen Augen weh taten.

»Dich zu verletzen. Dich umzubringen. Er hat die Steine auf dich fallen lassen. Er hatte das vorbereitet, als wir zum ersten Mal hier waren. Er musste nur noch an dem Seil ziehen und ... bumm!« Líf atmete heftig.

»Ich hab versucht, es zu verhindern. Vielleicht ist es gut, dass er weg ist.«

Katrín schwieg und spürte, wie die Tränen ihre Hosenbeine nässten. Sie wusste nicht, ob es Wut- oder Enttäuschungstränen waren. Sie räusperte sich, weil sie nicht wollte, dass Líf sie weinen hörte. »Bist du verrückt?«, zischte sie. Als ob Garðar nach ihrem Tod bessergestellt gewesen wäre! Nach einer Scheidung hätte er nur noch die Hälfte der Schulden gehabt. Und als Witwer alle. Plötzlich fiel ihr die Lebensversicherung ein. Das Geld, das sicherstellen sollte, dass der eine Ehepartner nicht in finanzielle Schwierigkeiten geriet, wenn der andere starb. »Du hast die Tür gegen mich geknallt, oder?« Líf musste gar nicht darauf antworten, ihr betretenes Gesicht sagte alles. Katrín vermutete, dass ihr krankes Hirn jetzt verzweifelt versuchte, Garðar die Schuld in die Schuhe zu schieben. Aber sie wollte es nicht hören. »Hast du Einar umgebracht, Líf? Und Garðar vielleicht auch?«, fragte sie.

»Nein, wie kommst du darauf? Ich hab dir doch gesagt, dass ich versucht habe, Garðar zurückzuhalten. Ich habe versucht, dich zu retten. Wir sind

Freundinnen!«

Katrín wurde übel. Wie konnte Líf nur glauben, dass sie nicht mehr wüsste, wie es zu dem Einsturz gekommen war? Líf hatte sie aufgefordert, durch das Loch in die Halle zu schauen, und ihr keine Ruhe gelassen. Wenn Garðar die Steine runtergestoßen hatte, dann nur, weil Líf ihn dazu angestiftet hatte. Und als Katrín die Treppe hinuntergestürzt war, hatte Líf hinter der Tür gestanden. »Lügnerin!« Mehr traute sich Katrín nicht zu sagen. Die wunderbare Wut, an der sie sich festgeklammert hatte, verblasste langsam, und Verzweiflung über ihre Situation, den Betrug und die Falschheit stieg in ihr hoch. Zusammen mit den Schmerzen in ihrem Fuß und der beißenden Kälte ein perfekter Cocktail aus Unglück und Verzweiflung. Katrín hatte sich noch nie so ohnmächtig gefühlt.

»Ich tue einfach so, als hättest du das nicht gesagt«, sagte Líf zähneklappernd. »Morgen früh, wenn wir ein bisschen geschlafen haben, sieht alles viel besser aus. Glaub mir, ich spüre es. Der Tiefpunkt ist erreicht, jetzt geht es wieder aufwärts. Morgen kommt das Boot, und alles wird wieder so wie vorher. Jedenfalls fast.« Sie musterte die zerknitterte Zigarettenpackung auf dem Tisch. »Ich glaube, ich rauche jetzt die letzte Zigarette. Ich weiß, dass du nicht mit mir zur Tür kommst, aber es droht bestimmt keine Gefahr mehr, seit sich das Wetter beruhigt hat. Dieser Albtraum ist vorbei.«

Wie auf Bestellung quietschten die Türangeln im ersten Stock. Die Frauen zuckten zusammen und starrten mit aufgerissenen Augen an die Decke. Das Quietschen wiederholte sich, so als ginge ganz langsam eine Tür auf. Dann knallte es so laut, dass Katrín fast damit rechnete, dass die Tür auf den Boden krachte. Stattdessen ertönten ein abartiges Kichern und dann Schritte im Flur. Die Luft vibrierte, und ein loser Farbschnipsel fiel von der Decke auf den Küchentisch, genau in die Zigarettenpackung. Líf schlug sich die Hand aufs Herz. »Er ist oben.« In dem Moment drang ein lautes Klopfen aus dem Keller. Katrín erschrak so sehr, dass sie sich den Hals verrenkte, als sie den Kopf abrupt von den Knien hob.

Adrenalin schoss durch ihre Adern, und der Schmerz in ihren tauben Fingern verschwand. Sogar ihrem Fuß schien der Schock gutzutun, denn das Pochen im Fußrücken wurde weniger, hörte aber nicht ganz auf. Líf starrte Katrín mit aufgerissenen Augen an. Es klopfte wieder, diesmal

etwas leiser, und dann hörte es sich so an, als würde unter ihnen etwas über den Boden zu dem Loch geschleift. Katrín und Líf trauten sich nicht mehr zu atmen, und von Putti war kein Mucks zu hören. Das Geräusch wurde immer deutlicher, je näher es kam, und wurde von einem undeutlichen Murmeln begleitet, das man unmöglich verstehen konnte. Katrín holte tief Luft und schaute zum Fenster. Ihr einziger Gedanke war, hier rauszukommen, und das war der kürzeste Weg. Sie erschauerte. Ihre Hoffnung war dahin. Draußen stand der Junge, aber es schien ein anderer zu sein als der, den sie bisher gesehen hatten. Er war etwas kleiner und starrte mit gebrochenen Augen durchs Fenster, sein gräuliches Gesicht war unendlich traurig. Draußen oder drinnen. Es spielte keine Rolle mehr. Sie konnten dem Tod nicht ausweichen. Líf schrie, als sie sah, warum Katrín so blass geworden war, und ihr Schrei war so heftig, dass sie dabei die Kerze ausblies. Sie verstummte und begann zu schluchzen. In totaler Dunkelheit und völliger Hoffnungslosigkeit blieb ihnen nichts anderes übrig, als auf die kratzenden Geräusche in der Nähe des Lochs zu lauschen, in dem etwas hochzukriechen schien. Dann knarrte der Boden, als das Wesen auf sie zukam. Katrín saß näher an dem Loch, und die Schritte hielten hinter ihr an. Sie spürte einen kalten Atem an ihrem Hals, gefolgt von dem ekelhaften Geruch, den sie so abstoßend fand. Sie stöhnte unbeabsichtigt, obwohl sie eigentlich keinen Mucks von sich geben wollte, damit das Wesen verschwand oder rüber zu Líf ging. In ihrer Verzweiflung schoss ihr durch den Kopf, dass der Geist am Ende vielleicht doch gut wäre und ihr nichts tun würde.

Da legten sich zwei winzige, eiskalte Hände um ihren Hals.

32. Kapitel

Freyr schien endlich aus seinem Delirium zu erwachen. Er saß da und wunderte sich darüber, dass er das Haus, in dem er schon die ganze Zeit in Ísafjörður wohnte, nicht gemütlicher eingerichtet hatte. Zum ersten Mal gingen ihm die zusammengewürfelten Möbel auf die Nerven; sämtliche Konturen waren klarer geworden. Er presste ein Bild von seinem Sohn an seine Brust, so als wolle er nicht, dass Benni sähe, wie er jetzt wohnte. Es hatte etwas Tröstliches, das Kind so an sich zu drücken, auch wenn das gerahmte Foto nur aus Tinte und Papier bestand – eine zweidimensionale Momentaufnahme aus Bennis viel zu kurzem Leben. Freyr schloss wieder die Augen und wünschte sich, dass die kommenden Tage und Wochen Mitleid mit ihm haben und schnell vorübergehen würden. Jetzt, da sich sein größter Wunsch, Bennis sterbliche Überreste zu finden, zu erfüllen schien, wurde ihm klar, dass er, entgegen aller Logik, tief im Inneren stets gehofft hatte, dass Benni noch am Leben wäre. Diese Hoffnung war nun zunichte. Freyr hatte Angst davor, Sara die Neuigkeit zu überbringen, und hatte noch nicht mal versucht, sie anzurufen. Sie würde sowieso nicht rangehen, und er wollte ihr die Nachricht nicht um die Ohren schmettern, solange sie nicht offiziell bestätigt war. Aber das würde nicht mehr lange dauern.

»Trink das.« Dagný kam mit einem Glas mit einer goldenen Flüssigkeit ins Wohnzimmer. »Ich hab eine Flasche Whisky in der Küche gefunden. Ich hoffe, du hast nichts dagegen, dass ich sie aufgemacht habe.«

Freyr löste seinen Griff um den Bilderrahmen und nahm das Glas entgegen. Er hatte die Flasche aus Reykjavík mitgebracht, ein Abschiedsgeschenk seiner Kollegen, die nicht wussten, dass er keinen Whisky mochte. Der starke Alkohol brannte in seiner Kehle. »Danke.«

Er trank einen zweiten, größeren Schluck, der schon besser runterging.

»Gibt's was Neues?«

Dagný setzte sich vor ihm auf einen Stuhl, und sie schauten sich in die Augen. »Es ist der Wagen. Ich habe die alten Ermittlungsunterlagen überprüfen lassen. Der Mann hat an dieser Tankstelle etwas gegessen. Es war die letzte Zahlung mit seiner Kreditkarte, bevor er sie in Ísafjörður benutzt hat. Die Quittung lag im Handschuhfach, als wir seinen Wagen

damals durchsucht haben. Die Zeit stimmt genau mit der Aufnahme der Sicherheitskamera überein.«

Freyr nickte dumpf. Er trank noch einen Schluck und hoffte, dass der Alkohol bald wirken würde. »Und man weiß nicht, was mit dem Mann passiert ist?«

»Nein, er ist ungefähr zur selben Zeit verschwunden wie dein Sohn. Vor drei Jahren.« Dagný lehnte sich zurück, wirkte aber immer noch angespannt. »Als wir die Info bekommen haben, dass seit zirka zwei Wochen am Kai in Ísafjörður ein Auto steht, haben wir den Eigentümer ermittelt und anschließend nach ihm gesucht. Ihm gehörte ein Haus in Hesteyri, und er hat sich und die Sachen aus dem Anhänger rüberbringen lassen, um es zu renovieren. Der Skipper, der ihn gefahren hat, meinte, er hätte anrufen sollen, wenn er abgeholt werden wollte, aber das hätte er noch nicht getan. Er hat sich keine großen Gedanken deswegen gemacht, aber angesichts seiner Beschreibung der Vorräte, die der Mann dabei hatte, hielten wir es für angebracht, nach Hesteyri zu fahren, um zu sehen, wie es ihm geht. Der Herbst war schon sehr kalt, und wir hatten allen Grund, uns Sorgen um ihn zu machen. Was sich als richtig herausstellte, er wurde nie gefunden.«

»Was kann mit ihm passiert sein? Das ist doch kein großer Ort, oder?« Freyr vermied es, die Frage zu stellen, die ihm am meisten auf der Zunge brannte. Erst musste er noch etwas trinken.

»Wir wissen es nicht. Hesteyri ist zwar ein kleines Dorf, aber es liegt mitten in endloser, unberührter Natur, wo er sich verlaufen haben könnte. Er muss eine Wanderung gemacht haben oder einfach losgelaufen sein, in dem Glauben, bewohnte Gegenden erreichen zu können. Wir haben sein leeres Handy gefunden. Man weiß natürlich nicht, ob sich die Batterie erst später geleert hat oder ob das Handy nicht funktioniert hat, als er den Skipper anrufen wollte und er keine andere Möglichkeit gesehen hat, als zu Fuß loszugehen.«

»Klingt wahrscheinlich.« Freyr nippte an seinem Whisky, gab sich einen Ruck und kippte den Rest in einem Zug hinunter.

»Na ja, es waren noch für mindestens zwei Tage Vorräte im Haus. Er hatte also eigentlich keinen Grund zur Panik.« Dagný rieb ihre Lippen aneinander, so als würde sie Lippenbalsam darauf verteilen. »Hast du jetzt genug Alkohol intus, um mir sagen zu können, woher du über das

Schicksal deines Sohnes Bescheid weißt?«

Freyr wollte sie anlächeln, konnte es aber nicht. Seine Gesichtsmuskeln gehorchten ihm nicht mehr. »Nein, ich hab versprochen, es nicht weiterzuerzählen, ich kann mein Wort nicht brechen.« Er konnte von Dagný nicht verlangen, Informationen zurückzuhalten, wenn sie später einen Bericht über die Lösung des Falls schreiben musste. Er würde das Versprechen, das er dem Jungen gegeben hatte, halten. Er hatte nichts anderes verbochen, als jung zu sein und die Umstände falsch zu interpretieren, und bestimmt schon genug gelitten, weil er geschwiegen hatte. Vielleicht würde er seinen Eltern alles erzählen, wenn in den Medien über den Fund von Bennis Leiche berichtet wurde, aber das musste er selbst entscheiden. Freyr war sich auch nicht sicher, ob er Sara die ganze Geschichte erzählen sollte, obwohl sie ein Recht darauf hatte. Vielleicht schätzte sie die Sache anders ein als er und machte den Jungen für Bennis Tod verantwortlich, was zwar verlockend, aber sehr ungerecht war. Freyr konnte einfach nicht wissen, wie sie auf den Schock reagieren würde.

Er stellte das Glas auf den Tisch und lehnte den Kopf zurück. Wie lange hatte es gedauert, bis Benni tot war? Eine Stunde? Zwei? Drei? Er wollte es nicht wissen, aber trotzdem brannte ihm die Frage auf den Lippen. Sie war völlig sinnlos, und es gab keine Antwort darauf. Genauso gut konnte er sich den Kopf darüber zerbrechen, was passiert wäre, wenn dieses oder jenes anders gelaufen wäre. Wenn dem Jungen, der mit Benni zur Tankstelle gegangen war, nicht plötzlich eingefallen wäre, dass er zu spät zum Geburtstag seines Cousins kommen würde und er deshalb nicht nach Hause gegangen wäre. Wenn der Junge einem anderen Kind Bescheid gesagt hätte, dass Benni sich in der grünen Tonne verstecken wollte, die aussah wie ein U-Boot und ganz hinten auf dem Tankstellenparkplatz auf einem Anhänger stand, anstatt direkt nach Hause zu laufen. Wenn er gewusst hätte, was eine Klärgrube ist und nicht das Wort U-Boot benutzt hätte. Hätte Benni sich ein anderes Versteck gesucht, wenn der Mann den Anhänger nicht abgehängt hätte, um mögliche Beschädigungen an der Anhängerkupplung zu überprüfen? Wäre ihm dann vielleicht klargeworden, dass der Anhänger früher oder später wegfahren würde? Doch nichts von alldem war passiert. Was, wenn die Kinder nicht die Lust verloren hätten, sich innerhalb der

Grenzen ihres Viertels zu verstecken? Wenn sie nicht beschlossen hätten, das Gebiet, in dem man sich verstecken durfte auszuweiten, so dass es bis zur Tankstelle reichte? Und sich getraut hätten, der Polizei und ihren Eltern davon zu erzählen? Was dann? Hätte Benni dann auf andere Weise den Tod gefunden, und wenn ja, wie?

Freyr versuchte, an etwas anderes zu denken, es gab so unendlich viele Wenns. Es gelang ihm einfach nicht. Stattdessen brach eine Sturzwelle von Gedanken über die letzten Minuten in Bennis Leben über ihn herein. Es gab keinen Platz mehr für weitere Wenns – in dem Moment, als das Auto losgefahren war, hatte es kein Zurück mehr gegeben. Das Einzige, was anders hätte laufen können, war, dass Sara und er möglicherweise früher von Bennis Schicksal erfahren hätten, wenn der Junge die Wahrheit gesagt hätte. Doch auch dann wäre es zu spät gewesen, um sein Leben zu retten, denn der Junge hatte erst am nächsten Tag vom Verschwinden seines Freundes erfahren. Als die Polizei zu ihm nach Hause gekommen war und ihm gesagt hatte, dass nach Benni gesucht würde, hatte er die Wahrheit sagen wollen, aber bei dem irritierten Gesichtsausdruck seiner Mutter Skrupel bekommen und die Geschichte abgeändert. Er hatte geglaubt, er würde Ärger bekommen, weil Benni und er sich auf dem Parkplatz verstecken wollten. Den Kindern war es streng verboten, die Straße zwischen ihrem Viertel und der Tankstelle zu überqueren. Als die Polizisten sehr ernst reagiert hatten, hatte er sich in seinem kindlichen Denken eingeredet, dass Benni sein Versteck bestimmt verlassen hätte, bevor er verschwunden wäre.

Freyr ermahnte sich, dass es nichts brachte, sich endlos darüber den Kopf zu zerbrechen. Als der Junge von Bennis Verschwinden erfahren hatte, war der längst tot gewesen. Wenn Benni bei Bewusstsein gewesen wäre, hätte er auf sich aufmerksam gemacht, als der Container vom Anhänger auf das Boot nach Hesteyri gehoben worden war.

Wahrscheinlich hatte er einen Zuckerschock bekommen, als das Auto losgefahren und er sich seiner Lage bewusst geworden war – in seiner verzweifelten Lage hatte er Insulin gebraucht, das ihm seine gestörten Körperfunktionen nicht hatten geben können. Die Frage, warum er sich nicht bemerkbar gemacht hatte, als der Anhänger wieder an das Auto angekuppelt worden war, würde wohl nie beantwortet werden, vielleicht hatte er zu lange darüber nachgedacht und sich vor dem Zorn des

Autobesitzers gefürchtet. Wenn jemand schuld war, dann Freyr. Wenn er Líf nicht getroffen hätte, wäre er dem Mann nicht hinten draufgefahren, und der Anhänger hätte gar nicht auf dem Parkplatz gestanden, als Benni und der andere Junge dort aufgekreuzt waren. Dann hätte sich Benni hinter etwas fest Festverankertem versteckt, wäre von den anderen Kindern gefunden worden, und das Leben wäre ganz normal weitergegangen.

»Ich bin ein solcher Idiot, Dagný«, sagte Freyr ohne genauere Erklärung. »Ich denke, wir sollten uns beeilen«, entgegnete Dagný, die ihn nicht weiter bedrängte. »Falls du dir sicher bist, dass du mitfahren willst«, sagte sie verlegen, so als fürchte sie, dass das Gespräch zu persönlich werden könnte. Freyr nahm es ihr nicht übel. »Ich habe einen Skipper ausfindig gemacht, der sich zutraut, uns nach Hesteyri zu bringen. Veigar kommt mit, ich bin nicht im Dienst, deshalb ist es besser, wenn er dabei ist. Aber es ist sehr stürmisch, wenn du leicht seekrank wirst, solltest du lieber hierbleiben.«

Freyr schaute sie an. Er hatte nicht die geringste Ahnung, ob er leicht seekrank würde, da er so selten mit dem Schiff fuhr. Aber es spielte auch keine Rolle, er wäre bereit, sich die Seele aus dem Leib zu kotzen, um nach Hesteyri zu kommen.

»Ich komme mit«, sagte er mit all der Überzeugung in der Stimme, an der es seiner Seele mangelte.

Die Taschenlampen brachten nicht viel in der Dunkelheit. Vom Deck des Schiffes aus konnte Freyr nur die Umrisse von Häusern sehen, die auf der Ebene zwischen Strand und Bergen standen. Es war kaum zu erkennen, wo die Berge endeten und der Nachthimmel anfang.

»Ich hab versucht, sie zu warnen«, sagte der Kapitän und zog fest an dem Seil, mit dem er das Boot am Steg befestigt hatte. Das Meer war unruhig, und er wollte sichergehen, dass das Boot noch da war, wenn sie zurückkämen. »Ich wollte ihnen nicht unnötig Angst einjagen und bin nicht ins Detail gegangen, aber euch kann ich ja sagen, dass es ziemlich viele Gerüchte über dieses Haus gibt. Von dort kann man den Fjord überblicken, und angeblich sind schon mehrere Leute mit dem Haus vor Augen ertrunken, es war das Letzte, was sie in diesem Leben gesehen haben. Die Verzweiflung eines Ertrinkenden ist mit nichts zu

vergleichen, sie könnte einen gewissen Einfluss haben.«

Veigar schnaubte. »Wir schauen mal bei ihnen rein, wir müssen ja zu ihrem Haus. Ihre Handys sind ausgeschaltet, und sie haben nicht angerufen, sagen Sie?«

»Ja, aber ich habe auch nicht unbedingt damit gerechnet. Wir hatten verabredet, dass ich sie morgen Abend abhole. Ich hoffe, sie sind bereit, jetzt mitzukommen, dann spare ich mir die Fahrt morgen. Die Wettervorhersage ist ziemlich schlecht, und wenn sie nicht mitkommen, könnten sie einen oder zwei Tage abgeschnitten sein. Es ist ganz normal, dass sie ihre Handys ausgeschaltet haben, ich hatte ihnen dazu geraten, um Akku zu sparen. Sie haben mich wohl beim Wort genommen.«

Freyr schaltete seine Taschenlampe aus, um die Batterie zu schonen.

»Das Haus sieht leer aus. Es ist genauso dunkel wie die anderen«, bemerkte er.

Der Kapitän warf ihm einen verachtungsvollen Blick zu. Es war unschwer zu erkennen, was er von ihm hielt. Freyr hatte während der gesamten Überfahrt blass und trübselig dagesessen. Er hatte zugehört, wie sich seine Mitreisenden unterhielten und sich manchmal etwas zuflüsterten, das er nicht verstehen konnte. Auf diese Weise hatte er es geschafft, nicht durchzudrehen oder bei dem Gedanken an das Bevorstehende zusammenzubrechen. Er betete zu Gott, an den er eigentlich nicht glaubte, dass die Klärgrube noch nicht angeschlossen sei, dass der Mann verschollen sei, bevor er sie ihn Betrieb genommen hätte, und dass die drei Reykjavíker, die aus demselben Anlass dort waren, mit etwas anderem als der Toilette angefangen hatten. Sein Kind hatte einen besseren Ort verdient. Er spürte eine Übelkeit, die nichts mit Seekrankheit zu tun hatte.

»Hier gibt es keinen Strom, mein Lieber. Die sind bestimmt da, auch wenn das Haus nicht so erleuchtet ist wie die Häuser in Reykjavík«, tönte der Kapitän.

»Verstehe.« Freyr war froh, dass der Mann keine Ahnung hatte, wer er war und was er in Hesteyri wollte, und sich nicht von Mitleid leiten ließ. Dadurch verringerte sich die Gefahr, dass Freyr zusammenbrechen würde.

Sie kletterten auf den Steg und gingen an Land. Die Holzkonstruktion knirschte unter ihren Füßen, was die Einsamkeit unterstrich, die sie

jenseits des Strandrückens erwartete. Häuser, die früher mit Leben erfüllt gewesen waren, standen jetzt leer oder waren als Sommerhäuser hergerichtet. Freyr hatte den Eindruck, als würden die Gebäude die Gäste anstarren und hoffen, dass ihre alten Bewohner endlich zurückgekehrt wären. Er hätte sich nicht gewundert, wenn er leise Seufzer gehört hätte, wenn die Häuser merkten, dass es sich um ganz andere Leute handelte. Aber natürlich geschah nichts dergleichen. Die Stille, die ihnen entgegenschlug, war so eindringlich, dass keiner von ihnen sie durchbrechen wollte und sie sich ohne weitere Worte auf den Weg machten. Für die anderen war das Laufen nur notwendig, um zum Haus zu gelangen, aber für Freyr war jeder Schritt eine schwere Etappe auf dem Weg zum unausweichlichen Ende einer Tragödie, die er denen, die ihm am liebsten waren, zugefügt hatte.

Vielleicht war es der Alkohol, der am Ende doch die beabsichtigte Wirkung gehabt hatte, oder die Melancholie, dass er meinte, in dem toten Gebüsch neben dem Pfad ein Flüstern zu hören. Der Schein der Taschenlampen warf merkwürdige Schatten, und neben dem Weg schien sich etwas zu bewegen. Die Lichtkegel schlangen beim Gehen unregelmäßig hin und her, und es war schwer, irgendetwas zu erkennen. An einer Stelle meinte Freyr, nur wenige Meter entfernt Schritte zu hören, so als folge ihnen jemand auf dem Pfad, ein stiller Begleiter, der nicht gesehen werden wollte. Freyr blieb stehen, schaltete seine Taschenlampe ein, leuchtete nach rechts und links und ließ den Lichtstrahl über das hohe Gebüsch gleiten, sah aber nichts. Er versuchte, in die Wand aus Pflanzen hineinzuleuchten, die den Pfad begrenzte, sah aber zwischen den vergilbten Stängeln nur Finsternis.

»Was ist?« Dagný hatte sich umgedreht und war zu ihm gekommen, während er dastand und dem Lichtstrahl nachstarrte.

»Ich dachte, ich hätte jemanden gehört, aber ich sehe nichts«, antwortete er und streckte sich.

»Bestimmt nur ein Fuchs, davon gibt es hier viele«, entgegnete sie und musterte ihn eindringlich, wie wenn sie nach Anzeichen suchen würde, dass er den Verstand verloren hatte. »Du kannst auch hier oder unten am Steg warten. Ich hole dich, wenn wir wissen, ob dein Verdacht richtig ist. Es ist nicht nötig, dass du die ganze Zeit dabei bist.«

»Ich bin schon in Ordnung, mach dir keine Sorgen.« Freyr versuchte,

überzeugend zu klingen. Natürlich sollte er lieber warten und sich rufen lassen, wenn alles vorbei war, aber er konnte es einfach nicht. Er wollte jeden Schritt und jeden Handgriff, die dazu führten, dass sein Sohn gefunden würde, mit eigenen Augen sehen, anstatt alleine mit seinen Hoffnungen und Befürchtungen in der Dunkelheit zu sitzen.

»Na gut«, sagte Dagný unsicher. »Dann geh voraus. Kommt nicht in Frage, dass du auch noch zurückbleibst.«

Freyr fügte sich und sagte ihr nicht, dass er gerade die Äste zur Seite schieben wollte, als sie ihn gestört hatte. Während sie weiter durch die Dunkelheit stapften, bemühte er sich, die Taschenlampe nur nach vorne zu richten, damit Dagný nicht merkte, dass er immer noch das Gefühl hatte, verfolgt zu werden. Am liebsten hätte er sich umgedreht und sie gefragt, ob sie das Flüstern und Knacken im Gebüsch nicht gehört hätte, aber dann würde sie ihn womöglich sofort wieder runter zum Boot schicken. Er riss sich zusammen und verdrängte das Verlangen zu fliehen, obwohl sein Körper ihm befahl, sich vor dieser schrecklichen Gefahr in Sicherheit zu bringen. Als sie den kleinen Fluss überquert hatten und bei dem Haus angekommen waren, war Freyr trotz der Kälte schweißgebadet.

»Hier ist es ja so still wie in einem Grab«, bemerkte Veigar, bereute die unglückliche Formulierung jedoch sofort wieder und versuchte, sie abzuschwächen. »Nichts zu hören, noch nicht mal ein Schnarchen.«

Dagný runzelte die Stirn, und ihr Gesicht wirkte im Schein der Taschenlampe verzerrt. »Ist das auch ganz bestimmt das richtige Haus?«, fragte sie den Kapitän.

»Ja, ganz sicher. Den ganzen Kram da haben sie mitgebracht.« Er zeigte auf einen kärglichen Stapel Brennholz, ein paar Bretter und einen mit Segeltuch zugedeckten Haufen, unter dem alles Mögliche sein konnte.

»Sollen wir einfach anklopfen?«

Schweigend standen sie nebeneinander und starrten das Haus an. Keiner stimmte dem Vorschlag des Kapitäns zu, obwohl er vernünftig war.

Freyr vermutete, dass er nicht der Einzige war, der sich komisch fühlte; die Geräusche hatten in dem Moment aufgehört, als sie den Pfad verlassen hatten, aber es lag immer noch etwas Unheimliches in der Luft. Sogar das Haus, ein ganz normales, hübsches, altes isländisches Holzhaus, wirkte bedrückend, wie es so still dastand und sie aufforderte,

an die Tür zu klopfen. Das Licht der Taschenlampen beleuchtete nur einen Teil der Giebelwand, während die Längsseite des Hauses im Dunkeln lag. Endlich ergriff Dagný die Initiative: »Komm mit, Veigar. Ihr beide wartet hier, während wir nachsehen, ob die Leute gesund und munter sind.«

»Klar doch!«, sagte der Kapitän und schlug Freyr kräftig auf die Schulter. Er schien nichts dagegen zu haben, draußen zu warten. »Wir warten hier ganz entspannt.«

Bei dem kräftigen Schlag des alten Mannes stolperte Freyr einen Schritt nach vorne. Er wollte nicht ins Haus, der Klärbehälter war draußen und vielleicht sogar schon unter der Erde. Er hätte sogar darauf stehen können. Bei der Vorstellung machte er zwei Schritte zur Seite, doch als er den trüben Lichtstrahl über den Boden gleiten ließ, war nur eine dünne Schneeschicht zu sehen. Er überlegte, ob er einmal ums Haus gehen sollte, brachte es aber nicht über sich – es war besser, wenn Dagný und Veigar nachher mitkämen. Ein lautes Klopfen durchbrach die Stille und hing in der Luft.

»Ist jemand zu Hause?« Veigars Stimme war weithin vernehmlich, und Freyr hielt es für ausgeschlossen, dass jemand bei dem Lärm schlafen konnte. Veigar klopfte noch einmal und rief: »Hier ist die Polizei. Wir kommen jetzt rein.« Das Quietschen des Türgriffs schmerzte in den Ohren, doch es folgte kein Knarren, wie wenn die Tür geöffnet wurde. Dagný und Veigar kamen um die Ecke und sagten, sie müssten überprüfen, ob die Hintertür unverschlossen sei, sonst müssten sie sie aufbrechen.

Freyr und der Kapitän folgten ihnen automatisch. Sie hielten etwas Abstand, damit die beiden nicht glaubten, sie wollten mit reinkommen, waren aber so nah, dass sie sehen konnten, was vor sich ging. Dagný und Veigar stiegen auf eine alte Terrasse, die ziemlich baufällig aussah, klopfen fest an die Hintertür und riefen laut nach den Gästen.

»Könnte sein, dass sie unten im Arzthaus sind«, rief der Kapitän Veigar genau in dem Moment zu, als sich der alte, kräftige Polizist mit der Schulter gegen die Tür schmeißen wollte. »Mir ist gerade wieder eingefallen, dass ich ihnen den Schlüssel gegeben habe, falls sie irgendwelche ... Unannehmlichkeiten haben.«

Veigar und Dagný drehten sich zu ihm um. Sie verzogen zwar keine

Miene, aber es war trotzdem klar, dass sie sich über den Kapitän ärgerten. »War da Licht? Oder kam Rauch aus dem Schornstein?«, fragte Dagný.

»Äh, nein.« Der Kapitän machte einen Schritt auf Freyr zu, wie um zu demonstrieren, dass sie zusammenhalten würden.

»Na gut, wenn sie nicht hier sind, schauen wir eben nachher noch in das andere Haus.« Sie wandte sich wieder der Tür zu, und Veigar schmiss sich gegen die abgenutzte Holzplatte. Es knackte und knirschte, aber die Tür bewegte sich nicht. Er warf sich noch mal dagegen, und beim dritten Mal sprang die Tür auf. »Igitt!« Dagný und Veigar wichen zurück, und eine Sekunde später erreichte der Gestank Freyr und den Kapitän, die sich ebenfalls die Nase zuhielten. »Was für ein ekelhafter Mief.« Veigar spuckte auf die Terrasse, und Freyr wollte es ihm nachtun. Der Geruch war anders als alles, was er je gerochen hatte, obwohl er in seiner Ausbildung einiges kennengelernt hatte. Er glich am ehesten einem Geruch in der Rechtsmedizin, wenn die Bauchhöhle eines Menschen geöffnet wurde, der ertrunken und mehrere Tage im Meer getrieben war. Ein salziger Modergeruch.

Etwas schoss durch die Tür, und sie hielten die Luft an. »Was zum Teufel war das?«, stieß der Kapitän hervor. Er stand jetzt so dicht neben Freyr, dass der ein Stück zur Seite treten musste, um nicht hinzufallen. Sie schwenkten ihre Taschenlampen und suchten schweigend nach einer Erklärung. Plötzlich sahen sie ein kleines Tier zitternd neben Freyr stehen, ein winziger Hund, der bestimmt schon bessere Zeiten erlebt hatte. Sein Fell war verschmiert und klebte in Striemen an seinem schwächtigen Körper. »Den hatte ich ganz vergessen! Sie hatten ja einen Hund dabei.« Der Kapitän presste die Hand aufs Herz. »Hab ich mich erschrocken!«

»Gibt es sonst noch was, das Sie vergessen haben, uns zu sagen?«, fragte Dagný und ging wütend an ihnen vorbei zu dem Hund. »Es wäre schön, wenn wir das erfahren würden, bevor wir ins Haus gehen.« Sie beugte sich zu dem kleinen Tier hinunter, das erst zurückwich, aber dann auf sie zukam und sich von ihr auf den Arm nehmen ließ. »Der zittert ja total, der Arme. Wissen Sie noch, wie er heißt?«

»Hvutti oder Patti oder so.« Der Kapitän starrte den Hund angewidert an. »So eine erbärmliche Töle kann man ja wohl nicht Hund nennen.«

Dagný antwortete nicht und gab Freyr den Hund. »Pass auf ihn auf. Ich will ihn nicht hier in der Wildnis einfangen müssen, bevor wir zurückfahren.« Freyr nahm den Hund, der ihn neugierig musterte, wie um abzuchecken, ob er vertrauenswürdig sei. Sein kleiner Körper schien nur aus Fell und Knochen zu bestehen, und man hätte ihn gar nicht gemerkt, wenn er nicht am ganzen Körper gezittert hätte. Freyr streichelte dem armen Kerl mit der freien Hand über den Kopf, ohne Angst zu haben, gebissen zu werden. Das spielte einfach keine Rolle und hätte vielleicht sogar dazu geführt, dass sich Freyr besser fühlen würde. Aber der Hund machte keine Anstalten, ihn zu beißen, schloss die Augen und entspannte sich ein wenig. Dann drehte er den Kopf zum Haus und knurrte leise; auf Freyrs sicherem Arm fand er langsam seinen Mut wieder. Während Freyr das Tier auf seinem Arm zurechtsetzte, fiel sein Blick auf seine Hand – sie war ganz schmutzig, nachdem er den Hund gestreichelt hatte. Er konnte nicht viel sehen, aber als er an seiner Hand roch, stellte er fest, dass es Blut war. Instinktiv hielt er das Tier von sich weg und rief Dagný und Veigar zu: »Der Hund ist voller Blut!« Die beiden schauten auf. »Aber er ist nicht verletzt, es muss von jemand anderem sein.« Sie nickten ernst und wandten sich dann wieder dem Haus zu.

»Was?« Der Kapitän leuchtete den Hund an und wich zurück, als er sah, dass Freyr recht hatte. »Verdammt, das verspricht nichts Gutes.« Er schaute zum Haus. »Bin ich froh, dass ich da nicht reinmuss.«

Sie beobachteten, wie Veigar und Dagný ihre Nasen in die Armbeugen steckten und ins Haus gingen. Schweigend verfolgten sie, wie der Schein der Taschenlampen durchs Haus huschte. Kurz darauf blieb das Licht an einer Stelle und bewegte sich dort nur noch hoch und runter, vor und zurück. Dann kam der eine Lichtstrahl wieder denselben Weg zurück, Dagný erschien in der Tür und rief nach Freyr.

»Kannst du mal kommen? Wir haben eine Frau gefunden. Sie ist verletzt oder krank. Am besten siehst du sie dir mal an, bevor wir sie bewegen.« Freyr gab dem Kapitän den Hund, der nicht sehr glücklich war, das verdreckte Tier anfassen und alleine draußen bleiben zu müssen. Dagný verbot ihm, sich von der Stelle zu bewegen, und ihre Stimme war so ernst, dass er gehorchte. Bei der Aufregung vergaßen Dagný und Freyr völlig, sich vor dem Gestank zu schützen, der sie in der Türöffnung wie

ein unsichtbarer Vorhang traf. Aber sie gewöhnten sich unglaublich schnell daran, nachdem sie das Haus betreten hatten. Das wenige, das Freyr vom Inneren des Hauses sah, war so, wie er es sich vorgestellt hatte: ziemlich alt und abgenutzt, obwohl man an einigen Stellen erkennen konnte, dass jemand versucht hatte, es zu renovieren. Sogar bei dem schwachen Licht konnte man sehen, wie schlecht das geglückt war. »Sie ist hier.« Dagný ließ Freyr den Vortritt in die Küche. »Pass auf, da hinten ist ein Loch. Da willst du bestimmt nicht reinfallen, der Gestank kommt von da.« Veigar kniete neben einer Frau, die zusammengekrümmt auf dem Boden lag, das Gesicht in einer schwarzen Pfütze, von der Freyr hoffte, dass es kein Blut war, obwohl er es vermutete. Das würde das Blut an dem unverletzten Hund erklären. Freyr stellte Lebenszeichen an der Frau fest und strich mit den Händen über ihre Halswirbel. Sie waren unverletzt. Dann bat er Veigar, ihm ein Messer zu geben, und schnitt ihr damit die Kleidung auf. Als er ihren bleichen Rücken sah, untersuchte er den Rest ihrer Wirbelsäule, die unverletzt zu sein schien. Auch andere Wunden waren nicht zu erkennen. Ihr Atem ging unregelmäßig und rasselnd. »Hilf mir, sie vorsichtig umzudrehen«, sagte Freyr und drehte die Verletzte zusammen mit Veigar auf den Rücken. Veigar wich abrupt zurück, als er die Verletzungen sah. Die Frau hatte feuerrote, blutige, kreuzförmige Schnitte im Gesicht, die so nah an ihren Augen waren, dass sie froh sein konnte, sie nicht verloren zu haben. Freyr reckte sich nach Veigars Taschenlampe und stellte das Licht so ein, dass er besser sehen konnte. Er musste aufpassen, dass ihm der Kopf der Frau nicht aus der Hand glitt und zurück auf den Boden prallte. Freyr hätte schwören können, aus dem Loch hinter sich ein leises, dreistes Kinderlachen dringen zu hören, war aber zu verwirrt, um Angst zu bekommen. Es war Líf. Oder das, was von ihr noch übrig war.

33. Kapitel

Entweder war der Gestank im Haus verflogen oder sie hatten sich so daran gewöhnt, dass sie ihn nicht mehr wahrnahmen, zumindest hielt sich niemand mehr die Nase zu oder verbarg sie in seiner Armbeuge. Sie waren zu sehr damit beschäftigt, die beiden anderen Personen, die sich im Haus aufhalten sollten, zu suchen und sich um Líf zu kümmern, um noch etwas zu riechen. Mit jedem leeren Zimmer, das sie entdeckten, wurde ihnen mulmiger zumute. Das Paar schien verschwunden zu sein, und Veigars und Dagnýs Suche im Arzthaus trug auch keine Früchte. Der Kapitän saß auf einem Küchenstuhl, seufzte in regelmäßigen Abständen, schüttelte den Kopf und murmelte, er hätte doch versucht, die Leute zu warnen, aber auf ihn würde ja niemand hören. Noch nicht mal jetzt. Freyr war sich nicht sicher, ob er damit Dagný und Veigar meinte, die durch das Loch in den Keller geklettert waren. Veigar hatte als Erster seinen Kopf und die Taschenlampe durch das Loch gesteckt und war leichenblass wieder aufgetaucht, mit der Neuigkeit, im Keller befände sich eine Leiche. Vermutlich von einem Kind. Freyr hatte von der verletzten Líf aufgeschaut, deren Zustand sich langsam, aber stetig verschlechterte, und in den Keller gewollt, aber Dagný hatte ihn am Arm gepackt und zurückgehalten. Sie war Veigar dann selbst nach unten gefolgt und hatte kurz darauf den Kopf durch das Loch gesteckt, um Freyr zu sagen, dass es sich nicht um seinen Sohn handelte. Dann waren die beiden wieder hochgestiegen und aus der Küche gegangen, um sich unter vier Augen zu beraten. Sobald sie außer Sicht waren, legte Freyr Lífs Kopf vorsichtig auf seine zusammengerollte Jacke und ging zu dem Loch, um mit eigenen Augen zu sehen, dass es sich nicht um Benni handelte. Der Stacheldraht, der sich um sein Herz gelegt hatte, zog sich immer enger zu, und als er in den düsteren, niedrigen Raum schauen konnte, bekam er vor Beklemmung kaum noch Luft. Dagný hatte nicht gelogen, das konnte nicht Benni sein, dafür hatte die Leiche schon zu lange dort gelegen.

Als Dagný und Veigar zurückkamen, lag Freyr immer noch auf dem Boden und schaute durch das Loch, völlig ergriffen von dem traurigen Anblick. Neben dem Häufchen, das einstmals geatmet, gelächelt und

gespielt hatte, ohne die geringste Ahnung zu haben, wo es einmal ruhen würde, lag eine verschlissene, staubige Schultasche. Lediglich der Schädel und die filigranen Knochen der Finger einer Hand waren zu sehen, der Rest des Skeletts war mit Kleidung bedeckt, die das Kind am Tag oder in der Nacht seines Todes getragen hatte. Auf dem Erdboden lagen Muscheln verstreut, die wie alles andere mit feinem Staub bedeckt waren. Freyr vermutete, dass es sich um Bernóðus handelte, der vor so vielen Jahren verschwunden war. Der Junge, mit dem das Leben kein Mitleid gehabt hatte – und der Tod noch viel weniger. Das würde sich bestimmt später eindeutig bestätigen lassen. Freyr sagte nichts darüber zu Dagný, die ihn vom Boden aufscheuchte und sagte, er dürfte den Fundort nicht anrühren. Wahrscheinlich dachte sie etwas Ähnliches wie er.

»Seid ihr bald fertig?«, rief Freyr später in Richtung des Lochs, das aussah wie der Eingang zur Hölle. Im gelben Licht der Taschenlampen stiegen Staubstreifen aus dem Loch auf, als brenne unter ihren Füßen ein Feuer. Ab und zu gesellten sich scharfe Lichtblitze von den Fotoapparaten der Polizisten hinzu. »Sie muss so schnell wie möglich ins Krankenhaus.« Freyr konnte nicht genau sagen, was Líf neben den Schnitten im Gesicht noch hatte. Die waren zwar nicht lebensgefährlich, würden ihr zukünftiges Leben aber völlig auf den Kopf stellen. Sie war kochend heiß, ihr Puls war schwach, und sie hustete immer wieder Blut. Wahrscheinlich hatte sie innere Verletzungen, und wenn sie nicht bald behandelt wurde, konnte sie leicht daran sterben. Was allerdings genauso gut passieren konnte, wenn sie sofort in ein Krankenhaus käme.

Dagný und Veigar kletterten durch das Loch wieder nach oben, mit staubigen, zerrissenen Klamotten und ähnlich anzusehen wie der Hund, der immer noch auf dem Arm des Kapitäns lag. Dagný hatte die Tasche aus dem Keller in der Hand und legte sie vorsichtig auf den Küchentisch, so als fürchte sie, dass das Leder zerbröseln würde. »Wir sind fertig. Wie bringen wir sie am besten zum Boot?«

Freyrs Blick wanderte von der Tasche zu Dagný. »Wir müssen eine Trage bauen. Es wäre am besten, einen Hubschrauber zu rufen, aber ich glaube, mit dem Boot sind wir schneller. Ihr Zustand ist kritisch.« Er räusperte sich. »Wenn ihr das machen könnt, würde ich gerne einmal ums Haus gehen und die Klärgrube suchen. Ich kann hier nicht weg,

bevor ich weiß, ob ich recht habe.«

Dagný starrte ihn an und sagte: »Dann komm, hier läuft niemand alleine rum.« Sie drehte sich zu Veigar und dem Kapitän. »Könnt ihr euch um die Trage kümmern?«

Die Männer bejahten, und Dagný und Freyr gingen mit Taschenlampen bewaffnet hinaus in die Nacht. Als Freyr aus dem Haus trat, hatte er wieder dasselbe Gefühl wie vorher, dass ihnen jemand folgte, aber es wurde schwächer, als sie losgingen. Vielleicht weil er sich nur noch auf die Umgebung konzentrierte – im Grunde war es ihm egal, ob irgendetwas die Nacht mit ihnen teilte. Er musste an andere Dinge denken. Dagný wirkte jetzt äußerst angespannt, als hätten sie die Rollen getauscht. Sie riss die Taschenlampe ständig hin und her, so als suche sie nach einem verlorengegangenen Kätzchen, das nicht stillsaß.

»Glaubst du, dass wir die beiden anderen noch finden?«, fragte Freyr. Er wollte reden, musste reden, um nicht den Verstand zu verlieren. Er fühlte sich wie in einer gigantischen Achterbahn, die immer weiter anstieg, bis der höchste Punkt erreicht war. Und von dort hinunterstürzte. »Ich habe aus Líf rausgekriegt, dass der Mann, dieser Garðar, gestern oder vorgestern verschwunden ist. Sie wusste nicht, welchen Tag wir heute haben und wie lange sie in der Küche gelegen hat. Ich glaube allerdings, dass es noch gar nicht so lange her ist, seit ihr die Verletzungen zugefügt wurden. Höchstens ein paar Stunden.«

Dagný schien froh über die Unterhaltung zu sein und bewegte ihre Taschenlampe weniger hektisch. »Hast du sie gefragt, was passiert ist? Wer sie angegriffen hat?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob sie weiß, was sie sagt, aber sie hat was von einem Jungen gefaselt. Ich konnte keinen Namen und keine genaue Beschreibung aus ihr rauskriegen. Sie meinte, er hätte diese Katrín angegriffen und sie tot aus dem Haus geschleift. Die Schnitte in ihrem Gesicht haben die Nerven, die für die Mimik zuständig sind, durchtrennt. Beidseitig. Ihr Gesicht ist gelähmt, und sie hat Schwierigkeiten zu sprechen.« Er erzählte nicht, dass er Líf nach dem Insulin gefragt hatte. Da er nicht wusste, ob sie überleben würde, war das die einzige Möglichkeit, es herauszufinden, und auch wenn es nicht wirklich wichtig war, wollte er es unbedingt wissen. Sonst würde sie die Antwort vielleicht mit ins Grab nehmen. Als Freyr Líf ohne die Anziehungskraft,

die sie vorher gehabt hatte, vor sich gesehen hatte, hatte er sie endlich durchschaut. Er war zwar auch für ihre Affäre verantwortlich gewesen, spürte aber dennoch, wie er von Hass überwältigt wurde. Wenn er Líf nicht getroffen hätte, nachdem er das Medikament abgeholt hatte, wäre Benni nicht gestorben. Nicht auf diese Art und Weise. Sein Hass war primitiv, wie Adam und Eva die Schlange gehasst haben mussten, als sie aus dem Paradies vertrieben worden waren. Deshalb hatte Freyr kein Mitleid mit Líf, auch wenn das ungerecht war. Sein Herz und seine Seele waren wie versteinert. Er verschonte sie nicht mit unangenehmen Fragen und insistierte, bis sie geschwächt versuchte zu antworten. Ihre Antworten waren undeutlich, aber sie sprach davon, dass Einar – Freyr fiel wieder ein, dass das der Name ihres Mannes war – es nicht anders verdient hätte. Daraufhin hörte Freyr sofort auf zu fragen, wollte seinen Verdacht auf einmal nicht mehr bestätigt haben. Ihre damaliges Nachfragen, nachdem sie gehört hatte, dass Insulin keinen Rausch verursachte, war viel zu detailliert gewesen und bestimmt nicht dafür gedacht, nur die peinliche Stille zu überbrücken, wie er damals angenommen hatte.

Sie gingen um die Hausecke zu der dem Dorf abgewandten Giebelseite. Freyr blieb stehen, als der Schein seiner Taschenlampe auf eine ausgehobene Grube fiel. In der Dunkelheit konnte man den oberen Teil des Klärbehälters erkennen. Freyr ging langsam zu der Klärgrube und musste sich zwingen weiterzuatmen. Je näher er herankam, desto mehr stach ihm die grüne Farbe ins Auge, die Farbe, die ihn im Schlaf und im Wachen heimgesucht hatte. Als er an den Rand der Grube kam, sah er den gesamten Klärbehälter, dessen unterer Teil von Schnee verdeckt war. Ein U-Boot. Ein grünes U-Boot. Wenn er die Augen zusammenkniff, war es kein Problem, die Ähnlichkeit zu erkennen. Ein breiter, ovaler Rumpf mit einem kleinen Häuschen obendrauf; das Einzige, was fehlte, war das Fernrohr.

»Halt den Hund fest, Freyr. Ich gucke rein.« Dagný schob ihn vom Rand weg. »Pass auf, dass du nicht reinfällst, sonst verstauchst du dir noch den Knöchel oder Schlimmeres.« Die Grube war nicht tief, aber Freyr wusste, dass sie recht hatte. In seinem momentanen Zustand würde er sich beim Fallen noch nicht mal mit den Händen abstützen. Er beobachtete, wie sie in die Grube sprang, sich an dem Behälter hochzog

und zu der Öffnung vortastete, durch die Benni hineingeklettert sein musste. Sie löste den simplen Riegel, mit dem der Deckel befestigt war, und Freyr spürte wieder einen Stich im Herzen. Wahrscheinlich hatte der Mann, dessen Anhänger Freyr gerammt hatte, gesehen, dass der Riegel nicht richtig verschlossen war, als er losfahren wollte, und ihn zugemacht. Ein weiteres Wenn in der Geschichte. Was, wenn er das nicht getan hätte? Hätte Benni den Deckel von innen aufmachen und den Kopf rausstrecken können? Hätten andere Autofahrer ihn gesehen und den Wagen angehalten?

Dagný legte den Deckel ab und leuchtete in den kleinen Container. Dabei wurde der Klärbehälter zu einer Laterne, und der grüne Schein ähnelte dem Nordlicht. Ganz unten in dem Behälter tauchte ein Schatten auf. Der Schmerz war schlimmer, als Freyr sich jemals hätte vorstellen können – wie wenn man zu nah an einem großen Feuer stand, das jedoch im eigenen Inneren loderte, so dass man ihm nicht ausweichen konnte. Freyr erkannte den Umriss einer kleinen, knochigen Hand. Benni.

Das Meer versuchte mit aller Macht, Freyr die Rückfahrt noch unerträglicher zu machen. Jede Auf- und Abbewegung des Bootes fuhr ihm in den Magen, aber sein Körper war nicht in der Lage, der Übelkeit ein Ende zu bereiten und sich zu übergeben. Er saß auf einer Bank in dem kleinen Passagierraum neben dem Steuerhaus und starrte vor sich hin. Auch wenn seine Augen sahen, was vor ihm lag, konnte sein Gehirn die Informationen nicht verarbeiten, und er hätte Schwierigkeiten gehabt zu beschreiben, was er sah. Líf war tot, sie hatte diese Welt verlassen, kurz nachdem sie in den Ísafjarðardjúp gefahren waren; sie hatte nach einer Zigarette gefragt, einen leisen Seufzer ausgestoßen, und dann war ihr Kopf langsam zur Seite gesunken. Freyrs Versuche, sie wiederzubeleben, waren zwecklos gewesen. Das Gefühl, ihre leblosen Lippen auf seinen zu spüren, war ihm fast zuwider gewesen.

»Freyr.« Dagný hockte sich vor ihn. »Wir sind gleich da. Wie geht es dir?«

»Okay.« Das war eine Lüge, und sie wussten es beide.

»Dein Sohn wird morgen früh sofort geholt. Ich kümmere mich darum.« Er entgegnete nichts, aber das war auch nicht nötig. »Ich habe mir die Tasche angeschaut. Sie gehört Bernódus.« Eine große, mächtige Welle

brachte Dagný fast zu Fall, aber sie hielt sich an Freyrs Knien fest und kam wieder ins Gleichgewicht. »Der Inhalt ist einigermaßen gut erhalten, und ich habe ein Schreibheft gefunden, in dem er sich nach seinem Verschwinden Notizen gemacht hat.« Als Freyr nicht reagierte, sprach sie weiter. »Er beschreibt, was ihm passiert ist. Es ist ziemlich eindrucksvoll. Ich lasse es später für dich kopieren, wenn du willst.« Freyr nickte. Vielleicht würde er es irgendwann einmal lesen, vielleicht auch nicht. Im Augenblick wollte er nur alleine sein. Alleine. Er spürte Bennis Gegenwart nicht mehr und war sich ziemlich sicher, dass er Sara nicht mehr im Traum erscheinen würde. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass sie es vermissen würde. So wie er es bereits vermisste.

Úrsúla weinte still. Salzige Tränen rannen über die Wunden unter ihren Augen, die noch nicht verheilt waren. Es musste brennen, aber sie zeigte keinen Schmerz. »Er ist weg.« Sie knetete ihre sehnigen Hände. »Er ist nicht mehr hier.«

»Ist das eine gute Beschreibung dessen, was passiert ist, Úrsúla? Erinnern Sie sich daran?«, fragte Freyr und legte die Kopie, die er ihr gerade vorgelesen hatte, beiseite. Er hatte sie, einen Tag nachdem sie aus Hesteyri zurückgekehrt waren, von Dagný bekommen. Am nächsten Morgen, nach einer schlaflosen Nacht, hatte er sie direkt angerufen, hatte das Heft lesen wollen, bevor sie mit einem Suchtrupp erneut nach Hesteyri fahren würde, um nach dem verschollenen Paar zu suchen und Bennis und Bernódus' Leichen in die Stadt zu bringen. Leider hatte sich die Aktion wegen des schlechten Wetters um einen Tag verzögert, deshalb war der Suchtrupp jetzt dort, vermutlich vollauf damit beschäftigt, seine Arbeit vor Einbruch der Dunkelheit abzuschließen. Er hoffte, dass sie seinem Sohn Respekt zollen und seine weißen Knochen sanft behandeln würden. Er hätte sich am liebsten selbst darum gekümmert, hatte darum gebeten mitzudürfen, hatte alles versucht, hätte sich fast vor Dagný auf die Knie geworfen und sie angefleht, aber sie war hart geblieben.

»Sie wollten nicht mit mir befreundet sein und haben nur so getan als ob. Nachdem Bernódus verschwunden war, haben sie mich wieder so behandelt wie vorher. Scheußlich.« Úrsúla knetete ihre Hände noch

eifriger, so als wolle sie ihre Finger zu einem Zopf flechten. »Er war mein einziger Freund, und sie haben mich dazu gezwungen, ihn zu verraten. Haben mir versprochen, dass ich dann zu ihnen gehören würde. Zu den beliebten Kindern. Den hübschen Kindern.« Ihre Hände standen still. »Sie haben es nicht ernst gemeint, haben einfach gelogen. Als er verschwunden war, war wieder alles wie vorher.«

Freyr wusste nicht, was er sagen sollte. Er hatte ihr nicht den ganzen Text vorgelesen, hatte die letzten Worte weggelassen, in denen der Junge Rache schwor und den, der den Text fände, bat, dafür zu sorgen, dass alle ihre gerechte Strafe bekämen, besonders Úrsúla. Und so war es tatsächlich gekommen, alle Kinder, deren Namen er nannte, hatten als Erwachsene gelitten, und die Lehrerin, die seine Verzweiflung ignoriert hatte, am allermeisten. Der Vater war der Einzige, den Bernódus verschont hatte, was typisch für die Loyalität eines Kindes gegenüber seinen Eltern war. Doch abgesehen von der Rachelust und der Wut des Jungen, waren die Ähnlichkeiten zu Bennis Schicksal erstaunlich. So erstaunlich, dass Freyr nicht darüber nachdenken konnte, noch nicht. Vielleicht würde er das später tun, wenn er sich wieder mit dem Leben ausgesöhnt hatte, was noch wie ein ferner Traum schien.

»Kinder können so unbarmherzig sein, Úrsúla. Aber das lässt mit dem Älterwerden nach, und wer weiß, ob Sie sich nicht später gut mit ihnen verstanden hätten, wenn Sie nicht krank geworden und nach Reykjavík gezogen wären«, sagte er.

»Ich hätte es sagen müssen. Aber ich habe mich nicht getraut. Die anderen haben gedroht, mir an den Kragen zu gehen, der Polizei zu erzählen, dass ich dafür verantwortlich bin, nicht sie. Wer hätte mir denn geglaubt?«

Freyr machte sich bereit zu gehen, faltete das Blatt zusammen und steckte es in Úrsúlas Krankenakte – Bernódus' Geschichte zwischen Diagrammen und Angaben zur Medikation einer alten Frau, die schon vor langer Zeit ihren Realitätssinn verloren hatte. Vielleicht nicht verwunderlich. Ihr kranker Geist hatte Schwierigkeiten, mit dem zu leben, was damals geschehen war. Mitanzusehen, wie ihre neuen Kameraden einen Jungen, mit dem sie eng befreundet war, peinigten und verhöhnten, ihm Schimpfwörter hinterherriefen, er sei hässlich und schmutzig, ihm Spitznamen gaben, weil er nach dem Sportunterricht

nicht unter die Dusche gehen wollte. Und dann entdeckten sie noch etwas, womit sie ihn hänseln konnten. Sie verhöhnten ihn, weil er so arm war, dass sein Vater kein Geld für Kreuze auf dem Grab seiner Mutter und seines Bruders hatte und sie ihm deshalb in den Rücken geschnitten hatte. Als er versuchte, den Hänseleien zu entkommen, verfolgten sie ihn. Die Verfolgungsjagd endete am Hafen in einer Sackgasse, wo ihm nichts anderes übrigblieb, als auf ein Boot zu klettern, das gerade abfuhr. Die Kinder standen am Ende der Brücke und sahen das Boot wegfahren, während sich der Junge unter der Persenning und einem Stapel Netze versteckte, aus Angst, dass der Seemann ihn entdecken und zurück auf die Brücke schicken würde. Das Schlimmste für ihn war, Úrsúla von seinem Versteck aus zwischen seinen Peinigern stehen zu sehen und begreifen zu müssen, dass sie bei dem abscheulichen Spiel mitgemacht hatte, anstatt ihm zu helfen.

Das Boot fuhr nach Hesteyri, und als der Mann von Bord gegangen war, um irgendetwas zu erledigen, beschloss der Junge, sich an Land zu schleichen, die Kreuze vom Grab seiner Mutter und seines Bruders zu holen und den anderen Kindern zu zeigen, dass sie unrecht hatten. Während er sich damit abmühte, sie aus der Erde zu ziehen, legte das Boot wieder ab und ließ ihn alleine in dem verlassenen Dorf zurück, wo er einst gewohnt hatte. Mitten im Winter in einem menschenleeren Dorf, das niemand regelmäßig besuchte.

Lange Zeit hoffte er, abgeholt zu werden, dass eines der Kinder, die ihn hatten wegfahren sehen, jemandem Bescheid sagen und dass die Polizei herausfinden würde, wohin das Boot gefahren war. Er lebte von Muscheln, die er am Strand fand, denn er hatte keine Angel und konnte keine bauen. Er richtete sich in seinem alten Haus ein, weil er sich nicht traute, in andere Häuser einzubrechen. Die Kälte, die immer härter wurde, veranlasste ihn, im Keller Zuflucht zu suchen, wo es am wärmsten war, doch das brachte nicht viel. Die Kälte fand ihn und ließ ihn nicht mehr los, bis er tot war. Davon stand natürlich nichts in dem Text, aber die Beschreibung, wie die Finger seiner linken Hand schwarz wurden, ließ darauf schließen, dass er erfroren war. Ohne ärztliche Hilfe waren eine Blutvergiftung und der Tod meist nicht weit, wovon die leeren Seiten am Ende des Hefts auf erschütternde Weise zeugten.

»Warum wurde er nicht früher gefunden?« Úrsúlas Stimme war brüchig

und heiser, denn es war lange her, seit sie so viel geredet hatte. Es war, als würde ihr eine schwere Last von der Seele genommen. Sie schien es selbst zu merken und hätte auch sagen können: *Was, wenn er vor dreißig Jahren gefunden worden wäre? Oder vor vierzig? Hätte ich dann ein normales Leben gehabt?*

»Das Haus stand leer und wurde jahrzehntelang von niemandem betreten. Bis vor drei Jahren, da war es zeitweise wieder bewohnt. Aber der Besitzer hat sich wohl nicht besonders gut umgeschaut, er hat Holzdielen über die Luke gelegt, und es hätte nicht viel gefehlt und der Junge hätte noch viel, viel länger dort gelegen.«

»Er ist in der Nacht, als er starb, in die Schule eingebrochen. Es war Rache aus dem Jenseits. Da wusste ich, dass er tot ist, weil er mir zum ersten Mal erschienen ist. Seitdem habe ich ihn ständig gesehen. Und gehört.« Sie schaute Freyr in die Augen, verwundert, darin nicht demselben Misstrauen zu begegnen wie in all den Jahren. »Aber jetzt ist er weg und kommt nicht mehr wieder. Vielleicht wollte er gefunden werden.«

»Vielleicht.« Freyr wollte die Frau nicht unterbrechen, da sie das erste Mal, seit er mit ihr zu tun hatte, zusammenhängend redete. Falls so etwas Merkwürdiges überhaupt möglich war, war derselbe Junge dann auch in den Kindergarten eingebrochen? Und warum? Wenn Freyr seiner Phantasie einen Moment lang freien Lauf ließ, wäre es durchaus vorstellbar, dass der Einbruch mit den drei Leuten aus Reykjavík zusammenhing, die in das Haus in Hesteyri gekommen waren, aber es hatte keinen Sinn, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Wahrscheinlich würde man das nie herausfinden. Genauso wenig wie die Antwort auf die Frage, ob Bernódus gewollt hatte, dass Benni gefunden würde, damit dann auch seine eigenen Knochen entdeckt würden und er seinen lang ersehnten Frieden fände. So gesehen, war das ein glückliches Ende einer schrecklichen Tragödie. Bis auf Úrsúla waren alle, die Bernódus gequält hatten, verstorben, und es gab nichts, was den Jungen noch hielt. Freyr hoffte zumindest, dass das Grauen nun zu Ende war.

»Ich bin müde«, sagte Úrsúla und schloss die Augen. »Ich glaube, ich werde gut schlafen.«

Sie drehte ihren Kopf auf dem Kissen von Freyr weg. »Das wird ungewohnt sein.«

Wie so vieles. Freyr verabschiedete sich und verließ den Raum. Er war zu müde, traurig und nachdenklich, um das leise Kichern zu bemerken, das aus Úrsúlas Zimmer drang, nachdem er die Tür hinter sich zugezogen hatte.

Als Freyr vom Altenheim wegfuhr, öffnete er das Fenster weit, um die kalte, frische Winterluft einatmen zu können. Er wusste, dass das Boot, das Benni nach Hause brachte, bald eintreffen würde, und wollte rechtzeitig an der Brücke sein. Vielleicht musste er im Auto sitzen und warten, aber das war in Ordnung, im Augenblick gab es nichts Wichtigeres. Er fuhr zum Hafen und stellte den Sitz zurück, damit er bequem warten konnte. Dann spähte er über den Fjord und hoffte, dass der schwarze Punkt ganz hinten am Horizont das Boot war, auch wenn es ihm die endgültige Bestätigung brachte, dass es keine Hoffnung mehr gab. Wenn alle Formalitäten erledigt waren, hatte er nicht mehr viel zu tun. Arbeiten, essen und schlafen und sich vielleicht um den Hund kümmern, der niemandem gehörte und Patti oder Hvutti hieß – zumindest hörte er auf beide Namen.

Vielleicht würde er sich länger frei nehmen, unbezahlten Urlaub machen und sich irgendwo in der Einsamkeit niederlassen, weit weg von Menschen und Zivilisation. Er dachte an das Haus, das die Ertrinkenden in Hesteyri vor Augen gehabt hatten. Vielleicht war es billig zu erwerben. Die Besitzer waren entweder tot oder verschollen, und dann hätte er etwas, worum er sich kümmern müsste, könnte versuchen, es in einen vernünftigen Zustand zu bringen und dadurch vielleicht sicherstellen, dass die negativen Schwingungen aus dem Haus verschwanden.

Freyr beobachtete, wie das Boot näher kam. Das Meer war entgegen allen Erwartungen und Benni zu Ehren spiegelglatt. Tränen rannen über seine Wangen. Dabei schien der schlimmste Schmerz aus seiner Seele zu weichen, und er fühlte sich etwas besser. Er nahm sich vor, die Sache mit dem Haus anzugehen. Er könnte den Hund mitnehmen und sogar Dagný einladen mitzukommen, oder die Krankenschwester, die Líf ähnelte – wenn auch nur äußerlich. Vielleicht würde Sara irgendwann den Ort sehen wollen und sich mit ihm und dem Leben versöhnen. Als er ihr die Neuigkeiten mitgeteilt hatte, hatte ihr Weinen echt geklungen, endlich

hatte ein heilender Trauerprozess eingesetzt. Auch wenn sie nie wieder ein Paar werden würden, könnten sie vielleicht irgendwann Freunde sein, und natürlich war ein so friedlicher Ort wie Hesteyri perfekt, um über das Leben nachzudenken, besonders über das Gute, das es ihnen trotz allem beschert hatte. Sie hatten schöne, wehmütige Erinnerungen an Benni, die ihnen niemand nehmen konnte und die sie gemeinsam in aller Ruhe aufleben lassen konnten, während sie sich stritten und alte Uneinigkeiten aus dem Weg räumten. Das würde ihnen jedenfalls beiden guttun.

Freyr nahm sich vor, das Haus zu kaufen und instand zu setzen.

Katrín sah, wie die Wellen das Boot aus dem Fjord schaukelten, während sie am Strandrücken stand, ohne bemerkt zu werden. Sie fühlte sich ganz seltsam, wie betrunken, aber nicht sturztrunken, nur unbeschwert, und alles war so klar. Aus ihren Kleidern tropfte Wasser auf die schneeweiße Erde, und ihr Weg führte sie am Arzthaus vorbei, über die Brücke zum Haus, zu ihrem Haus. Es raschelte und knackte in dem trockenen, vergilbten Gebüsch hinter ihr, aber sie ließ sich davon nicht aus der Ruhe bringen. Jetzt gab es nichts Wichtigeres mehr als die Wut, die in ihrem Inneren brodelte. Doch das war gut so. Sie war nach Hause gekommen, und nichts würde ihren Frieden mehr stören. Dafür würde sie schon sorgen.

